DER SPIEGEL

C 7007 CX
Nr. 29
29. Jahrgang · DM 2,50
14. Juli 1975

Brandt in der Sowjetunion

Makler für Bonn

Das einzig Wahre: Geschmacks-Verfeinerung. Warsteiner

Die Warsteiner Exklusiv-Tulpe.

6 Kristallgläser mit Golddekor zum Freundschaftspreis von DM 15.– Per Nachnahme zuzügl. Nachnahmespesen der Post.

Warsteiner Brauerei Gebr. Cramer KG
4788 Warstein · Telefon 02902/611

HAUSMITTEILUNG

Datum: 14. Juli 1975 Betr.: Titelbild, Papierpreise

Nur selten gelingt, die Entstehungsgeschichte eines SPIEGEL-Titelbildes so zu dokumentieren, wie hier abgebildet. Am vorletzten Tag seiner Reise durch die Sowjet-Union wurde Willy Brandt im Gebiet Samarkand vom Brigadier Muliwad Nasriddinow auf einem Weinbau-Musterbetrieb in Landestracht gekleidet, mit Käppchen, Kittel, Schärpe und, sogar, mit Dolch. Auf den über zehntausend Kilometern Reise, die der SPD-Vorsitzende durch die Sowjet-Union unternommen hatte, war er von den SPIEGEL-Redakteuren Wolfgang Kaden und Fritjof Meyer begleitet worden. Mit Brandt auf Auslandsreisen zu gehen, um die Aktivitäten des heimlichen Aussenministers zu beobachten, ist inzwischen Pflicht der Bonner SPIEGEL-Redaktion: Hans Gerhard Stephani reiste mit Brandt im vergangenen März durch Mexiko, die Vereinigten Staaten und Venezuela, Jürgen Leinemann vor drei Wochen durch Griechenland und Jugoslawien.

Brandt-Ehrung im Gebiet Samarkand

+

Mit dem Hinweis auf eine im SPIEGEL veröffentlichte Geschichte (Kartelle, „Geballte Macht", 17/1975) und ausgestattet mit ihren Dienstausweisen, besuchten jüngst zwei Beamte den SPIEGEL, nicht unangemeldet. Der eine kam vom Berliner Bundeskartellamt, der andere von der Kommission der Europäischen Gemeinschaften in Brüssel, Generaldirektion Wettbewerb, mit dem schriftlichen Auftrag, „eine Nachprüfung vorzunehmen, um Auskünfte darüber zu erhalten, ob die Produktions-, Einkaufs- und Verkaufsbedingungen verschiedener Papiersorten – insbesondere von maschinengestrichenen Papieren" den Paragraphen des Römischen Vertrags entsprächen.

Anders gesagt: Wie auch in der SPIEGEL-Geschichte geschildert, haben die Herren aus Brüssel und Berlin den Verdacht, bei den Papierherstellern könnte es unerlaubte Preisabsprachen (sprich: Kartelle) geben, zumal Papier der SPIEGEL-Qualität zum Beispiel von 1972 auf 1974 um zwei Drittel teurer und trotz Bedarfsrückgangs um ein Drittel seither keinen Pfennig billiger geworden ist. Die Prüfer liessen sich über die Papierrechnungen des SPIEGEL Auskunft geben und waren überrascht – aber vielleicht eigentlich auch wieder nicht so sehr –, dass alle Lieferanten just zu genau dem gleichen Preis anbieten.

AUF PAPI, DER DEN GANZEN SPASS BEZAHLT!

MM-DER SEKT MIT DEM GEWISSEN EXTRA

IN DIESEM HEFT

TITELGESCHICHTE

Willy Brandt sucht sein Comeback 17

SPIEGEL-GESPRÄCH

Mit Israels Premier Rabin über Krieg und Frieden im Nahen Osten 60

DEUTSCHLAND

Koalition
In der FDP regt sich Widerstand 24

Mitbestimmung
Tritt Arendt zurück? 26

Bodenrecht
Stückwerk statt Jahrhundertgesetz 29

Wählerinnen
Frauen sind treuer 32

Beamte
SPIEGEL-Interview mit dem Staatsminister im Auswärtigen Amt Karl Moersch über das Öffentliche Dienstrecht 34

Städtebau
Peter M. Bode über erste Elementa-Wohnbauten 38

Parteien
Tritt Bayerns Vogel ab? 44

Wilderer
Rehjagd mit dem Auto 47

Schiffahrt
Stürmischer Wettbewerb auf der Ostsee 52

Polizei
Beamtinnen wollen nicht schießen 55

WIRTSCHAFT

Gemeinden
Sparsamkeit zur falschen Zeit 27

Arbeitsrecht
Konfusion in Erwitte 33

Zinsen
Schöne Zeiten für die Banken 36

Computer
Unidata vor dem Zerfall 46

Stahlindustrie
Fusionspläne an der Saar 51

Banken
US-Banken greifen deutsche Industrie an 53

Chile-Krise
Schwere Depression durch harten Stabilitätskurs 71

Verbrechen
Wie gut verdienen Einbrecher? 74

AUSLAND

Portugal
Die Sozialisten aus der Regierung ausgetreten 58

DEUTSCHLAND

FDP-Kritik am Kanzler

Seite 24

Genscher, Maihofer, Schmidt

Innenminister Werner Maihofer macht sich in Bonn zum Wortführer jener Gruppe unzufriedener Freidemokraten, die allmählich die Freude am Bündnis mit dem autokratischen SPD-Macher Schmidt verlieren. Der FPD-Professor beklagt sich: „Ich kann machen, was ich will, nichts geht durch."

Bodenrecht: Unbrauchbarer Kompromiß

Seite 29

Den Kampf gegen die Spekulanten, die „aus billigem Boden pures Gold" (SPD-Parteivorstand) machen, scheinen Bonns Regierende zu verlieren. SPD und FDP haben einen Kompromiß ausgehandelt, der nach Experten-Ansicht „für die praktische Anwendung unbrauchbar" ist.

Genossin Trend

Seite 32

Deutsche Frauen geben ihre Stimme nicht mehr blindlings den konservativen Kandidaten. Eine Analyse der letzten Landtagswahlergebnisse belegt die wachsende Attraktivität der SPD für weibliche Wähler.

AUSLAND

Rabin: „Vom Golan nicht herunter"

Seite 60

„Ägypten erhält den größten Teil des Sinai zurück. Doch Scharm el-Scheich muß Israel halten." – „Vom Golan können wir nicht herunter." – „Siedlungsrechte für Juden in den Gebieten westlich des Jordan": Kernsätze aus einem SPIEGEL-Gespräch mit Israels Premier Rabin in Bonn.

Kollaps des Westens – kommen die Russen?

Seite 64

Sowjet-Flotten vor Norwegens Küste und im Mittelmeer, Sowjet-Ultimaten an Ägypten und Albanien, DDR-Soldaten blumengeschmückt auf dem Marsch in einen Westen, in dem Arbeitslosigkeit und Aufruhr herrschen: Diesen Ernstfall wird die Nato im Planspiel „Hilex '75" proben.

Sowjet-Zerstörer im Bosporus

KULTUR

Zwerenz-Roman über Guillaume

Seite 92

Zwerenz, Guillaume

Der erste Roman zum Fall Guillaume, „Die Quadriga des Mischa Wolf" von Zwerenz, wurde letzte Woche ausgeliefert. Um Einstweiligen Verfügungen zu entgehen, hat der Autor den Figuren „Masken vorgebunden" und das Buch einer „Projektgruppe" zugeschrieben, die den Fall im Jahre 2024 „intuitiv" rekonstruiert.

Steinzeit-Idylle im Tropenwald

Seite 98

Nur wenige hundert Kilometer von Manila entfernt begegnete der amerikanische Journalist John Nance erstmals der Steinzeit: 26 Angehörigen des Tasaday-Stammes, die im tropischen Regenwald noch nie mit der Zivilisation in Berührung gekommen waren, keine Feinde hatten und keinen Krieg führten – und auch keine Worte dafür kannten.

WIRTSCHAFT

Die Gemeinden sparen zuviel

Seite 27

Rathaus in Wolfsburg

Westdeutschlands Kommunen kappen ihre Ausgaben, weil sie kein Geld haben. Die Sparsamkeit, so Richard Klein vom Städtetag, sei in der Konjunkturflaute „volkswirtschaftlich idiotisch". Doch anders als bei Bund und Ländern sind die Verschuldungsspielräume der Gemeinden eng begrenzt.

Banken als Konjunkturbremser

Seite 36

Mitten in der Flaute machen die deutschen Geldverleiher, unterstützt von der Bundesbank, gute Zins-Geschäfte. Zugleich aber bremsen sie mit ihren zu hohen Kreditkosten die Investitionsneigung der Wirtschaft und mithin die Konjunktur.

Stahl-Fusion an der Saar?

Seite 51

Weil sie, jeder für sich, kaum lebensfähig sind, wollen die drei Stahlunternehmen von der Saar ein Großteil ihrer Produktion fusionieren. Schwächstes Glied des Dreierbundes ist das Neunkircher Eisenwerk. Doch auch die beiden anderen, Röchling-Burbach und Dillinger Hütte, sehen ihre Chance nur noch im Zusammenschluß.

Nato
Stabsübung '75 über Wirtschaftskrise im Westen 64

Indien
Warum applaudiert Moskau? 66

Bangladesch
SPIEGEL-Interview mit Staatschef Mujibur Rahman 68

USA
Rummel zum 200. Geburtstag 73

Ostblock
SPIEGEL-Report über den Aberglauben 76

Affären
Amerika erregt sich über den Fall Joan Little 81

SERIE

Die Jagd nach Adolf Eichmann 82

KULTUR

Kunst
Szeemanns „Junggesellenmaschinen" in Bern 90

Archäologie
Maya und Tolteken — Meister der Astronomie 91

Literatur
Zwerenz schreibt über Spionage: Guillaume 92

Film
Fassbinders „Mutter Küsters' Fahrt zum Himmel" 94

Medizin
Frühe Vorsorge gegen Brustkrebs 95

Psychoanalyse
Dostojewskis Neurose 96

Musikmarkt
Westdeutschlands erfolgreiche Popmusiker ausgebeutet, chancenlos, unterprivilegiert? 97

Forschung
Steinzeitkultur auf den Philippinen 98

Frauen
Justizaktion gegen Abtreibungsfahrten 101

Sprechfunk
Walkie-Talkies für jedermann 102

Briefe 7

Panorama 14

Trends 56

Szene 88

Spectrum 104

Personalien 106

Register 108

Fernseh-Vorausschau 111

Hohlspiegel/Rückspiegel 114

Wella for men besiegt den Strubbel

Der Morgenstrubbel Der Nachmittagsstrubbel Der Windstrubbel Der Stehstrubbel

Denn Wella for men ist ein Hairdressing Spray. Das heißt: Vor dem Kämmen ins Haar sprühen. Den herb-männlichen Duft genießen. Erleben, wie strubbeliges Haar fügsam wird. Und den lockeren Sitz einer natürlichen Frisur im Spiegel sehen. Einer Frisur, die den ganzen Tag hält.

WELLA

Neu in der Serie Wella for men:

Frisierwasser: hält die Frisur nachhaltig in Form.
Shampoo: wäscht mild und pflegend, wirkt gegen fettiges Haar und Schuppen.
Anti-Schuppen-Lotion: das hautaktive Tonikum zur regelmäßigen Anwendung gegen Schuppen.
Haarwasser: pflegt und belebt die Kopfhaut, verleiht dem Haar Glanz.
Haarwasser für Silberhaar: pflegt und belebt die Kopfhaut und wirkt gegen Gelbstich.

Erhältlich beim Friseur, in Drogerien und Parfümerien.

BRIEFE

Kriterien des Nutzens

(Nr. 27/1975, Justiz: Stuttgarts Kultusministerium wehrt sich gegen die Einstellung einer Blinden als Lehrerin)

Ist unsere Gesellschaft nicht schon leistungsorientiert und verantwortungslos genug, das Selbstbewußtsein der Wissenschaften und Wissenschaftler nicht schon elitär genug? Müssen wir nun auch wieder dem Götzen eines heilen, schönen und dadurch allseitig „guten" Menschen huldigen?

Köln — DÖRTE ROSENTHAL

Das ist typisch baden-württembergische CDU-Moral. Man kann sich furchtbar darüber erregen, daß ein DKP-Mitglied vorzeitig aus der Haft entlassen wird, um Wahlkampf in Berlin zu machen, und sieht hierfür den Rechtsstaat in Gefahr. Sich gleichzeitig aber über Gerichtsurteile hinwegzusetzen und einem Behinderten mit Nachdruck seine Lebenserfüllung zu verweigern, das ist in den Augen dieser Leute rechtskonform.

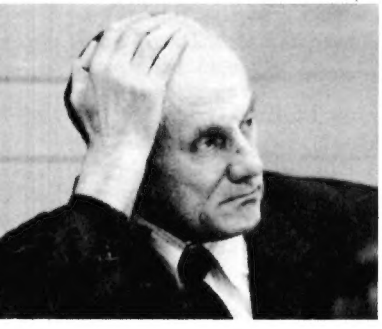
Jestetten (Bad.-Württ.) — BERND BRANDENBURGER

Kultusminister Wilhelm Hahn hat völlig recht, wenn er eine Blinde nicht für geeignet hält, als Lehrerin tätig zu sein. Die Richter, die Blindheit als Ablehnungsgrund nicht für ausreichend genug ansehen, haben wohl noch nie bei einem Blinden Unterricht gehabt und wissen nicht, was damit Schülern und auch der Lehrerin zugemutet wird. Frau Plautz kann froh sein, daß Herr Hahn sie vor einer bitteren Erfahrung bewahrt.

Köln — G. KLAGES

Es ist eine Frechheit gegenüber dem Steuerzahler, Ausbildungsplätze für Behinderte zu führen und ihnen anschließend eine Berufsausübung im Sinne der Mehrheit der Steuerzahler zu verweigern.

Stuttgart — HANS-ULRICH MELCHERT



Kultusminister Hahn, Madelon Plautz
„Mit Nachdruck die Lebenserfüllung verweigert"

In einer profitorientierten Gesellschaft unterliegt scheinbar auch der Behinderte den Kriterien des Nutzens. Ein Kriegsbeschädigter hat für die Gesellschaft „viel geleistet", ein durch Betriebs- oder Verkehrsunfall Geschädigter immerhin durch seine vorherige Arbeit einigen Nutzen erbracht, dieser fehlt beim von Geburt an Geschädigten völlig. So schaffen wir es, selbst die Behinderten in Gruppen aufzuspalten und zu klassifizieren.

Würzburg — PETER LUTZ

Bisher war ich der Meinung, als Lehrer arbeite man in erster Linie mit dem Kopf. In Baden-Württemberg scheint das anders zu sein!

z. Z. Heidelberg — ELLEN MARTHIENSEN, Lehrerin

„Zurück"-Tendenz?

(Nr. 27/1975, SPIEGEL-Titel: „Zurück zur Weiblichkeit"; Wilhelm Bittorf „Der anatomische Imperativ"; Nr. 28/1975, Frauen: Sophie von Behr zum Bittorf-Essay; Briefe)

Hätte der SPIEGEL die doch recht zahlreichen selbständigen Unternehmerinnen in Deutschland und die im SPIEGEL abgebildeten „Hiwis" der Männergesellschaft gefragt, ob diese nun den weiblichen Nachwuchs fördern, so hätte er wahrscheinlich eine negative Antwort bekommen. Es ist den führenden Frauen doch recht angenehm, so einsam auf weiter Flur zu sein.

Zürich — DR. DORIS REFFERT-SCHÖNEMANN, Wirtschaftsjournalistin

WICHTIGER HINWEIS für Männer

SEXANORMA®

Moderne Männer wissen, daß Jugendfrische erhalten bleiben kann. Daß Kraftreserven aufgebaut werden können. Moderne Männer nehmen SEXANORMA. Hochaktive Wirkstoffe verbessern gezielt, intensiv und besonders schnell die Aktivität des Mannes. SEXANORMA enthält neben anderen wertvollen Substanzen die Wirkstoffe Extr. Yohimbehae und Muira Puame in hoher Konzentration, welche die sexuelle Bereitschaft des Mannes steigern und erhöhen. Außerdem noch den wichtigen Wirkstoff Extr. Testes, der für die Potenz-Steigerung sehr wichtig ist. Versuchen Sie dieses wertvolle, besonders gut verträgliche Präparat! Verlangen Sie in der Apotheke aber ausdrücklich SEXANORMA!

REZEPTFREI IN ALLEN APOTHEKEN!

Anzeige ausschneiden und in der Apotheke vorlegen!

tourotel

Tagungs- und Reisehotel der soliden Komfortklasse

Geben Sie Ihr Geld dort aus, wo Sie die vernünftige Leistung dafür erhalten.

Vier Hotels – ein Konzept. Wir bieten dem Handel und der Industrie Hotelgastlichkeit nach Mass: Konferenz-, Tagungs- und Sitzungszimmer, Schulungs- und Seminarräume. Mit allen technischen Hilfsmitteln. Dazu den Service von soliden Komforthotels. Mit den nötigen Freizeitangeboten.

tourotel-Service steht Ihnen in München, Wien, Linz und Feusisberg bei Zürich zur Verfügung.

Bitte senden Sie mir Informationsmaterial über die «gastlichen vier tourotels».

tourotel München, D-8 München 40, Domagkstr. 26, Tel. (089) 34 00 11, Telex 05-215 533
tourotel Wien, A-1100 Wien, Kurbadstr. 8, Tel. (0222) 62 92 11, Telex 01-3361
tourotel Linz, A-4020 Linz, Unt. Donaulände 9, Tel. (07222) 75 075, Telex 02-1962
tourotel Feusisberg, CH-8835 Feusisberg b. Zürich, Tel. (01) 76 24 64, Telex 75 555

Firma/Name
Strasse
PLZ/Ort

FBP/Spi U 75

Wirtschaft 1974: Steuerreform - Herstattpleite - Talfahrt bei VW - Tempo 100 - Energiekrise - 1 Million Arbeitslose - Kuweit kauft Daimler/Benz-Aktienpaket - Schah steigt bei Krupp ein - Konjunkturprogramm der Bundesregierung - usw.

Alles, was Sie über das wirtschaftliche Geschehen im vergangenen Jahr wissen müssen, enthält das SPIEGEL-Jahrbuch

WERBUNG, MÄRKTE, MANAGER – 1974

Es bringt Fakten und Analysen, Daten und Deutungen, Gründe und Hintergründe. Die wichtigsten Beiträge, die 1974 zum Thema Wirtschaft im SPIEGEL erschienen, wurden für dieses Jahrbuch ausgewählt und nach Sachgebieten zusammengefaßt.
Die gegliederte Ordnung und das ausführliche Register machen
»Werbung, Märkte, Manager – 1974«
zum auskunftsschnellen dokumentarischen Nachschlagewerk über das Wirtschaftsgeschehen im Jahr 1974.

Umfang: 542 Seiten, plus 10 Seiten Register.

Subskriptionspreis bis 31. 8. 1975: DM 30,–
Danach DM 36,–. Die Auflage ist limitiert. (inkl. MwSt.)

Erscheinungstermin: August 1975.

Lieferung gegen Vorkasse; im Inland porto- und verpackungsfrei. Überweisungen mit Bestellvermerk »WMM – 74« bitte auf Postscheckkonto Hamburg 16818-209 (BLZ 200100 20).

SPIEGEL-Verlag
Vertriebsabteilung
2000 Hamburg 11
Postfach 110420

Es ist makaber, daß Sie einerseits die zentrale Utopie aus meinem Roman „Die Mutter"* (die Große Erotische Mutter) im Titel Ihrer Geschichte zitieren, daß Sie andererseits dann in zwei Sätzen mein Buch entstellen und herabwürdigen. Niemals habe ich irgendwo geschrieben, die Frau solle „fruchtbar wie ein Acker" sein, und Schwangerschaften habe ich niemals als „Stationen" auf dem Weg zur Großen Erotischen Mutter gepriesen.

Münster — KARIN STRUCK

Sophie von Behr, Bittorf
„Das Salz zwischen uns . . ."

Bittorf scheint der „Zurück"-Tendenz der SPIEGEL-Titelgeschichte zu unterliegen. Es liegt aber anders: die Frauenbewegung geht vorwärts; ihre eigene Beschränktheit jedoch wird sie sich selbst aufheben lassen.

Berlin — JOHANNES KECK

Je größer das Spezialwissen, um so geringer das Wissen um den Zusammenhang der Dinge. Am besten beantworten Kinder die vielen Fragen. Sie brauchen Vater und Mutter. Das heißt für Vater und Mutter weitgehendsten Verzicht auf ein ichbezogenes Leben. Wer das nicht mehr vermag, sollte es unterlassen, Kinder zu zeugen.

Bremervörde — ELISABETH PICHT

Wo ist die Frau, die zusammen mit dem Mann als Kamerad das Leben meistert? Esther Vilar ist da einen großen Schritt weiter als Sophie von Behr.

Berlin — ULRICH BUNGENSTOCK

Dem Ewigkeitsthema „Frau '75" und der Ewigkeitsproblematik zwischen den Geschlechtern möchte ich durch ein Gedicht von Joachim Laabs ein vorläufiges Ende bereiten:

Isländisches Liebesgedicht:
Ich bin der Bottich / du drin der Hering /
und das Salz zwischen uns ist die Liebe/
die uns haltbar macht und zerfrißt.

Wiesbaden — WINFRIED KRETSCHMER
Sozialarbeiter

Kein Einblick

(Nr. 28/1975, Presse: An Rhein und Ruhr wachsen die Monopole)

Die flott gemachte NRZ und die redaktionelle Unabhängigkeit finden Ihren Anklang. Herzlichen Dank! Tatsache

* Suhrkamp-Verlag, Frankfurt.

ist, daß ich nicht um Beistand nachsuche. Dagegen sind mir nach dem Zusammenschluß WAZ/WR von verschiedenen Seiten Kooperationsangebote gemacht worden. Man wollte wohl damit verhindern, daß die WAZ noch größer wird. Tatsache ist auch, daß die NRZ trotz Bezugspreistief wirtschaftlich gesund ist. Nach dem Anzeigenverlust des letzten Jahres konnte sie im ersten Halbjahr 1975 wieder steigende Umsätze erzielen. Tatsache ist endlich, daß ich keine Herren von der WAZ in die Bücher sehen lasse.

Essen — DIETRICH OPPENBERG
Verleger und Herausgeber
der Neuen Ruhr Zeitung

Leider geben die beiden Zitate, die Sie als Extrakt eines rund eineinhalbstündigen Gesprächs in Ihrem Artikel „Wie Margarine" von mir wiedergeben, nur sehr verzerrt den Inhalt unserer Unterhaltung wieder. Richtig ist, daß ich die Presse von den gleichen ökonomischen Mechanismen her bedrängt sehe wie andere Branchen auch. Eben deshalb habe ich das Kooperationsmodell an der Ruhr, das sich auf technische und wirtschaftliche Zusammenarbeit beschränkt, als einen Versuch dargestellt, die Pressevielfalt in dieser Region zu erhalten. Die von Ihnen angesprochenen Anzeigenkombinationen sind von mir als erfolgreich bezeichnet worden. Der Satz, daß „hier alles niedergewalzt werde", ist weder in dieser noch in ähnlicher Form von mir ausgesprochen worden. Ich halte es für möglich, daß Sie in Ihren Notizen Autoren miteinander verwechselt haben. Es wäre doch mehr als eigenartig, wenn ich gegen ein erfolgreiches Anzeigengeschäft unseres Unternehmens Bedenken hätte.

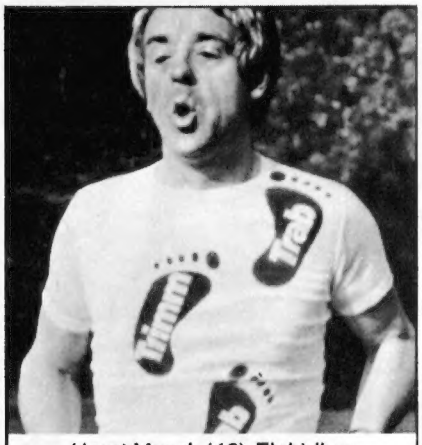
Dortmund — GÜNTER HAMMER
Chefredakteur
Westfälische Rundschau

Sie behaupten, der wilde Streik bei der Westdruck in Hagen sei von mir provoziert worden. Eine Rückfrage bei mir hätte ergeben, daß es der Betriebsrat war, der den Streik provozierte. Sein Vorsitzender hatte geschäftsschädigende Äußerungen zum Nachteil der Druckerei und ihrer Geschäftsleitung verbreitet, die daraufhin den Entlassungsantrag stellte; seine Ordnungsmäßigkeit ist bisher noch von keiner Seite bestritten worden. Als Antwort auf diesen Entlassungsantrag wurde der wilde Streik angezettelt, durch den die Rücknahme des Entlassungsantrags erzwungen werden sollte. Die von mir angebotene Vermittlung zur Beilegung des Streiks, die Sie mit keinem Wort erwähnen, beantwortete ein Mitglied des Westdruck-Betriebsrats mit einem weiteren Nötigungsversuch; schon vor der Vermittlung sollte deren Ergebnis fest zugesagt werden: Rücknahme des Entlassungsantrags. Auch diese Nötigung blieb erfolglos. Wenn Sie also darin, daß auch ich mich nicht nötigen ließ, eine Streikprovokation sehen, kann ich Ihnen nicht helfen. Wenn Sie das aber

Diese Tablette ist stärker als Ihr Kopfschmerz

Und sie hilft schnell. Auch bei Zahnschmerzen, Monatsbeschwerden, Wetterfühligkeit und bei fieberhaften Erkältungen. Das Gefühl der Abgeschlagenheit geht vorbei, und schon bald nach Einnahme der Spalt-Tablette fühlt man sich erleichtert und wohl. Die hervorragende Kombination der Wirkstoffe ist einer der Gründe für ihren Erfolg. Was die Spalt aber vor allem zu Deutschlands meistverlangter Schmerztablette gemacht hat, ist ihre außerordentlich gute Verträglichkeit. Spalt schont den Magen und die Nieren.
Wußten Sie, daß man über Spalt so viel Gutes auf einmal sagen kann?

Keinem anderen Schmerzmittel in Deutschland wird so oft vertraut wie Spalt. Spalt hilft schnell.



Horst Musch (42), Elektriker

„Ich habe mein Trimm-Trab-Tempo immer im Griff"

Ich kontrolliere mein Tempo so: Bei langsamem Gehen 15 Sekunden lang Pulsschläge zählen und mit 4 malnehmen. Die regelmäßige Schlagzahl sollte 180 minus Lebensalter (bei mir 138) nicht überschreiten. So strenge ich mich beim Trimm Trab, dem neuen Laufen, ohne zu schnaufen, nie zu sehr an.
Die Broschüre Trimm Trab mit 1000 Tips für das neue Laufen, gibt es kostenlos beim Deutschen Sportbund, 6 Frankfurt 71, Postfach 710171. Bitte 0,60 DM Rückporto in Briefmarken beifügen.

nicht tun, können Sie Ihre Behauptung nicht aufrechterhalten.

Essen — GÜNTHER GROTKAMP
Zeitungsverlag Westfalen

Anmerkung der Redaktion:

Zu 1 — Tatsache ist ebenso, daß Verleger Oppenberg, wie er selbst einräumt, mit anderen Verlagen, darunter dem der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung", „Modelle" für eine Kooperation erörtert, bei der aber „etwas für mich herausspringen muß". Die veröffentlichten Einzelheiten erhielt der SPIEGEL von anderer Seite.

Zu 2 — Als Mitglied der Bonner SPD-Medienkommission beschäftigt sich Günter Hammer auch mit den abträglichen Folgen der Pressekonzentration. Als Chefredakteur der „Westfälischen Rundschau" vertritt er (siehe oben) ein Blatt, das im Zuge der Pressekonzentration unter die Kontrolle der „WAZ"-Eigentümer geraten ist.

Zu 3 — Der unmittelbare Streikanlaß war dem SPIEGEL bekannt. Druckkunde Grotkamp läßt allerdings ein Schreiben vom 26. Juni an den Westdruck-Betriebsrat unerwähnt, in dem er die volle Weiterexistenz der Hagener Druckerei von der „Geschwindigkeit" des geforderten Sozialabbaus und der Hinnahme neuer Normen abhängig macht: Ein bereits bestellter Maschinenpark lasse sich sonst „genausogut in Dortmund installieren".

Keine Akten zerrissen

(Nr. 27/1975, Professoren: Baden-Württembergs Kultusministerium deckte zweifelhaften Nebenverdienst)

Aus der Akte Schettler wurden keinerlei Aktenvermerke des Ausschußzeugen Dörge herausgeschnitten, schon gar nicht auf Weisung seines Vorgesetzten, Ministerialdirektor Anton Steinle, der seit April 1972 in dem in Frage stehenden Sachverhalt nicht mehr tätig war. Im Kultusministerium werden keine Akten zerrissen.

Dörge prozessiert gegen das Kultusministerium mit einer 90seitigen Klageschrift auf Beförderung zum Ministerialrat. Die Behauptung, daß seine abweichenden Voten und seine Kritik am Kultusministerium der Grund für seine Nichtbeförderung seien, wird schon dadurch widerlegt, daß er nach seiner Umsetzung im Jahre 1969 von der Kunst- in die Rechtsabteilung zum Regierungsdirektor befördert wurde.

Stuttgart — DR. ECKART SEIFERT
Pressestelle des Kultusministeriums Baden-Württemberg

Ungeheure Bemerkung

(Nr. 27/1975, CDU-Parteitag: Auf der Suche nach der FDP; Erich Böhme: Der Kongreß klatscht)

Sie liegen (hoffentlich) schief. Es hätte heißen müssen: CDU auf der Suche nach FDP-*Wählern!* Denn: eine CDU/CSU/FDP-Koalition ist — zumindest 1976 — „nicht drin". Deshalb kann es nicht um „ein neues Bündnis mit der FDP", sondern muß darum gehen, daß sich die CDU ein politisches Programm und zugleich Profil gibt, das sie auch für die „neue Mitte", die sogenannten sozialen Aufsteiger, wählbar macht.

Wachtberg (Nrdrh.-Westf.) — DR. ERWIN LUNKE

Helmut Kohl hat natürlich recht mit der Ansicht, daß der Weg zurück zur Macht nur über die FDP führt.

Hamburg — NORBERT FÖRSTER

Die westdeutsche Öffentlichkeit wurde Zeuge einer wundersamen Sitzung im Rosengarten zu Mainz. Dort hatte sich ein Karnevalsverein namens CDU eingenistet, um die „Alternative '76" aufzuzeigen. Der Vorsitzende dieser Lach- und Schießgesellschaft, Helmut Kohl, hat viel gelernt von den Karnevalssitzungen, die er regelmäßig am Ort seiner Residenz besucht: Kohl bleibt Kohl, wie er singt und lacht. Narren aller Länder, vereinigt Euch!

Nürnberger Nachrichten

„Komm rüber, du gehst gleich unter!"

Saarbrücken — WOLFGANG WALTER

Diese Unionschristen sind nicht wählbar? Wie kann SPIEGEL-Chefredakteur Erich Böhme diese ungeheure Bemerkung machen?

Wesel (Nrdrh.-Westf.) — VOLKER STRATMANN

Mondpreise für Dauerschlaf

(Nr. 27/1975, Handel: Schnell wachsende Discount-Märkte treiben den Einzelhandel in die Defensive)

Jetzt ist es also soweit, daß die Discount-Hyänen sich gegenseitig auf die Hühneraugen treten. Jetzt muß der schlafende Riese selbständiger Mittel-

BUNDESSCHATZBRIEFE GARANTIEREN 7,63%

In 7 Jahren. Dazu kein Kursrisiko und schnelle Verfügbarkeit. Wer sonst kann Ihnen das bieten?

Diese 7,63% Rendite erzielen Sie beim Bundesschatzbrief Typ B mit 7 Jahren Laufzeit und Zinsansammlung. So werden 100 DM zu 167 DM.

Wollen Sie die Zinsen jährlich ausgezahlt haben, empfiehlt sich Bundesschatzbrief Typ A mit 6 Jahren Laufzeit und einer Rendite von 7,27%.

In jedem Fall bekommen Sie hohe, wachsende Zinsen von 5,25% im ersten bis 9% im sechsten bzw. siebten Jahr.

Bundesschatzbriefe sind außerdem problemlos, wenn Sie mal Bargeld brauchen. Sie lassen sich schon ab 1. 7. 1976 jederzeit zurückgeben. Zu 100% plus Zinsen.

Nutzen Sie diese Vorteile! Bundesschatzbriefe gibt es bereits ab 50 DM bei Ihrer Bank oder Sparkasse.

16.000 DM zu gewinnen!

Im Bundesschatzbrief-Preisausschreiben. Holen Sie sich unseren Gewinn-Prospekt mit Teilnahmekarte bei den Banken und Sparkassen. Oder fordern Sie ihn beim Bundesschatzbriefdienst an, 6 Frankfurt 1, Postfach 2367.

E24

Bundesschatzbriefe. Besitz, der sicher wächst.

Discountmarkt
Sieg marktkonformen Know-hows ...

volkswirtschaftliche Notwendigkeit, daß die guten Einzelhandelsfachgeschäfte, soweit sie noch vorhanden sind, erhalten bleiben.

München OTTO WAGNER

Kein Geringerer als Bismarck erklärte im Reichstag: „Macht den Mittelstand stark, und der Staat ist gesund."

Darmstadt G. SCHNEIDER

Kolonialwarengeschäft
... über Tante-Emma-Läden

stand aufstehen. Belgien hat uns das vorexerziert, indem es einen ganzen Tag alle Läden, Tankstellen, Lokale geschlossen hat. Das muß bei uns auch gemacht werden, und zwar gleich zwei bis drei Tage. Dann weiß der Konsument, wohin er kommt, wenn das gute, bequem gelegene Einzelhandelsfachgeschäft nicht mehr da ist. Es ist eine

Was der Einzelhandel erlebt, ist der Sieg des marktkonformen Know-hows über die Tante-Emma-Trantüten. Während die Super-Vermarkter bei der Kassenabrechnung über On-line-Systeme ihre Warenbestände steuern und den Kapitaleinsatz kontrollieren, verweigern viele „Kaufleute" des unteren und mittleren Bereichs sogar ihr Ohr so einfachen Begriffen wie „Warengruppen-Statistik", „Umschlagsgeschwindigkeit", „Verkaufsflächen-Optimierung" oder „Umsatz-Transparenz". Manche Einzelzellen-Händler lassen sich lieber von ihren eigenen Einkaufsgenossenschaften einen Supermarkt vor die Nase setzen, als der Einladung zu marktgerechten Entscheidungen zu folgen. Soll denn der Verbraucher Mondpreise zahlen, nur damit der „Mittelstand" seinen Dauerschlaf halten kann?

Mülheim (Nrdrh.-Westf.) MANFRED ZEIDLER

Die Redaktion des SPIEGEL behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

2000 Hamburg 11
Postfach 110 420
Brandstwiete 19 / Ost-West-Straße
Telephon 3 00 71, Telex 2 162 477
Telegramm Spiegelverlag

HERAUSGEBER
Rudolf Augstein

CHEFREDAKTION
Johannes K. Engel, Erich Böhme

REDAKTION
Ariane Barth, Rolf Becker, Lutz Bindernagel, Peter M. Bode, Peter Bölke, Jochen Bölsche, Stephan Burgdorff, Werner Dähnhardt, Werner Detsch, Rolf Diekhof, Horst-Dieter Ebert, Jutta Fischbeck, Klaus Franke, Dr. Werner Funk, Börries Gallasch, Rudolf Glismann, Walter Gloede, Dr. Helmut Gumnior, Christian Habbe, Werner Harenberg, Manfred W. Hentschel, Ernst Hess, Hans Hielscher, Heinz Höhne, Joachim Hoelzgen, Dr. Jürgen Hohmeyer, Dr. Hellmuth Karasek, Dr. Walter Knips, Siegfried Kogelfranz, Ingrid Kolb, Joachim Korthals, Klaus Kröger, Karl-Heinz Krüger, Albrecht Kunkel, Dr. Wolfgang Malanowski, Hans Hermann Mans, Johannes Matthiesen, Gerhard Mauz, Dr. Renate Merklein, Fritjof Meyer, Dr. Werner Meyer-Larsen, Manfred Müller, Rolf S. Müller, Hans-Georg Nachtweh, Hans-Joachim Nesslinger, Gunar Ortlepp, Jürgen Petermann, Olaf Petersen, Dr. Karl Poerschke, Jörgen Pötschke, Günter Rau, Klaus Reinhardt, Dr. Rudolf Ringguth, Dr. Gerd Rockel, Dr. Fritz Rumler, Marie-Luise Scherer, Siegfried Schmidt-Joos, Hans Schnocks, Siegfried Schober, Hans Joachim Schöps, Hermann Schreiber, Walther von Schultzendorff, Ulrich Schwarz, Mareike Spiess-Hohnholz, Wolf Dieter Steinbauer, Hans-Wolfgang Sternsdorff, Susanne Stör, Peter Stolle, Dieter G. Uentzelmann, Klaus Umbach, Karlheinz Vater, Monica Vogelgsang, Hartmut Volz, Eberhard Wachsmuth, Dr. Dieter Wild, Georg Wolff, Dr. Uwe Zimmer

ILLUSTRATION
Hans Peter Baumann, Martina Blume, Frank Böhm, Thomas Bonnie, Regine Braun, Volker Fensky, Günther Gatermann, Christiane Gehner, Manfred Igogeit, Digne Meller-Marcowicz, Jan Menssing, Ingeborg Molle, Gisela Pernau, Walter Pomikalko, Chris Riewerts, Manfred Schniedenharn, Gesa Thielmann, Heidrun Wandschneider, Gisela Winter-Bodenbender, Helmut Wolff, Jürgen Wulf, Monika Zucht

SCHLUSSREDAKTION
Rudolf Austenfeld, Werner Borsbach, Jens Eggers, Horst Engel, Bernd Heyen, Rolf Jochum, Herbert Kanthack, Josef Klessinger, Heinz Kohl, Inga Lembcke, Dr. Heinz Pohle, Wolfgang Polzin, Dieter Schaake, Wilhelm Schöttker, Claus Schüler, Wolfgang Söltner

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND
Berlin (West): Wolfgang Bayer, Axel Jeschke, 1 Berlin 30, Kurfürstenstraße 72/74, Tel. 261 13 33, Telex 01 84 704 • Berlin (DDR): Jörg R. Mettke, 1055 Berlin, Storkower Straße 165, Tel. 53 55 97, Telex 11-30 75 • Bonn: Wolfram Bickerich, Alfred Freudenhammer, Dr. Wolfgang Kaden, Dirk Koch, Jürgen Leinemann, Dr. Paul Lersch, Heiko Martens, Marion Schreiber, Diethelm Schröder, Hans-Gerhard Stephani, Klaus Wirtgen, 53 Bonn, Dahmannstr. 20, Tel. 22 40 31, 22 39 81, Telex 08 86 630 • Düsseldorf: Heide Dörrhöfer, Hans Otto Eglau, Stefan Klein, Gert Savelsberg, Peter Stähle, 4 Düsseldorf 1, Immermannstr. 15, Tel. 35 33 21, Telex 08 58 27 37 • Frankfurt a. M.: Hans Werner Kilz, Dr. Gisela Oehlert, Christian Richter, Jürgen Scherzer, Horst Stübling, 6 Frankfurt a. M., Oberlindau 80, Telephon 71 71 81, Telex 04 13 009 • Hannover: Wolfgang Becker, Gerd Kröncke, 3 Hannover, Kurt-Schumacher-Straße 26–28, Telephon 32 69 39, Telex 09 22 320 • Karlsruhe: Rolf Lamprecht, 75 Karlsruhe 1, Amalienstraße 25, Telephon 2 25 14/15, Telex 07 825 471 • Kiel: Dietrich Lachmund, 23 Kiel, Niemannsweg 18, Telephon 5 12 66/67, Telex 02 99 859 • Mainz: Peter Adam, Hans Dieter Degler, 65 Mainz, Rheinstraße 101, Tel. 2 61 61, Telex 04 187 507 • München: Heinz Höfl, Dr. Joachim Reimann, 8 München 80, Stuntzstraße 16, Telephon 47 40 38, Telex 05 22 501 • Stuttgart: Eberhard Hungerbühler, Norbert F. Pötzl, 7 Stuttgart, Kriegsbergstraße 11, Telephon 22 15 31/32, Telex 07 22 673

AUSLAND
Athen: Kostas Tsatsaronis, Valaoritou 12, Athen T. T. 134, Telephon 636-577, Telex 215 418 • Beirut: Volkhard Windfuhr, P. O. Box 7793, Beirut, Telephon 32 37 91 • Brüssel: Harald Hotze, 134 Avenue de Cortenberg, 1040 Brüssel, Tel. 7 36 24 49, Telex 25 294 • London: Helmut Sorge, 6 Museum House, Museum Street, London W.C. 1, Tel. 580-5759/5750, Telex 25 278 • Moskau: Norbert Kuchinke Moskau, Leninskij Prospekt 83, Korp. 5, Kw. 565, Tel. 133 96 61 • Nairobi: Erich Wiedemann, P. O. Box 72 788, Nairobi, Telephon 68 380 • Neu-Delhi: Sri Prakash Sinha, 35 B Nizzamuddin East, Neu-Delhi, Telephon 619733 • New York: Valeska von Roques, 1501 Broadway, Room 301 A, New York, N. Y. 100 36, Tel. 221-7583/84, Telex 237 723 • Paris: Wolfgang Gust, 17 Avenue Matignon, Paris 8e, Tel. 256-12-11, Telex 65 086 • Pretoria: Paul M. Schumacher, P. O. Box 26027 Arcadia, Pretoria, Tel. 65 25 52, Telex 3-0119 • Rom: Dr. Bernhard Müller-Hülsebusch, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. 68 90 54, Telex 68 255 • Singapur: Dr. Tiziano Terzani, 1103 Marina House, Shenton Way, Singapore 2, Tel. 2203314 • Tel Aviv: Henri Zoller, Spinozastr. 6, Tel Aviv, Tel. 249717, P. O. Box 11288 • Tokio: Wulf Küster, 12-2, 5-chome, Kamiuma, Setagaya-Ku, Tokio 154, Tel. 411-3679, Telex 23 363 • Washington: Heinz Lohfeldt, Cindy Becker, 1019 National Press Building 14th and F Street, N. W. Washington, D. C. 20 045, Tel. 347-5161 und 347-5222, Telex 64 300 • Wien: Dr. Inge Cyrus, Telekygasse 13, 1190 Wien, Telephon 36 15 92, Telex 75 888

VERANTWORTLICHER REDAKTEUR
dieser Ausgabe für Panorama, Titelgeschichte, Koalition, Mitbestimmung, Gemeinden, Wahlerinnen, Moersch-Interview, Zinsen: Karlheinz Vater; für Bodenrecht, Parteien, Wilderer, Schiffahrt, Polizei, Frauen, Sprechfunk: Hans Joachim Schöps; für Arbeitsrecht, Computer, Stahlindustrie, Banken, Trends, Chile-Krise, Verbrechen: Dr. Werner Funk; für Portugal, SPIEGEL-Gespräch, Nato, Indien, Mujibur-Rahman-Interview, USA, Ostblock, Affären, Dr. Dieter Wild; für Serie: Heinz Höhne; für Städtebau, Archäologie, Medizin, Forschung, Spectrum: Rolf S. Müller; für Szene, Kunst, Film, Fernseh-Vorausschau: Dr. Jürgen Hohmeyer; für Literatur: Gunar Ortlepp; für Psychoanalyse: Dr. Rudolf Ringguth; für Musikmarkt: Siegfried Schmidt-Joos; für namentlich gezeichnete Beiträge: die Verfasser; für Briefe: Hartmut Volz; für Personalien, Register, Hohlspiegel, Rückspiegel: Jörgen Potschke; für SPIEGEL-Verlag, Hausmitteilung: Walter Busse (sämtlich 2 Hamburg 11, Brandstwiete 19/Ost-West-Straße)

DOKUMENTATION
Sigrid Behrend, Jürgen Bergeder, Burghard von Bülow, Dagmar Christiansen, Armin Dirks, Dr. Herbert Enger, Wolfgang Fischer, Marianne Friedrichs, Ilse von Gerstenbergk-Helldorff, German Hausknecht, Hartmut Heidler, Hans-Joachim Heinze, Wolfgang Henkel, Jürgen Holm, Christa von Holtzapfel, Günter Johannes, Ilse Lange-Henckel, Leonore Lohse, Elke Martin, Roderich Maurer, Günther von Maydell, Rainer Mehl, Ulrich Meier, Michael Morozow, Anneliese Neumann, Claus Nodop, Paul Ostrop, Nora Peters, Ulrich Rambow, Anke Rashatasuvan, Karl-Otto du Roveray, Hedwig Sander, Karl-Heinz Schaper, Hans Schiller, Carl-Heinz Schlüter, Ekkehard Schmidt, Marianne Schüssler, Werner Siegert, Robert Spiering, Monika Tänzer, Dr. Iris Timpke-Hamel, Ursula Vollmann, Horst Wachholz, Dieter Wessendorff, Ernst Wildt, Georg Wohner, Alfred Wuste

Leitung: Armin Sellheim

NACHRICHTENDIENSTE
dpa, Newsweek, New York Times, AP

SPIEGEL VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Büro des Herausgebers: Walter Busse; verantwortlich für Anzeigen: Horst Görner; gültige Anzeigen-Preisliste: Nr. 30 a vom 1. Januar 1975; Verlagsgeschäftsstellen: 1 Berlin 30, Kurfürstenstr. 72/74, Tel. (030) 2 69 51, Telex 183 867; 4 Düsseldorf, Immermannstraße 15, Tel. (0211) 35 33 21, Telex 8 582 737; 6 Frankfurt a. M., Oberlindau 80, Tel. (0611) 717181, Telex 413 009; 8 München 80, Maria-Theresia-Straße 11, Tel. (089) 47 20 35, Telex 524 601; 7 Stuttgart, Kriegsbergstraße 11, Tel. (0711) 22 15 31/32, Telex 722 673; Druck: Druckhaus Ahrensburg, Ahrensburg bei Hamburg und Darmstadt

VERLAGSLEITUNG
Michael Nesselhauf, Helmut Wallbaum, Alfred E. Wissmann

GESCHÄFTSFÜHRUNG
Rudolf Augstein, Hans Detlev Becker

Austin

allegro

Ein Auto wie Musik ...

... und ein Preis wie ein Paukenschlag **DM 8.690.-**
(unverbindl. Preisempfehlung)

Selbstverständlich komplett!

Austin Allegro 1300, das Auto wie Musik, mit allen Extras ohne Aufpreis. Mit Zweikreis-Bremssystem, Bremskraftverstärker, Scheibenbremsen vorn, Gürtelreifen 165/70 SR 13, Liegesitzen, beheizbarer Heckscheibe, Kindersicherungen an den hinteren Türen, Drehstromlichtmaschine, Hohlraumbehandlung und Unterbodenschutz.

Die komplette Wertanlage für Ihr Geld.

Die Austin Service-Organisation gewährt Ihnen Sicherheit auf allen Straßen und führt Ihnen den Preisschlager des Jahres 1975 vor.

Austin Allegro 1300, 4türig, 54 DIN-PS.

BRITISH LEYLAND-IMPORTEUR: A. BRÜGGEMANN + CO GMBH · 4 Düsseldorf · Harffstr. 53 · Telefon 0211/78181

panorama

Flügeltaktik in der SPD

Schon vier Monate vor dem Mannheimer Parteitag sind in der SPD wichtige Vorentscheidungen für die Vorstandswahlen gefallen. Juso-Chefin Heidi Wieczorek-Zeul will sich nicht um einen Sitz im Führungsgremium bewerben, um sich, wie sie erklärt, den Rücken freizuhalten für eine erneute Kandidatur als Vorsitzende der SPD-Nachwuchsorganisation. Tatsächlich aber haben ihr linke Freunde, die in Mannheim einen Durchmarsch des rechten Parteiflügels befürchten, von der Vorstandskandidatur abgeraten, damit nicht die Wiederwahl des Zeul-Vorgängers Wolfgang Roth und des Berliner Altsozialisten und Bausenators Harry Ristock erschwert werde. Hamburgs Bürgermeister Hans-Ulrich Klose, einer der führenden Köpfe der Mitte-Rechts-Gruppierung, hat Vorstandsambitionen gleichfalls zurückgestellt. Er will die Chancen des früheren Hamburger Innensenators und heutigen Bonner Verkehrs-Staatssekretärs, des Kanzler-Freunds Heinz Ruhnau, nicht verschlechtern. Neu in den Vorstand wollen der bayrische SPD-Vize Peter Glotz, Parlamentarischer Staatssekretär im Bildungsministerium, und Klaus Matthiesen, Oppositionsführer in Kiel. Matthiesens Kandidatur könnte freilich die Wiederwahl seines politischen Ziehvaters Jochen Steffen gefährden.

Wahlkampf mit Versicherungsgeldern

Neues vom Gewerkschaftschef Seibert

Philipp Seibert, SPD-MdB, Eisenbahner-Gewerkschaftschef und Aufsichtsratsvorsitzender der Deutschen Eisenbahn-Versicherungskasse (DEVK) in Köln, die wegen geschäftlicher Beziehungen zur Frankfurter Baufirma Appel & Zahn ins Zwielicht geraten ist (SPIEGEL 26/1975), droht neues Ungemach. Zwar ergab eine Sonderprüfung des Bundesaufsichtsamtes für das Versicherungswesen keine Beanstandungen der Anlage-Politik der Kasse, doch in dieser Woche wollen die Berliner Prüfer erneut in Köln anrücken.

Grund: Für seinen persönlichen Wahlkampf hatte sich Seibert in den Jahren 1970 bis 1972 von der Versicherung „Geschenkartikel, die ich im Wahlkreis verteilen will", bezahlen lassen. Kosten der 12 000 Kugelschreiber, 5000 Stifte und 15 000 Zündholzhefte mit der Aufschrift „SPD — Philipp Seibert — SPD": 19 829,80 Mark.

Prüfen wollen die Berliner Aufseher ferner Seiberts Personalpolitik. Wenige Tage nach Erscheinen des SPIEGEL-Artikels hatte der Multi-Funktionär den DEKV-Vorstandsvorsitzenden Friedrich Ossig fristlos entlassen und den gelernten Schweißer Josef Mück im Vorstand plaziert. Mück, Mitglied des Hauptvorstandes der Eisenbahner-Gewerkschaft, erwarb seine versicherungswirtschaftlichen Kenntnisse als Aufsichtsrat der Kasse.

Nicht der Prüfung unterliegt dagegen ein Geschäft des rührigen Genossen mit Appel & Zahn. Die Firma, die schon den Bungalow des Vorsitzenden im hessischen Langen errichtete, bestückt derzeit ein der Gewerkschaft abgekauftes Grundstück in Königstein/Taunus mit Bungalows und Reihenhäusern. Die Parzelle Nummer 19 freilich blieb bisher unbebaut. Neuer Eigentümer dieses Flurstücks ist Philipp Seibert, der Appel & Zahn für die 407 Quadratmeter nach eigenen Angaben über 100 000 Mark zahlte.

Seibert

Wer Unkoscheres hinter diesem Geschäft vermutet, ist für Philipp Seibert eine „Dreckschleuder". Schon vorher hatte das DGB-Organ „Welt der Arbeit" geschrieben, Seibert sei vom SPIEGEL schlicht „verleumdet" worden.

Milliarden-Kreuzer

US-Präsident Ford fordert vom Kongreß die Zustimmung für den Bau eines atomgetriebenen Kreuzers. Das Kriegsschiff soll 1,2 Milliarden Dollar kosten und wäre damit „eines der teuersten, das je von der Marine gebaut wurde" („The New York Times"). Wegen der hohen Kosten sind Verteidigungsministerium und Budget-Büro des Weißen Hauses gegen das Projekt: Der Plan, die US-Marine von gegenwärtig 500 auf 600 Schiffe zu vergrößern, könne wohl kaum realisert werden, wenn ein einziges Schiff schon über eine Milliarde verschlinge. Fords Begehren ist indes ein Sieg für Admiral Hyman Rickover, den „Vater der Atom-U-Boote". Auf Rickovers Betreiben hatte der Kongreß 1974 einem Gesetz zugestimmt, dem zufolge alle wichtigen neuen Kriegsschiffe über Atom-Antrieb verfügen müßten, es sei denn, der Präsident halte den Bau solcher Schiffe für „nicht im nationalen Interesse liegend".

Sowjet-Öl für Nato-Panzer

Belgiens in der Bundesrepublik stationierte Streitkräfte betreiben ihre Leopard-Panzer und schweren Mannschaftsfahrzeuge mit sowjetischem Dieselöl. Lieferant des in Litauen raffinierten Treibstoffs ist die Exportgesellschaft NAFTA B, eine Tochter des sowjetstaatlichen Erdölkonzerns. Das Unternehmen, das in Antwerpen über eine Tankkapazität von mehr als 850 000 Kubikmetern verfügt, hatte sich an einer Ausschreibung für die Versorgung der belgischen Streitkräfte beteiligt und wegen seines günstigen Preises den Zuschlag erhalten.

Brüsseler Subventionen

Abermals sieht sich Brüssels EG-Kommission gedrängt, die Folgen einer Überproduktion, zu der sie selbst mit Subventionen beigetragen hat, auf Kosten der Verbraucher und Steuerzahler zu beseitigen. Im Rahmen der gemeinsamen Fischmarktordnung hatte die Kommission 1973 die Modernisierung der französischen Thunfisch-Fänger mit hohen Beihilfen aus dem Ausrichtungs- und Garantie-Fonds gefördert. Die Folge waren erhebliche Überschüsse an Roh-Thunfisch, die zu einem Lagerbestand von 15 000 Tonnen in Frankreich führten. Seit Mai dieses Jahres zahlt die Kommission deshalb eine Lagerbeihilfe aus EG-Mitteln. Zuvor hatte sie Frankreich bereits einen

nationalen Einfuhrstopp gestattet. Jetzt sind französische Unterhändler bemüht, auch den bislang freien Import von preiswerten Thunfisch-Konserven aus Drittländern in alle EG-Staaten zu unterbinden und dafür ein Mindestpreis-System einzuführen. So sollen unwirtschaftliche Verarbeitungsbetriebe in Frankreich geschützt werden. Den Preis würden einmal mehr auch Westdeutschlands Verbraucher zahlen.

Favorit Waldheim

Die Vereinten Nationen am New Yorker East River beginnen, Kandidaten für die Neuwahl ihres Generalsekretärs im Dezember 1976 auszulesen. Mögliche Anwärter sind: der algerische Arzt Abd el-Rahman Khene, bis 1974 Generalsekretär der Ölländer-Organisation Opec und derzeit Exekutivdirektor der UN-Organisation für industrielle Entwicklung (Unido); der indonesische Außenminister Adam Malik, der einen Wahlblock der Asiaten zustande bringen möchte; der argentinische UN-Botschafter Carlos Ortiz de Rozas, der 1971 erfolglos kandidierte; vielleicht auch der mexikanische Staatspräsident Luis Echeverría, der kürzlich vor der in seiner Hauptstadt tagenden UN-Weltfrauenkonferenz sein Interesse durchblicken ließ. Als wahrscheinlich gilt jedoch eine Wiederwahl des Österreichers Kurt Waldheim. Er ist dem Ostblock genehm, weil er den Amerikanern mehrmals Widerstand geleistet und die Sowjets mit personalpolitischen Maßnahmen verwöhnt hat. Der Westen akzeptiert ihn als Europäer. Auch in der Dritten Welt hat Waldheim kaum Feinde.

Geissler gegen Gerling

Das Vokabular der Christenunion will der rheinland-pfälzische Sozialminister Heinrich Geissler notfalls auch gerichtlich schützen lassen. In einem Protestbrief an die Gerling-Lebensversicherungs-AG spricht der Vorsitzende des CDU-Ausschusses für Sozialpolitik dem Kölner Konzern das Recht ab, „die Bezeichnung Partnerrente" zu benutzen. Geissler, der die Partnerrente als geistiges Eigentum seiner Partei beansprucht, fürchtet, daß die in einer Anzeigen-Serie gepriesene „Gerling Partner-Rente 1A" und das auf dem Mannheimer CDU-Parteitag verabschiedete Modell einer eigenständigen Altersversicherung für Frauen „beim Bürger Verwechslung" zwischen der Partei und dem Unternehmen auslösen könne. Die Kölner Lebensversicherer sehen einer etwaigen Klage des Ministers freilich gelassen entgegen. Gerling-Vorständler Gerhard Laskowski: „Wir haben den Begriff schon länger."

Vollautomatisch

KONICA

Die KONICA AUTOREFLEX T 3 belichtet vollautomatisch bei vorgewählter Verschlußzeit, damit Ihre Bilder immer scharf werden. Das Kontrollzentrum im Sucher informiert Sie über alle Aufnahmedaten. Die CdS-Belichtungssteuerung mit variabler Winkelmessung finden Sie nur bei dieser Camera. Das vollkommene KONICA-Autoreflex-System bietet Wechselobjektive von 15–1000 mm, Zoom- und Macro-Objektive, Zubehör für alle Aufnahmezwecke. Als Modell A 3 auch in vereinfachter Ausführung. KONICA AUTOREFLEX T 3, die neueste Spiegelreflex-Systemcamera aus dem ältesten japanischen Camera-Werk KONISHIROKU PHOTO IND. Jetzt bei Ihrem Foto-Fachhändler. Prospekte und den »Konicaner« erhalten Sie von uns.

fotografieren BRAUN NÜRNBERG projizieren

CARL BRAUN CAMERAWERK
85 Nürnberg, Muggenhofer Straße 122 Abt. M
Alleinvertrieb, Garantie und Service BRD und W-Berlin

DRUM
ein Halfzwarer,
der wirklich frisch
zu Ihnen kommt.

Doppelt verpackt–
frisch bis zum Öffnen.

In versiegelter
Polypackung.
Für 2,25 DM
eine Menge Spaß
zum Drehen.

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

SPIEGEL *Titel*

„Auch hier heißen Sie Willy!“

Im Ausland, das hat Willy Brandt gerade erst wieder in Moskau erfahren, genießt der Ex-Kanzler und Friedensnobelpreisträger noch immer hohes Ansehen. Kritiker in Bonn sehen den Makler ohne Mandat weniger gern auf Weltreise: Sie befürchten, die Auftritte Brandts könnten draußen wie daheim zu große Erwartungen wecken.

Einhundertfünfzig Minuten lang waren die Vorsitzenden der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands und der Kommunistischen Partei der Sowjet-Union, Willy Brandt und Leonid Iljitsch Breschnew auf Tour d'horizon. Dann, am vorletzten Donnerstag im Kreml, um 14.30 Uhr, geschah Wunderliches. Der Generalsekretär bedeutete seinem Gast, er wolle mit ihm ohne einen deutschen Zeugen reden.

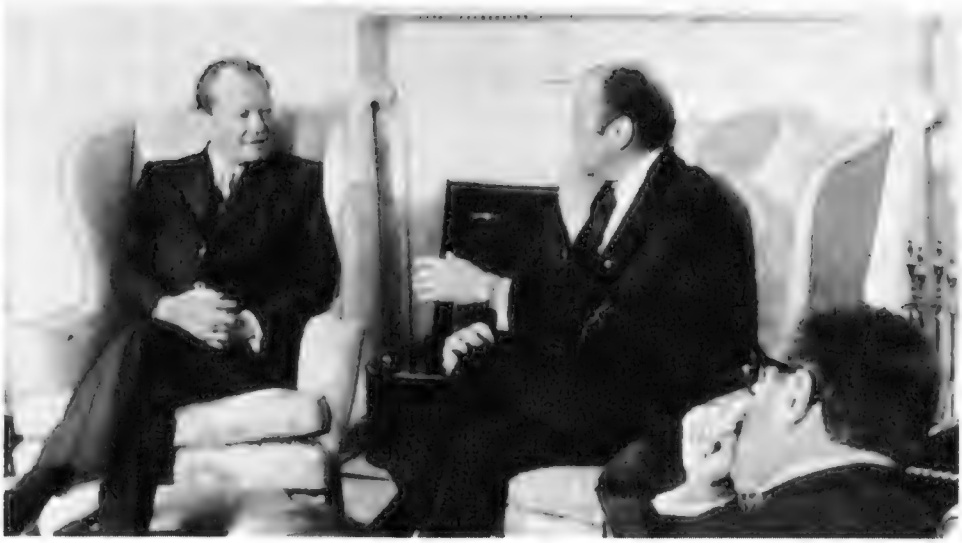
AA-Dolmetscher und Protokollführer Andreas Weiß verließ das Breschnew-Büro im Dienstgebäude des Ministerrats der UdSSR. Zurück blieb außer den beiden Parteichefs nur noch Sowjet-Dolmetscher Nikolai Murawjow. Breschnew kam aufs Thema: den Fall Guillaume.

Brandt erlebte einen Gastgeber, der — wenn auch verklausuliert — seinen Unmut über den Verrat des Günter Guillaume ausdrückte, jenes Mannes, der, vom Bruderstaat DDR auf Brandt angesetzt, den Entspannungs-Kanzler gestürzt hatte. Mehr noch, der SPD-Chef registrierte ein unüberhörbares Mißfallen Breschnews auch über denjenigen, der für den Spionagefall verantwortlich war: Erich Honecker, Erster Sekretär der Sozialistischen Einheitspartei der DDR. Brandts Eindruck: Es könne keinen Zweifel mehr geben, daß Breschnew von den Machenschaften des Superspions im Vorzimmer des Kanzlers keine Ahnung gehabt hatte.

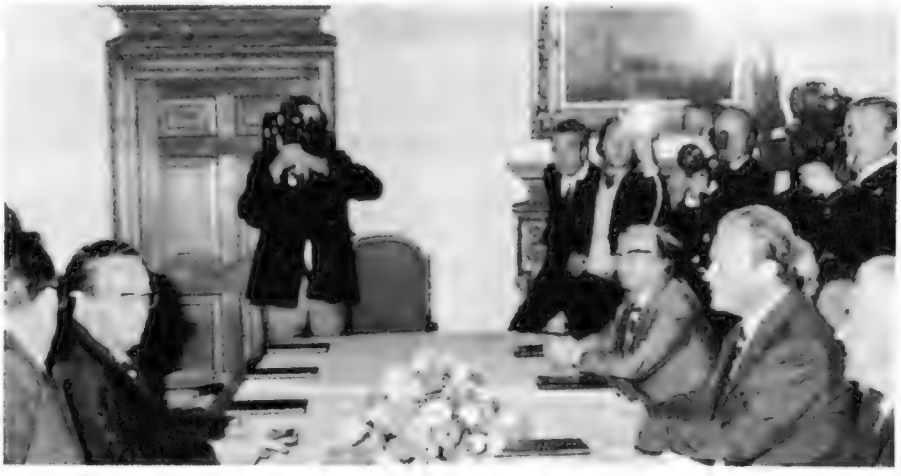
Der Deutsche seinerseits machte dem Russen deutlich, er hätte angesichts des Spionage-Skandals weit folgenreichere Konsequenzen ziehen und

Kreml-Besucher Brandt, Gastgeber
Gespräch über Guillaume

Mit Mexikos Staatspräsident Echeverría in Mexico City



Mit US-Prasident Ford in Washington



Mit Jugoslawiens Staatspräsident Tito in Belgrad

die Ost-West-Verständigung torpedieren können. Doch nach reiflicher Überlegung habe sein Verstand ihm die Lösung geboten, die er schließlich wählte: den Rücktritt.

Unumwunden bedauerte Breschnew die persönlichen Konsequenzen für Brandt. Doch er begrüßte, daß der gestürzte Kanzler dennoch der Entspannungspolitik, für beide eine Herzenssache, weiter treu geblieben sei. Der Russe deutete an, auch in anderen Dingen ärgere er sich über den DDR-Genossen Honecker.

Der SED-Chef und sein Gehilfe vermochten die beiden Unterhändler nicht vom Kurs abzubringen. Makler Brandt, als Parteichef ohne Regierungsamt und offiziellen Auftrag, war nach Moskau gefahren, um abzutasten, wie es um den Fortgang der Politik bestellt ist, die von ihm und Breschnew vor fünf Jahren mit dem Pakt zwischen Bundesrepublik und Sowjet-Union begründet worden war. Das Ergebnis der Brandt-Recherche: „Die Großwetterlage ist so, daß der Entspannungsprozeß sich fortsetzt." Eine weitere Brandt-Erkenntnis: Auch Partner Breschnew, seit einem Jahr unter Beschuß von Entspannungsgegnern im Kreml, habe nun wieder „die Dinge fest in der Hand".

Leonid Breschnew seinerseits ließ den Sozialdemokraten mit ausgesuchten Artigkeiten spüren, für wie wichtig er den Mann hält, der durch persönliche Überzeugung wie politisches Gewicht den Verständigungskurs nicht nur in Bonn repräsentiert.

Wo immer Brandt auf seiner 10 000-Kilometer-Rundreise durchs russische Reich erschien — ob in der Hauptstadt Moskau oder im weltoffenen Leningrad, ob im tristen Nowosibirsk oder im märchenhaften Samarkand —, überall wurde der Sozialdemokrat aus Deutschland als ein Symbol deutsch-sowjetischer Freundschaft gefeiert. Die Partei-Agitation lief auf vollen Touren — kein Zeitungsartikel, keine Rede eines lokalen Funktionärs, kein Fernsehkommentar verzichtete auf Erwähnung des Friedensbringers Willy Brandt, des heute populärsten Deutschen im Sowjet-Staat.

Polit-Reisender Brandt, Gesprächspartner: „Die SPD ist die größte sozialdemokratische

Willy Brandt, wieder ganz in seinem Element, der Außenpolitik, redete mit dem Kreml-Herrn über Berlin und Portugal, über Zypern und den Nahen Osten, über den deutsch-sowjetischen Handel wie über die Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE). Der Gast aus der Bundesrepublik bedauerte die Streitigkeiten, die sich im Frühjahr um West-Berlin ergeben hatten, ließ dabei aber erkennen, daß nach seiner Ansicht an der „unfruchtbaren Polemik" um Berlin auch die eigene Regierung nicht immer ganz schuldlos gewesen sei.

Breschnew revanchierte sich und versprach Brandt, daß bei den bisher wegen des Streits um eine Berlin-Klausel noch nicht unterzeichneten Verträgen bald mit Lösungen zu rechnen sei. Womöglich könne er Kanzler Schmidt schon beim KSZE-Gipfel in Helsinki Ende Juli akzeptable Formeln liefern.

Brandt verteidigte die Sache seines portugiesischen Genossen Soares, der von Breschnews portugiesischem Genossen Cunhal um seinen triumphalen Wahlsieg vom April gebracht wird. Der SPD-Führer warnte den KP-Chef vor einer massiven anti-kommunistischen Welle in der Bundesrepublik, wenn Länder wie Portugal an die Kommunisten fielen.

Der Russe ließ erkennen, daß auch er Gefahren sieht, und gelobte, sich in Portugals innere Angelegenheiten nicht einzumischen. Er distanzierte sich sogar politisch ein wenig von Portugals KP-Chef, bekundete aber zugleich persönliche Sympathie für den Haudegen: „Das ist so ein Mann . . .", meinte Breschnew und hob dabei demonstrativ die Faust.

Blieb das Gespräch über Berlin und Portugal eher im Unverbindlichen, so hatte Brandt bei vergleichsweise unbedeutenderen Gesprächspunkten sichtbare Erfolge. Breschnew machte Zusagen, als Brandt ihn auf die vielen deutschen Sowjet-Bürger hinwies, die in die

Mit Venezuelas Staatspräsident Pérez (2. v. l.) in Caracas

Mit Griechenlands Premier Karamanlis in Athen

Mit Portugals Sozialisten-Chef Soares in Lissabon

Partei der Welt, ich bin Vorsitzender dieser Partei, ich kann nicht hier sitzen und Däumchen drehen"

Bundesrepublik aussiedeln wollen. Und Moskaus Oberbürgermeister Wladimir Promyslow versprach dem Gast, daß die Verwaltung der Hauptstadt dem Neubau einer deutschen Schule nichts mehr in den Weg stellen werde.

Auch in dem, was der SPD-Vorsitzende gern „das Atmosphärische" nennt, war der Erfolg unübersehbar: Die beiden von Widersachern im eigenen Lager angefochtenen Entspannungspartner Brandt und Breschnew konnten sich gegenseitig Hilfestellung leisten: Im jeweils eigenen Haus muß man mit ihnen wieder rechnen, mit ihrer Politik — und mit ihrer Position.

Willy Brandt macht wieder Politik — durchaus zum Vergnügen der Rechten daheim, die sich vergangene Woche wie ehedem über den Kreml-Touristen hermachten. „Volksdemokratisches Gipfeltreffen" nannte der „Rheinische Merkur" den Moskauer Dialog. Der CSU-Funktionär Paul Röhner redete von „Geheimgesprächen hinter dem Rücken des deutschen Volkes", und der christkonservative Heinrich Windelen war sich gar schon sicher, daß Breschnew in Brandt „den möglichen Partner eines erwünschten westeuropäischen Volksfrontbündnisses sieht".

Dem Angegriffenen, scheint es, macht die Schelte nichts aus — im Gegenteil: Der Mann, der vor einem Jahr noch als passé galt, ist wieder wer. Er hat sich aus seiner Guillaume-Depression aufgerappelt und arbeitet an seinem Comeback. Als Betätigungsfeld hat er gewählt, was ihm schon immer am liebsten war: die Außenpolitik.

Ihm kommt dabei zugute, daß er im Ausland seine moralische Autorität als weltweit bekannter Friedensnobelpreisträger nutzen kann, die zu Hause kaum noch Punkte bringt. Zustatten kommen ihm zudem Kontakte und Erfahrungen aus seiner Regierungszeit. Selbst seine schwächste Stunde geriet ihm jenseits der deutschen Grenze zum Vorteil: In den noch im Nixon-Trauma befangenen USA wird hoch bewertet, daß sich der unverschuldet in Not geratene Brandt gleichwohl an seinen Posten nicht geklammert hat.

Seit Anfang dieses Jahres brachte sich der SPD-Vorsitzende rund um den Globus in Erinnerung: Im Oktober 1974 reiste er nach Portugal, im März machte er Visite in Washington und stellte sich dem neuen US-Präsidenten Gerald Ford vor. Er fuhr nach Venezuela und Mexiko, im Juni reiste er nach Athen zum griechischen Ministerpräsidenten Konstantin Karamanlis und zu Jugoslawiens Staatschef Tito. Und anschließend ging's bis nach Sibirien und Usbekistan.

In Nowosibirsk säumten nachts um halb zwölf Tausende die Straßen, als die Wagenkolonne mit dem Deutschen einrollte. Der Sekretär des Gebietsparteikomitees, Alferow, schmeichelte anderntags dem Rußland-Reisenden: „Willy Brandt ist bei den Werktätigen des Gebiets sehr populär. Auch hier werden Sie Willy genannt!"

Und Willy gab sich alle Mühe, dem guten Ruf gerecht zu werden. In dem sibirischen Universitätsstädtchen Akademgorodok fragte er mit leicht gezwungenem Lächeln einen Knaben, was er denn einmal werden wolle. Antwort: „Polizist." In Leningrad entzückte er den Oberbürgermeister mit fachmännischen Fragen über zu geringe Geldzuweisungen der Zentrale an die Kommunen. Auf dem Kolchosmarkt von Samarkand, den er nach

Sträuben der sowjetischen Betreuer inspizierte, ließ er sich einheimische Gewänder samt Krummdolch anlegen, vertilgte er zum Gaudi der Usbeken eine halbe Melone und ließ sich von einer Babuschka zwei Brote reichen.

Kunstlaie Brandt wanderte, seinen Gastgebern zuliebe, zwei Stunden durch die Leningrader Eremitage — mit von Bild zu Bild deutlich abschlaffendem Interesse. Nach dem Fünfkilometermarsch winkte dem Sieger ein hochherziges Präsent dieser reichsten Gemälde- und Preziosen-Sammlung der Welt: eine Anstecknadel. Ratlos betrachtete Brandt minutenlang das Ding aus Blech und steckte es schließlich in die Tasche.

Meist aber fand er das passende Wort. Den sibirischen Akademikern gefiel er mit dem Bekenntnis: „Ich bin nach Sibirien gekommen, weil ich das Gefühl habe, daß diesem Land die Zukunft gehört." Und nach dem Besuch des Leningrader Piskarjowskoje-Friedhofs, auf dem 600 000 Opfer der deutschen Blockade zwischen 1941 und 1944 begraben liegen, sagte er, der Antifaschist, den Russen: „Jetzt begreife ich, warum die Einwohner von Leningrad nicht vergessen, warum sie nicht vergessen können."

Immer noch, das vor allem machte die Sowjet-Reise deutlich, versteht Willy Brandt die Aussöhnung mit dem Osten, die Entspannung, als seine ganz persönliche Aufgabe, für die er sich auch heute noch voll engagieren muß.

Sein Einsatz erscheint ihm nicht zuletzt angesichts der politischen Lage in Bonn dringend geboten. Unverkennbar ist seine Sorge, daß der an Ostpolitik wenig interessierte Kanzler Helmut Schmidt und sein AA-Chef Hans-Dietrich Genscher das außenpolitische Werk der ersten sozialliberalen Koalition verspielen könnten.

Genscher besitze, so heißt es im Brandt-Lager, kein Gefühl für Ostpolitik. Der einstige Advokat sei vor allem in den Konflikten um Berlin den allein in juristischen Kategorien denkenden AA-Diplomaten aufgesessen. Häufig zitierte Brandt in letzter Zeit einen Satz, den ihm Konrad Adenauer einmal gesagt hatte: „Es gibt nichts, was durch Beamte nicht wieder kaputtgemacht werden kann."

Dies aber will der Ex-Kanzler verhindern. Nachdem er sich vom Guillaume-Schock erholt hatte, legte er sich ein Konzept zurecht, wie er zukünftig auch ohne Regierungsamt die deutsche Außenpolitik weiter in seinem Sinne beeinflussen könne: Gestützt auf sein hohes internationales Prestige, aber frei von den Zwängen eines Staatsamts will er im Ost-West-Dialog wie im Nord-Süd-Konflikt „an den bestehenden Strukturen vorbei Dinge anstoßen und fortbewegen" (ein Brandt-Berater). Weil die Staatsapparate nach Brandts Einsicht zusehends unbeweglicher werden, weil zukunftsträchtige Initiativen und Ideen in den Mammut-Bürokratien erstickt werden, müßten Politiker aktiv werden, die sich über die Widerstände der Beamtenheere hinwegsetzen.

Keiner scheint Willy Brandt für diese Aufgabe geeigneter als Willy Brandt. Gern streicht er intern heraus, daß die SPD die größte sozialdemokratische Partei der Welt ist, und er betont: „Ich bin Vorsitzender dieser Partei; ich kann nicht hier sitzen und Däumchen drehen." Er versteht sich als Vormann der europäischen Sozialdemokratie, als Politiker, der auf einen sozialdemokratisch regierten Kontinent hinsteuert. Und daß dieser mächtigen SPD ein Mann ohne Kanzlerambitionen und Regierungsbelastung vorsitzt — dies erscheint dem Parteichef als eine historische Chance.

Daß andererseits so hochgesteckte Ziele, daß eine so hohe politische Selbsteinschätzung zu Konflikten mit jenen Männern führen müssen, die qua Amt für die Außenpolitik der Bundesrepublik verantwortlich sind, scheint

Was die „Iswestija" wegließ

Nicht veröffentlichte Passagen der Brandt-Rede

Während seines Besuchs in der Sowjet-Union machte sich der SPD-Vorsitzende Willy Brandt in einer Rede vor der „Gesellschaft UdSSR — Bundesrepublik Deutschland" in Moskau „Gedanken über den Stand der Beziehungen zwischen Ihrem Land und dem meinem, über die Sache des europäischen Friedens und den Zustand unserer Welt". Das sowjetische Regierungsorgan „Iswestija" hatte zugesagt, den vollen Wortlaut des Brandt-Vortrages abzudrucken, hielt sein Versprechen jedoch nicht ein. An den Passagen, die das Blatt wegließ, war abzulesen, welche Bonner Gedanken die Sowjet-Führer ihrem Volk lieber vorenthalten möchten. Nicht zur Kenntnis kamen den „Iswestija"-Lesern Brandt-Worte wie:

„Auch der Prozeß der Entspannung zwischen den beiden Hauptmächten ist zu einem Teil von der Politik der aktiven Friedenssicherung mitgeprägt, die wir in Europa zu fordern bemüht waren. Gewisse Enttäuschungen konnten nicht ausbleiben. Manche hochgespannte Erwartung hat sich nicht erfüllt. Wer Illusionen hatte, ist eines anderen belehrt worden. Doch lassen Sie mich hinzufügen: Wir stehen noch immer an einem Anfang."

„Man darf darum nicht überrascht sein, daß nicht täglich neue Erfolge aus Moskau oder Bonn berichtet werden konnten. Wenn es eine Geduldsprobe gibt — dann ist es der Frieden. Ungeduld drängt zu raschen Lösungen und allzuoft zu gewaltsamen."

„Die Zahl der Reisen von Gruppen, Delegationen, auch einzelner Touristen, hat zugenommen. Trotzdem haben wir noch längst nicht alle Chancen genutzt, Bürger der beiden Staaten einander näher zu führen. Ich denke hier nicht nur an Beratungen von Experten im wissenschaftlichen oder technischen Bereich, sondern vor allem auch an die Aufgabe, jungen Menschen den Weg zueinander zu öffnen. Es gibt kaum eine bessere Methode, Vertrauen zu schaffen."

„Mit Texten allein ist den Menschen nicht geholfen."

„Lassen Sie mich im übrigen gerade hier betonen, daß die Politik der Einigung, die eine Reihe von Staaten und Völkern Westeuropas schon eng zusammengeführt hat, zur denkbar stärksten Verankerung der Friedenspolitik diente — und weiter dienen wird. Die Europäische Gemeinschaft ist nicht nur ein wirtschaftlicher Zweckverband, sie ist ein Faktor des Friedens und der Sicherheit. Sie bedroht niemanden. Der Modellfall der deutsch-französischen Zusammenarbeit und Freundschaft hat deutlich gemacht, welche positiven Energien für die Stabilisierung des Friedens auf unserem Kontinent geweckt werden können."

„Es gibt nicht nur *eine* Wahrheit. Diese Einsicht, die ich selbst mit einiger Mühsal habe lernen müssen, entspricht der Vielschichtigkeit und Kompliziertheit unserer modernen Welt. Ihre Realität ist von der Pluralität der Meinungen, Ideale, Glaubenssätze und gesellschaftlichen Ordnungen bestimmt: Im Haus des Friedens müssen viele Wohnungen sein."

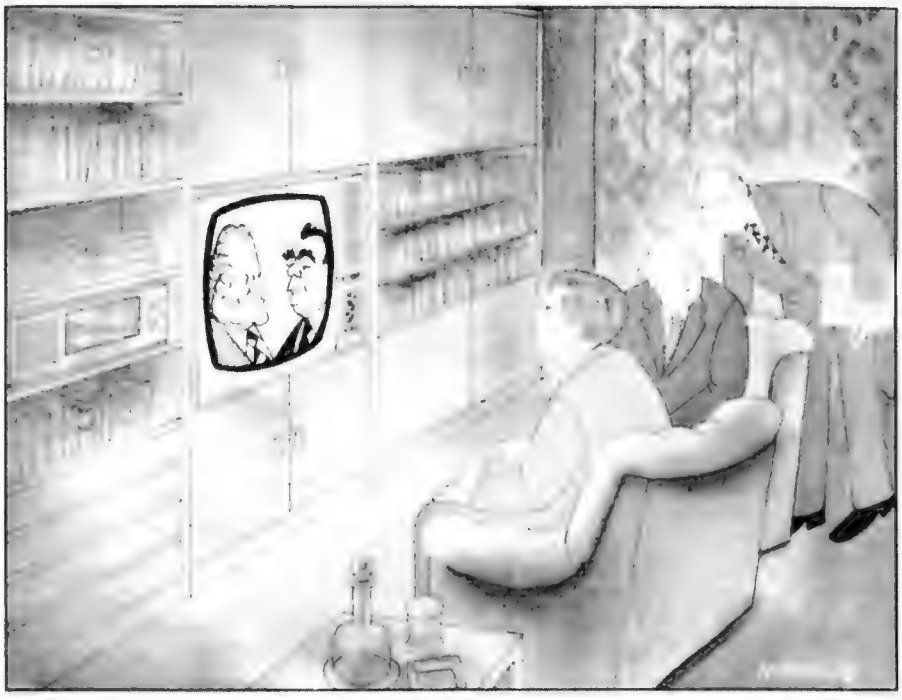
„Wir können uns dem gemeinsamen Schicksal nicht entziehen, das durch die Gegensätze von arm und reich und durch den aufbrechenden Konflikt zwischen Nord und Süd bestimmt ist. Wir sitzen in der Tat, was dies angeht, in einem Boot. Unsere Staaten sind weithin mit gleichen Verantwortlichkeiten konfrontiert."

dem Ex-Kanzler weniger bewußt. Ein Staatsapparat, der sich widerstandslos von einem Parteivorsitzenden ohne Regierungsfunktion die politischen Leitlinien vorzeichnen läßt, ist auch in Bonn nicht vorstellbar.

Gewiß: Brandt stimmte sich vor seinen Auslandsreisen stets mit Kanzler Schmidt oder Außenminister Genscher ab. Auf seiner Rußland-Reise schickte er täglich ein Telegramm ans Auswärtige Amt, und vorigen Donnerstag, nach der Rückkehr aus Moskau, traf er sich gleich mit dem Regierungschef und dem AA-Vorsteher. Doch die Begeisterung zumindest Genschers hielt sich in Grenzen. Ihn ärgerte, daß Brandts Breschnew-Tour Schlagzeilen machte, während er, zur selben Zeit auf Besuchsreise in drittrangigen Afrika-Staaten, mit Protokollmeldungen vorliebnehmen mußte.

Schon nörgeln denn auch Genscher-Gehilfen, Brandt habe es in Moskau versäumt, eine feste Haltung einzunehmen, und statt dessen Zweideutigkeiten verbreitet. Sie kritisieren, der SPD-Chef habe wegen der deutsch-sowjetischen Verhandlungen über Abkommen, die seit Jahren wegen Unstimmigkeiten in der Berlin-Frage festgefahren sind, unrealistische Erwartungen geweckt.

Wie berechtigt oder unberechtigt die Einwände der AA-Profis auch sein mögen, welche Kräche die außenpolitische Ein-Mann-Show Brandts in der sozialliberalen Koalition auch noch stiften mag — gewiß ist, daß die Partei-Diplomatie des SPD-Vorsitzenden Lücken der offiziellen Bonner Außenpolitik füllt — und dies nicht nur in Richtung Osten.



Aus dem STERN

„Darf ich daran erinnern, daß Sie in fünf Minuten eine Besprechung mit dem Botschafter des Fürstentums Liechtenstein haben, Herr Außenminster?"

Eine Bonner Mittelmeer-Politik beispielsweise hatte es bis zu Brandts Südreise nicht gegeben. Kaum aber war er dort, sollen plötzlich die Deutschen in diesem heißen Winkel der Welt vermitteln.

Auch in Lateinamerika blieben die Chancen für eine — von Washington gebilligte — Alternative zu den Yankees durch die dort so populäre Industriemacht Westdeutschland fast ungenutzt, bis Brandt kam. Auf allen Stationen seines Reiseprogramms 1975 wurde der gescheiterte Kanzler empfangen, als ob er der Generalsekretär einer heimlichen Allianz aller Friedenswilligen und Vernünftigen wäre.

Gleich der erste Auftritt in der neuen Rolle war ein Triumph: Beim Berliner Gipfeltreffen der Sozialistischen Internationale feierten ihn die sozialdemokratischen Genossen aus 18 Ländern wie einen Führer der europäischen Sozialdemokratie. Die versammelten Reformsozialisten mit den Regierungschefs Olof Palme aus Schweden, Bruno Kreisky aus Österreich an der Spitze standen von ihren Plätzen auf und umjubelten den Deutschen. Minutenlang mußte der Gefeierte Hände schütteln. Auf der zweitägigen Sozialisten-Sitzung war er die Autorität im Plenarsaal und gesuchter Berater für politische Nöte von Irland bis Israel.

Als Brandt im Oktober 1974 mit guten Ratschlägen in Portugal aktiv wurde, nahmen ihn gleich zwei sozialdemokratische Parteien — die Sozialisten unter Mário Soares und die Sozialliberalen des Emidio Guerreiro — für sich in Anspruch.

In Mexiko und Venezuela — wo ihm Sonderflugzeuge gestellt wurden — hatte er allerorts Mühe klarzumachen, „daß ich nicht die Regierung bin". Ein deutscher Diplomat in Venezuela: „Hier gilt er als größter Staatsmann der Gegenwart."

Venezuela hatte der nach außen stets loyale Brandt erst besucht, nachdem Egon Bahr eine Entscheidung des Bundeskanzlers eingeholt hatte, wonach die Bundesregierung die Reise ausdrücklich billigte. Begleitet von zwei Experten aus Bahrs Entwicklungshilfe-Ministerium, verhandelte Brandt über eine

FAZ

Glücklich das Land, das sich drei Außenminister gleichzeitig leisten kann

Dreiecks-Kooperation: Die Bundesregierung vermittelt einem südamerikanischen Entwicklungsland Know-how, das Ölland Venezuela übernimmt die Finanzierung. Brandt: „So reist man hier ohne Provision durch die Gegend."

Im Juni flog der Reisende in Welt- und Bonn-Politik, Partei-Solidarität und demokratischer Aufrüstung auf Einladung der griechischen Regierung, die sich für SPD-Karitas an Freiheitskämpfern während der Diktatur bedanken wollte, mit einer Linienmaschine nach Athen. Brandt und sieben Begleiter wurden auf einem der Öffentlichkeit nicht zugänglichen Teil des Flughafens in eine Kolonne von schwarzen Regierungslimousinen umgeladen. Im Hotel Grande-Bretagne überreichte ein eigens aus dem 300 Kilometer entfernten Mazedonien herbeigeschaffter Bauer Brandt eine Flasche Wein.

Regierungschef Karamanlis begnügte sich nicht mit dem einen vereinbarten Treffen, sondern kam ein zweites Mal ins Hotel, lud den Deutschen zur Eröffnungsfeier der Athener Festspiele, schleppte ihn auf die Eröffnungs-Party und begleitete ihn nach Mitternacht ins Hotel. Athener Sozialisten offerierten Brandt allen Ernstes für den Fall, daß es einmal zu direkten Wahlen für ein Europa-Parlament käme und Griechenland dann in der EG sei, einen Athener Wahlkreis.

Der Umworbene verteilte an Politiker aller griechischen Parteien gute Ratschläge und leitete unter der Hand auch noch Vermittlungen zwischen Griechen und Türken in der Zypern-Frage ein: Eine Woche später reiste ein alter Brandt-Gefährte aus Berliner Kalten-Kriegs-Zeiten, Kurt Mattick, insgeheim zu dem türkischen Sozialdemokraten Bülent Ecevit und kehrte mit einer Ecevit-Einladung an Brandt zurück. Der SPD-Chef motiviert seinen Eifer: „Durch die EG sind wir ja — was nur wenige wissen — ein indirekter Mittelmeer-Anrainer geworden."

So ging es denn gleich weiter von Athen zum Adria-Staat Jugoslawien. Im weltpolitischen Exkurs Brandt/Tito erblühte Einigkeit über das Portugal-Problem: Dort sei die Mißwirtschaft ein großer Unsicherheitsfaktor, eine kommunistische Machtübernahme könne das ganze Ost-West-Gefüge ins Wanken bringen, und ein Übergreifen des portugiesischen Beispiels auf Spanien berge noch größere Risiken.

Tito wollte die Zusammenarbeit mit der Sozialdemokratie gern institutionalisieren — wie später Breschnew. Doch hier schon paßte Brandt ebenso wie bei dem drängenden Vorschlag der Sowjets, von Belgrad aus gleich nach Moskau weiterzufliegen: Er brauche eine Woche der Besinnung daheim.

Der SPD-Vorsitzende genießt offenkundig seine Rolle als umworbener Weltdiplomat und seine ungebrochene Popularität. Draußen ist es, als wäre er immer noch Kanzler. Amerikanische Touristen, die ihm auf seinen Reisen begegnen, erkennen ihn sofort, und gern hört er Rufe von Neckermann-Touristen: „Nach Rußland muß man reisen, um Willy zu sehen."

Er genießt den Aufwand, den fremde Regierungen um den Privatmann treiben, allen voran die Sowjets: ein Salonflugzeug der Sowjet-Regierung für den „hohen Gast" (so die sowjetische Presse), ein zusätzliches Sonderflugzeug für die begleitenden Journalisten. Willy Brandts Wunsch nach einer Eisenbahnfahrt von Moskau bis Leningrad wurde mit einem Salonwagen voller Plüsch erfüllt.

Der Gast, aus vergangenen Zeiten an protokollarischen Respekt und diplomatische Bequemlichkeiten gewöhnt, schätzt solche Aufmerksamkeiten: „Ich werde ja nun auch schon ein bißchen alt, ich kann ja nicht mehr wie ein Wandervogel durch die Lande reisen."

Einmal freilich ging die russische Gastfreundschaft auch Brandt zu weit: Bei Ankunft auf dem Flughafen Scheremetjewo nahm ihn eine Karosse vom Typ Sil auf, die eine Bundesflagge mit dem Bundesadler führte. Am nächsten Tag mußte der Stander ausgewechselt werden: Der neue zeigte nur noch Schwarzrotgold, ohne den Regierungsmitgliedern vorbehaltenen Vogel.

Für Brandt erfanden die Russen einen neuen Titel, der den Gast ein bißchen in den Rang von Mao Tse-tung erhebt: Sie nennen ihn den „Herrn

Im Moskauer „Haus der Freundschaft"

Im Obersten Sowjet

Vor dem Ehrenmal in Leningrad

Im Basar in Samarkand

Brandt in der Sowjet-Union: „Bei den Werktätigen sehr populär"

Vorsitzenden". Vergessen schienen die historischen Belastungen des Verhältnisses zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten: die Spaltung der Russischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Anfang des Jahrhunderts durch Lenin, der nach der Machtergreifung seiner Bolschewiki 1917 die sozialdemokratischen Menschewiki unterdrükken, verhaften, erschießen ließ — wie es alle siegreichen kommunistischen Parteien seither taten; der Widerstand deutscher Sozialdemokraten gegen die Zwangsvereinigung mit den Kommunisten in der Ostzone; die harschen Worte des Frontstadt-Bürgermeisters Brandt gegen den Sowjet-Imperialismus.

Aber auch Willy Brandt trägt den Kommunisten die eigenen bösen Erfahrungen mit Lenins Erben nicht nach — und auch nicht Moskaus Schimpfkanonaden gegen den Sympathisanten des Prager Frühlings von 1968. Er sieht in den kommunistischen Parteien der Gegenwart taugliche Partner für zwischenstaatliche Ko-Existenz, und er meint auch selbst in der KPdSU Kräfte zu entdecken, die fast schon Sozialdemokraten sind.

Bei seinen Gesprächen mit Breschnew trug Brandt wie bei allen seinen Reisen dieses Jahres einen Zettel in der Tasche, auf dem er unter dem gedruckten Kopf „W. B." handschriftlich drei Rubriken angelegt hat: je eine mit den Staaten Europas, in denen die Sozialdemokraten die Regierung stellen, jenen, in denen sie in einer Koalition stehen, und jenen, in denen sie wenigstens über starken Einfluß verfügen. Brandt: „Damit alle wissen, wo sie dran sind."

Die Argumentationshilfe brauchte er beim Gespräch mit Breschnew nicht hervorzuziehen: Der sowjetische KP-Chef kennt — anders als seine parteiinternen Widersacher — den Sachzwang zur Zusammenarbeit mit den Sozialdemokraten. Ein Breschnew-Berater zum Brandt-Trupp in Moskau: „Ohne euch können wir in Westeuropa zu nichts kommen."

Allzugern möchten die Sowjets deshalb zur einflußreichen SPD engeren Kontakt finden. Und bei diesen Versuchen umwerben sie nicht nur Spitzen-Sozis. Einem Brandt-Mitarbeiter etwa offerierten sie während der Rußland-Tournee eine kostenlose Einzelreise durch das Sowjetreich — „mit Ihrer Frau, solange sie wollen, wohin sie wollen".

Zeitlich fein abgestimmt hatte ausgerechnet einen Tag, nachdem Brandt fünf Stunden mit Breschnew zusammensaß, der Politbüro-Kandidat Boris Ponomarjow — zuständig für alle nichtregierenden kommunistischen Parteien — die „fruchtbaren Kontakte zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten" gewürdigt.

Gerade den Eindruck aber, daß er von Moskau in ein europäisches Volksfrontbündnis hineingezogen werde, hatte Brandt vom Beginn seiner Visite im Sowjet-Reich an strikt vermeiden wollen. Denn fünf Jahre nach Abschluß der Ostverträge, drei Jahre nachdem er — nicht zuletzt dank seiner Ostpolitik — den größten SPD-Wahlsieg der Geschichte errang, erscheint es Willy Brandt innenpolitisch noch immer gefährlich, auch nur den Anschein eines Paktierens zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten zu erwecken.

Dennoch, fast unvermeidlich, spielte die Opposition am Rhein das Volksfront-Thema zum vermeintlichen Sommerschlager hoch. Als Brandt nach seiner Rundreise wieder in Moskau landete, fand er ein Telegramm des SPD-Sprechers Uwe-Karsten Heye aus Bonn vor, in dem dieser empfahl, die SPD auf der für den folgenden Tag anberaumten Pressekonferenz nochmals deutlich von der KPdSU abzugrenzen. Prompt hob der SPD-Chef einmal mehr die „nicht vergleichbaren Verantwortlichkeiten" und die „nicht zu vereinbarenden grundsätzlichen Positionen" zwischen sowjetischen Kommunisten und westdeutschen Sozialdemokraten hervor.

Mit Rücksicht auf die Kommunistenfurcht der Westdeutschen hatte Brandt am letzten Tag seines Besuchs auch darauf verzichtet, mit einem weiteren ranghohen Sowjetmenschen zu

card d'Estaing nicht wiedergutgemacht werden könne. „Es gibt Leute in Schmidts Umgebung", so klagt Ertl, „die ihm die Rolle andichten, er sei der Größte."

Als Opfer einer Politik, die allein auf kurzfristige Sanierung des Staatshaushalts fixiert ist, fühlt sich auch Innenminister Maihofer. Der einst so begeisterte Fürsprecher einer sozialliberalen Koalition, der seine Partei mit dem Freiburger Programm auf Reform- und Bündniskurs half, sieht sich nunmehr von der SPD total blockiert. Ständig versuche er, so klagt der Chef des Innenressorts, Reformpläne aus der Ära Brandt zu retten — doch brutal wische der Nachfolger alles vom Tisch. Maihofer: „Ich kann machen, was ich will, nichts geht durch."

So verzögert der Sparkommissar im Palais Schaumburg mit Rücksicht auf Industrie und Gemeinden den vom Innenminister für besonders dringlich erachteten Ausbau des Umweltschutzes. Maihofers Kulturförderungsprogramm, die „Deutsche Nationalstiftung", stößt bei Schmidt derzeit auf ebenso entschiedenen Widerstand wie die Reform des öffentlichen Dienstes.

Was den sensiblen Liberalen am stärksten verstört, ist Schmidts Hang zur Alleinherrschaft. Verbittert registriert Maihofer einen fatalen Wandel: Das einstige sozialliberale Bündnis, die Brandt-Scheel-Regierung, habe sich zu einer „Schmidt-und-Co-Koalition" deformiert.

Nostalgisch trauert der gebeutelte Freidemokrat verflossenen Zeiten nach. Während Willy Brandt dem kleinen Partner FDP stets rücksichtsvoll Chancen zur Profilierung belassen habe, suche Helmut Schmidt alle Erfolge, auch die des Partners, nach einem „System der Desinformation", wie Maihofer es nennt, auf sein Konto zu buchen.

Schmidt-Kritiker Maihofer
„Er weiß eben alles besser"

Eine ganze Liste von Schmidt-Verfehlungen hält der Innenminister parat: Genscher und nicht Schmidt habe dazu geraten, den Polen finanziell entgegenzukommen, um die Bonn-Warschauer Verhandlungen wieder flottzumachen; Maihofer, nicht Schmidt sei im Tarifstreit mit ÖTV-Chef Heinz Kluncker ein im Staatsinteresse günstiger Abschluß gelungen; auch die FDP-Minister hätten für Härte gegen die Geisel-Gangster von Stockholm plädiert — stets aber habe der Kanzler intern und öffentlich den Eindruck zu erwecken versucht, als sei er der eigentliche Macher gewesen.

Nicht nur Maihofer beklagt sich über Schmidts rüdes Gehabe am Kabinettstisch. Der Kanzler, der sich in der Nacht vor jeder Kabinettsitzung bestens präpariert, hat die liberalen Minister bereits so eingeschüchtert, daß keine allgemeine Diskussion mehr aufkommt und jeder sich nur noch zu Fragen seines eigenen Ressorts zu äußern traut. „Er weiß eben alles besser", beschreibt Maihofer seinen Eindruck. Und Ertl warnt: „Wer immer nur die Trense scharf anzieht, kommt nicht weit."

Am schlechten Beispiel des Kanzlers orientieren sich, wie der dünnhäutige Innenminister und Rechtsgelehrte beobachtet haben will, inzwischen auch die Schmidt-Vasallen. So verbittert und mißtrauisch ist Maihofer mittlerweile geworden, daß er Lappalien und Pannen im politischen Alltagsgeschäft als gezielte Verfolgung und böse Ränkünen empfindet. Sein Klagelied: SPD-Postminister Kurt Gscheidle handelte ohne Kenntnis des Beamten-Ministers mit der Postgewerkschaft Sonderrechte für deren Funktionäre aus. SPD-Kollege Matthöfer plante einen großangelegten Versuch mit dem Kabelfernsehen an dem Medienminister vorbei und reklamierte für sich das Recht zur Genehmigung von Forschungsaufträgen auch im Innenressort. Hinter dem Rükken von Maihofer versuchte der SPD-Vorsitzende des Bundestagsinnenausschusses, Friedrich Schäfer, noch vor der Sommerpause, ein Gesetz über die Beschäftigung von Radikalen im öffentlichen Dienst im Parlament durchzubringen.

Inzwischen scheinen Kanzler und Co erkannt zu haben, daß die forsche Hamburger Tour nicht nach jedermanns Geschmack ist. In einer Aussprache mit dem empfindsamsten seiner Minister gab sich Schmidt vorletzte Woche reuig und ermunterte Maihofer zum Widerspruch: „Dann müssen Sie sich eben wehren, wenn Sie meinen, ich sei ungeduldig mit Ihnen." Seine Parlamentarische Staatssekretärin Marie Schlei, von Beruf Pädagogin, setzte der Kanzler als Sonderbeauftragte zur Pflege des Seelenlebens von Werner

Maihofer-Betreuerin Marie Schlei
„Er wirkt sehr verhangen"

Maihofer ein. Die mütterliche Berlinerin einfühlsam über ihren Pflegefall: „Er wirkt sehr verhangen."

Rücksicht auf den Liberalen, so haben die Sozialdemokraten mittlerweile erkannt, scheint geboten, weil die zunehmende Entfremdung gerade Maihofers verheerende Signalwirkung auf die FDP haben würde. Ein großer Teil der Partei ist ohnehin einer Koalition mit der Christen-Union nicht abgeneigt. Dazu sind nach Maihofers Meinung „alle die zu zählen, die am lautesten von der Fortsetzung der jetzigen Koalition reden". Im Klartext: die Anhänger von Wirtschaftsminister und Partei-Vize Hans Friderichs, der sich als erster prominenter Freidemokrat einschlägig im SPIEGEL vernehmen ließ (SPIEGEL 52/1974).

Ein Abdriften Maihofers, der früher die sozialliberale Koalition als „historisches Bündnis von Arbeitern und Bürgern" gefeiert hatte, muß das große Lager seiner Anhänger nachhaltig verunsichern. Schon zeigt der Parlamentarische Innen-Staatssekretär und Maihofer-Freund Gerhart Baum Wirkung: „Wir, die wir immer diese Koalition gewollt haben, sind manchmal sehr enttäuscht." Und Genschers Verheugen beschreibt den Wandel: „Ich wüßte keinen FDP-Abgeordneten mehr, der die derzeitige Koalition so selbstverständlich wie früher für die richtige hält."

Auch in den Ländern funktioniert mittlerweile keine SPD/FDP-Koalition mehr richtig. In Berlin, womöglich auch in Hamburg, wären die dort regierenden rechten Sozialdemokraten lieber mit der CDU zusammengegangen als mit den linkslastigen einheimischen

Liberalen. Unwillig haben sich die Freidemokraten in Nordrhein-Westfalen und in Hessen mit der SPD eingelassen. Und in Niedersachsen empfinden beide Partner ihre nur mit einer Stimme Mehrheit ausgestattete Koalition zunehmend als Plage.

Doch die Bonner Sozialdemokraten möchten sich nicht alle Schuld am großen Unbehagen vom kleinen Kompagnon anlasten lassen. Nach ihrer Meinung sollten sich die Hauptverfolgten des Schmidt-Regimes, Ertl und Maihofer, erst einmal bei ihrem eigenen Vorsitzenden beschweren: In fast allen Streitfällen orteten sie FDP-Vize Friderichs auf seiten des Kanzlers, während Parteichef Genscher sich meist diplomatisch zurückhält und seine bedrängten Parteifreunde nicht unterstützte.

Kanzler-Helferin Marie Schlei spitz: „Jeden Dienstag zwischen 13 und 15 Uhr, beim Koalitionssessen, könnte Genscher die Koalitionsfrage stellen — wenn er nur wollte."

MITBESTIMMUNG

Aus dem Wege

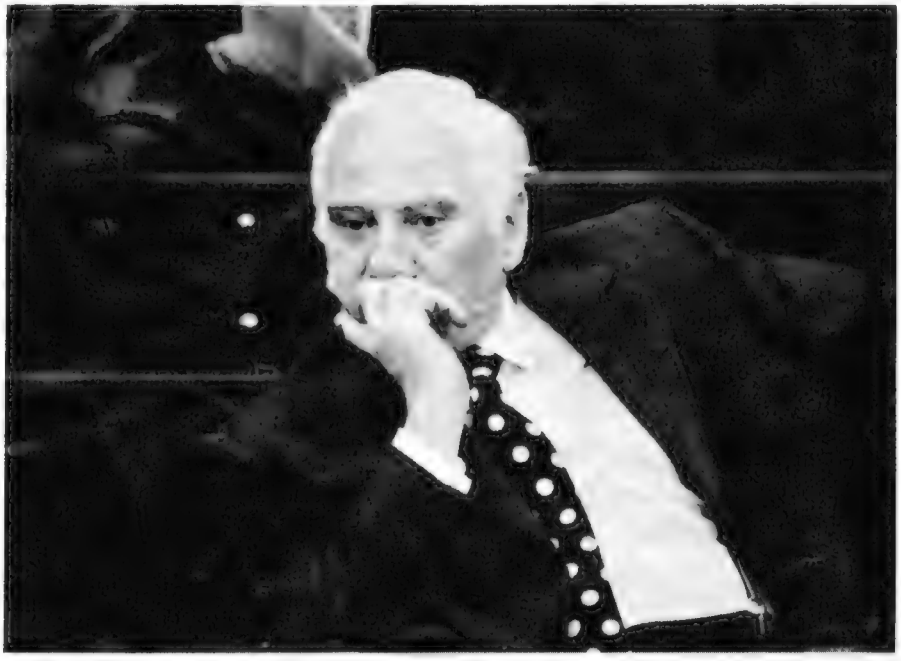
Arbeitsminister Arendt denkt an Rücktritt, weil Kanzler Schmidt den Mitbestimmungswünschen der FDP nachgeben will.

Seit Wochen bemühen sich Bundeskanzler Helmut Schmidt und SPD-Fraktionschef Herbert Wehner, herauszufinden, wieviel Selbstverleugnung sie einem ihrer stärksten Genossen am Kabinettstisch zumuten dürfen.

In immer neuen Gesprächen wollten die beiden Spitzen-Sozialdemokraten von ihrem Sozialminister Walter Arendt vor allem eines wissen: wie weit sie dem freidemokratischen Koalitionspartner im Marathon-Zank um die Mitbestimmung der Arbeitnehmer in Großbetrieben noch entgegenkommen dürfen, ohne den Rücktritt des für den Gesetzentwurf zuständigen Ressort-Ministers zu riskieren.

Das Ergebnis des Kundschafterunternehmens läßt immer mehr Bonner Sozialdemokraten befürchten, daß sich ihre Partei ein Jahr vor der nächsten Bundestagswahl zwischen einem Erfolgsnachweis bei der mittlerweile zur Prestige-Reform hochgeredeten Mitbestimmung und der Solidarität zu ihrem — neben Helmut Schmidt und Willy Brandt — zugkräftigsten Wahlkämpfer wird entscheiden müssen. Kanzleramts-Vorsteher Manfred Schüler sieht das Problem: „Arendt steht für einiges, was der große Koalitionspartner bewegt hat. Der ist bei seiner Klientel nicht irgendwer."

Dabei hatten noch Ende Mai Koalitionsstrategen beider Parteien fest damit gerechnet, die SPD-Unterhändler Schmidt und Wehner würden sich mit ihren FDP-Partnern Hans-Dietrich Genscher und Wolfgang Mischnick noch vor Beginn der parlamentarischen Sommerpause auf gemeinsame Korrekturen an dem bereits seit anderthalb Jahren im Bundestag schlummernden Gesetzentwurf verständigen. Nachdem Wehner den von den Verhandlungen mit den Liberalen ausgesperrten Arbeitsminister über den Stand der Debatte aufgeklärt hatte, verweigerte Arendt jedoch seine Zustimmung. In einem „Zeit"-Interview gestand der SPD-Fraktionsführer, es gebe noch keine „volle Verständigung" mit dem verärgerten Arendt, der „gewissermaßen anklagend gefragt hat, warum man plötzlich meine, vom alten Entwurf abrücken zu müssen".



Arbeitsminister Arendt: „Wenn ich ein Hindernis bin"

So plötzlich freilich kam dieser Rückzug nicht. Denn schon bald, nachdem sich Arendt letztes Jahr mit seinem FDP-Duzfreund Werner Maihofer über die Mitbestimmungs-Ansprüche der FDP-hofierten leitenden Angestellten verständigt hatte, erhoben die Freidemokraten neue, weitergehende Forderungen. Arendt und Maihofer waren nach zähen Verhandlungen übereingekommen, daß die leitenden Angestellten nicht, wie von der FDP ursprünglich gefordet, aus den eigenen Reihen, sondern, wie von der SPD verlangt, von der Gesamtbelegschaft gewählt werden.

Dafür war den Freidemokraten von Arendt zugestanden worden, daß die Gruppe der leitenden Angestellten ihre Kandidaten allein vorschlagen darf — mit einer Einschränkung freilich: Nach dem Koalitionsentwurf braucht ebenso wie bei den Gruppen der Arbeiter und Angestellten jeder Kandidat der leitenden Angestellten die Unterschrift von zwanzig Prozent oder mindestens von hundert Mitgliedern seiner Gruppe, um auf die Wahlliste zu gelangen.

Dieses Verfahren, dem Maihofer zugestimmt hatte, scheint den anderen Freidemokraten unterdessen jedoch zu gefährlich. Denn es könnte, so fürchten sie, dem Gewerkschaftsblock zugute kommen. So wäre es in einem Großkonzern wie etwa dem Chemie-Riesen Bayer mit seiner hohen Zahl leitender Angestellter durchaus denkbar, daß eine relativ kleine Gruppe von hundert gewerkschaftlich organisierten Leitenden einen Kandidaten auf die Liste brächte, der dann von der Gesamtbelegschaft womöglich eher gewählt würde als ein Kandidat der wesentlich größeren Gruppe der standespolitisch orientierten Union der Leitenden Angestellten (Ula).

In der Absicht, den DGB-Gewerkschaftern dieses Schlupfloch zu verbauen, knüpfen die Liberalen nun an ihre Zustimmung zum Mitbestimmungsgesetz die Bedingung, daß nur die Mehrheit der leitenden Angestellten Kandidaten aufstellen darf. Deshalb müsse im Regierungsentwurf die Alternative, wonach auch hundert Unterschriften für eine Kandidatur ausreichen, gestrichen und das Vorschlags-Quorum von 20 möglichst auf 50 Prozent angehoben werden. Ein Minderheitsbewerber wäre damit praktisch ohne Chance.

Zugleich erklärten sich die freidemokratischen Unterhändler bereit, auf die alten Wünsche ihrer Partei nach Gruppenwahl auch für die Leitenden noch einmal feierlich zu verzichten: Alle Angestellten sollen ihre Kandidaten und den Aufsichtsrats-Vertreter der Leitenden wählen, der freilich nur von

seinesgleichen nominiert werden darf und dank des gleichfalls gesetzlich zu verankernden Minderheitenschutzes einem absolut sicheren Mandat entgegensieht.

Um die dem Volk so bombastisch angekündigte Mitbestimmungs-Regelung wenigstens dem Namen nach zu retten, schienen Schmidt und Wehner bereit, die FDP-Wünsche zu akzeptieren. Arendt aber blieb bisher bei seinem Veto, das er bereits vor einiger Zeit bei einem Koalitionsgespräch über die FDP-Forderung nach Gruppenwahl zu Protokoll gegeben hatte. Der Arbeitsminister damals: „Ich habe nicht 25 Jahre meines Lebens damit verbracht, den Graben zwischen Arbeitern und Angestellten zuzuschütten, um jetzt die Hand zu reichen beim Aufreißen eines neuen Grabens. Wenn ich ein Hindernis bin, bin ich bereit, das Hindernis aus dem Wege zu räumen."

Er wäre allenfalls bereit, so schrieb Arendt in der Ula-Zeitschrift „Der leitende Angestellte", „einen angemessenen Minderheitenschutz für die leitenden Angestellten" zu akzeptieren, nicht jedoch ein De-facto-Gruppenwahlrecht durch Monopolisierung des Vorschlagrechts. Werde mehr von ihm verlangt, „dann", so sagte er zu Freunden, „sitze ich nicht mehr auf der Regierungsbank".

Ohnehin läßt der ehemalige Bergarbeiterführer gelegentlich Amtsmüdigkeit erkennen. Der Mann, der gern anstelle Walter Scheels Bundespräsident geworden wäre, bekundet vor Vertrauten immer häufiger, er sei um der Karriere willen nicht bereit, unverzichtbare Grundsätze preiszugeben.

Schon einmal, im vergangenen Jahr, hatte der Arbeitsminister aus ähnlichen Gründen seinem Kanzler mit Demission gedroht. Schmidt hatte damals die Bonner Zuschüsse zur Rentenversicherung kürzen wollen, begnügte sich dann aber unter dem Eindruck des Arendt-Protests mit einer Stundung der Zahlungen.

Arendts Härte in der Mitbestimmungsdiskussion überraschte sogar im Gewerkschaftslager. Noch im Mai hatten DGB-Chef Heinz Oskar Vetter und der IG-Chemie-Vorsitzende Karl Hauenschild auf dem Hamburger Gewerkschaftskongreß um Nachsicht für den unter Erfolgszwang stehenden Kanzler geworben. Durch die Standhaftigkeit des Arbeitsministers ermuntert, schöpfen die Gewerkschafter mittlerweile jedoch neue Hoffnung.

Vetter hat Schmidt wissen lassen, daß mit Verfassungsklagen der Arbeitnehmer zu rechnen sei, wenn die FDP-Wünsche erfüllt würden. Und Hauenschild, ein Kanzlerfreund, warnt: „Ein Rücktritt Arendts wäre schlimmer, als wenn es kein Gesetz gäbe."

GEMEINDEN

Was der Bund nicht hat

Die verschuldeten Kommunen flüchten sich in rigorose Sparsamkeit — zum Ärger der Bonner Wirtschaftslenker. Doch die veraltete Gemeindehaushaltsordnung verhindert eine konjunkturgerechte Ausgabenpolitik.

Noch im letzten Dezember hatte Kanzler Helmut Schmidt vor allem die Gemeinden ermuntert, geplante Aufträge an die Wirtschaft so rasch zu vergeben, daß der Aufschwung aus dem Konjunkturtief bis zum Frühsommer zu schaffen sei.

Inzwischen vergeht der Sommer, und die Stadtkassen, deren Einnahmen allein durch die Steuerreform um 2,4 Milliarden Mark geschmälert wurden, sind so leer, daß „wir nicht einmal mehr betteln gehen können", gesteht Bruno Weinberger, Präsidiumsmitglied des Städtetages — „dazu haben wir schon zuviel Schulden".

In Ludwigshafen werden die städtischen Steuerbeamten 1975 erstmals in der Nachkriegszeit weniger Geld eintreiben als im Vorjahr. In Duisburg sackten die Einnahmen der Gemeinde um 120 Millionen Mark unter das vorausberechnete Soll. Mit 1150 Mark stand im Schnitt schon im vergangenen Jahr jede Kommune bei jedem ihrer Bürger in der Kreide, in diesem Jahr wächst die Schuld um 15 Prozent auf über 1300 Mark.

Der Schuldenanstieg, der die Stadtväter erschreckt, erscheint den Konjunkturpolitikern jedoch viel zu niedrig. Denn um die Bürde nicht noch schwerer werden zu lassen, strichen die meisten Kommunen entgegen den Kanzler-Wünschen ihre Ausgabenpläne zusammen. Der Städtetag errechnete im Januar einen Anstieg der Gemeindeinvestitionen von lediglich 2,9 Prozent. Doch Weinberger ist inzwischen sicher, daß selbst dieser schmale Zuwachs nicht erreicht werden kann.

„Was in den Gemeinden läuft", klagt Manfred Lahnstein, Konjunkturfachmann des Finanzministeriums, „ist ganz schlecht." Es ist sogar, meint Richard Klein, Finanzexperte des Städtetags, „volkswirtschaftlich idiotisch".

Nach den herkömmlichen Regeln der Nationalökonomen benehmen sich die Gemeinden, die fast zwei Drittel aller öffentlichen Aufträge erteilen und bezahlen, derzeit genauso widersinnig wie auf dem Höhepunkt der Rezession 1966/67. Damals strichen sie ihre Baupläne — aus Furcht vor der Zinslast für gepumpte Millionen — so drastisch zusammen, daß der Bund zwei Konjunkturprogramme brauchte, um gerade nur die gekappten 7,8 Milliarden Mark ersetzen zu können.

Rathaus in Wolfsburg: Ausbaupläne auf Eis gelegt

Vergeblich erinnerte das Rheinisch-Westfälische Institut für Wirtschaftsforschung (RWI) in Essen an die Erfahrungen von damals und warnte: „Für die Entdeckung der öffentlichen Sparsamkeit ist es gegenwärtig aus konjunkturpolitischer Sicht zu früh."

Die Ratsherren von Wolfsburg etwa legten ihren Plan auf Eis, das Rathaus für mehr als 50 Millionen Mark zu erweitern, weil sie angesichts der tristen Ertragslage ihres Hauptsteuerzahlers VW „ein Zeichen für Sparsamkeit" setzen wollten.

Für solch unzeitgemäße Genügsamkeit ist freilich nicht allein mangelnde

WIR BRAUCHEN
EINEN SEHR GUTEN TEXTER (CD)

ER KANN ZWISCHEN 25 UND 35
UND ÜBRIGENS AUCH EINE FRAU
SEIN.
IN SEINER MAPPE HAT ER EIN-
FACHE IDEEN, ABER DIE GEHEN
UNTER DIE HAUT.
ZUM AD'S ANNUAL FEHLEN IHM
MAL EIN BISSCHEN MEHR FREI-
HEIT UND MAL DIE RICHTIGEN
AUFGABEN.
ER DENKT AN EIN HÜBSCHES
RUNDES GEHALT, AN DDB-LIKE
KONDITIONEN UND DARAN, DASS
ES SICH IN MÜNCHEN ÜBERHAUPT
SEHR GUT LEBEN LÄSST. (UND
ER KENNT VIELLEICHT EINEN
AD, DER GENAUSO DENKT.)
WENN WIR SIE BESCHRIEBEN
HABEN, DANN SCHREIBEN SIE
UNS. ODER RUFEN SIE AN.

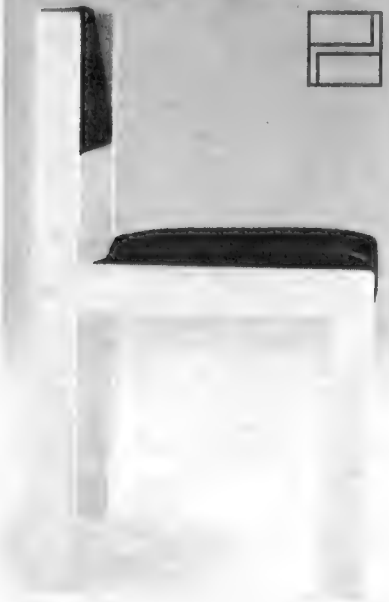
KLAUS FEHSE
FAHRENSON+FEHSE WERBEAGENTUR
8032 MÜNCHEN-GRÄFELFING
WÜRMSTRASSE 55
TELEFON 089/85 50 71

Wilkhahn

Das Modell 302/5
aus dem Programm 300
von Wilkhahn.

Katalog auf Anfrage

Wilkhahn
3252 Bad Münder 2, Postfach 24



Einsicht in ökonomische Zusammenhänge verantwortlich. Die Regel, daß der Staat in der Konjunkturflaute die Wirtschaft mit geliehenem Geld für eine neue Blüte düngen muß, können nur Bund und Länder uneingeschränkt erfüllen. Den Gemeinden jedoch wird sie durch rigorose Aufsichtsbestimmungen verwehrt. Nach der Gemeindehaushaltsordnung, deren Einhaltung von den Regierungspräsidenten überwacht wird, müssen die Kommunen ihre Verwaltungskosten voll durch Steuer- und Gebühreneinnahmen decken. Und auch für Investitionen dürfen die Stadtväter nicht mehr Kredite aufnehmen, als angesichts der zu erwartenden Steuereinnahmen „tragbar" erscheint. Dadurch werden, erkennt Dieter Lenz, Gemeindeexperte im Bundesfinanzministerium, die deutschen Ratsherren „zu prozyklischem Verhalten geradezu gezwungen".

So konnte etwa die fränkische Stadt Hof, obwohl vom bayrischen Kabinett wie alle weiß-blauen Kommunen angewiesen, zwecks Konjunkturankurbelung soviel wie nur möglich in Kindergärten, Kläranlagen oder Kulturstätten zu investieren, fünf Monate lang kein städtisches Bauprojekt beginnen.

Das zuständige Regierungspräsidium hatte dem Hofer Etat die Genehmigung verweigert, weil zwei Millionen Mark nicht vorschriftsmäßig gedeckt seien. Von den ohnedies sparsamen Wolfsburger Stadtvätern verlangte das Lüneburger Regierungspräsidium sogar eine Maßnahme, die möglicherweise auch für den Arbeitsmarkt Folgen haben kann: Die Wolfsburger, die ihre Verwaltungsausgaben wegen der Rezession nicht mehr mit sogenannten ordentlichen Einnahmen decken können, sollten die Gewerbe-Steuer heraufsetzen.

Städte wie Heidelberg, Frankfurt oder Köln müssen wegen der strengen Haushaltsvorschriften ihre Bahn- und Buspreise drastisch erhöhen, andere sind gezwungen, auf neue Aufträge an die daniederliegende Wirtschaft ganz zu verzichten. Wolfgang Hesse, Oberstadtdirektor der Bundeshauptstadt Bonn, deren Defizit sich im nächsten Jahr mit 75 Millionen Mark mehr als verdoppelt, in einem Brief an seinen Oberbürgermeister: „Es ist fraglich, ob 1976 überhaupt neue Maßnahmen in Angriff genommen werden können."

In diesem Dilemma operieren manche Kommunen schon hart am Rande der Legalität. Die Stadt Duisburg etwa, die schon einen Einstellungsstopp erlassen hat und durch frühes Abschalten der Straßenbeleuchtung spart, will ihre Bediensteten entgegen den Gesetzesvorschriften aus gepumpten Mitteln bezahlen, weil Kämmerer Wolfram Dumas „keinen anderen Ausweg" weiß.

Vorerst wird den Gemeinden niemand helfen. Zwar hatte Kanzler Schmidt kurz nach seinem Amtsantritt

Länder-Politiker in Bonn*
Gezerre um Milliarden

eine „neue Finanzreform" versprochen, die den Geldmangel der Gemeinden dauerhaft beheben sollte, aber die damit beauftragte Enquete-Kommission wird noch einige Jahre nach einer Lösung des Problems suchen.

Auch der am letzten Freitag nach monatelangem Gezerre erreichte Kompromiß zwischen Schmidt und den Länderchefs über die Neuverteilung der Umsatzsteuer-Erträge wird den Ratsherren der Städte und Gemeinden wahrscheinlich nicht helfen. Zwar bekommen die Länder danach in diesem Jahr zwei Milliarden Mark mehr, als ursprünglich vom Kanzler geplant. Aber: „Was der Bund nicht mehr hat, kann er uns nicht geben", weiß Städtetags-Präside Weinberger.

So können die Städte nur auf ein neues Konjunkturprogramm warten, bei dem die Bundeskasse für die Kommunen die Kosten übernimmt, und hoffen, daß sie dabei besser bedacht werden als noch im letzten Jahr. Damals wollte die Bundesregierung den Gemeinden einen erheblichen Teil ihres mit 950 Millionen Mark ausgestatteten Programms für die Konjunkturankurbelung überlassen und ihnen 80 Prozent der Kosten für Kläranlagen und Kanalisationen ersetzen.

Doch überall in der Republik kürzten die Länder eigenmächtig die Quoten. Folge: Die am stärksten verschuldeten Städte, die ihre Kassen für das Bonner Geld schon weit geöffnet hatten, mußten ihre Anträge wieder zurückziehen. Sie konnten das erforderliche höhere Eigenkapital nicht aufbringen.

* V. l.: Ministerpräsident Gerhard Stoltenberg (Kiel), Finanzminister Johann Wilhelm Gaddum (Mainz), Ministerpräsident Albert Osswald (Wiesbaden) während der Bonner Finanzberatungen am Freitag letzter Woche.

„Glundstückslefolm ist ein altel Zopf"

Warum Bonn den Kampf gegen die Bodenspekulation verliert

Kanzler Schmidt nennt es auf seiner Reformliste an erster Stelle: ein neues Bodenrecht. Doch was als „Jahrhundertgesetz" angelegt war und der Spekulation ein Ende bereiten sollte, droht Stückwerk zu bleiben. Verstümmelt durch Kompromisse, ist die Baugesetz-Novelle laut Experten-Urteil „für die praktische Anwendung unbrauchbar". Mancher Gemeinde wird das neue Gesetz statt zusätzlicher Einnahmen neue Ausgaben bringen.

Der Spekulant — rosig das Antlitz, reseda der Anzug — liegt in einer Hängematte und preßt eine Tasche an sich, die prall gefüllt ist mit gebündeltem Baren; derweil rammt im Hintergrund ein Vermessungstrupp weiß-rote Latten in die saure Wiese. Darunter als Bildtext: „Wenn eine Gemeinde bauen will, machen Spekulanten aus billigem Boden pures Gold. Durch Nichtstun."

Vor wenigen Monaten noch schmückte dieses Motiv Wandzeitungen und Werbeschriften, mit denen Westdeutschlands Sozialdemokraten für ein Gesetzeswerk warben, das die Deutsche Presse-Agentur als das „wichtigste sozialliberale Reformvorhaben" neben Vermögensbildung und Mitbestimmung wertete und das Kanzler Schmidt neuerdings an allererster Stelle nennt, wenn er die politischen Projekte seines Kabinetts aufzählt: die Neuordnung des bundesdeutschen Bodenrechts.

Doch die von der Bonner Koalition für 1976 geplante Novellierung des Bundesbaugesetzes, die Städtebau-Experten einst als künftiges „Jahrhundertwerk" priesen, wird aller Voraussicht nach nur wenig Nutzen stiften. Drei Jahre lang ist diese Reform im Reißwolf koalitionsinterner Kompromißzwänge bearbeitet worden — was nun herauskommt, ist Stückwerk.

Die Reste sind sichtbar seit Ende letzten Monats, als sich die Koalitionsfraktionen auf einen Baugesetz-Konsens geeinigt hatten. Weder wird „der Spekulation Einhalt" geboten noch auf Dauer der „Bodenpreisanstieg gedämpft" werden können (Regierungserklärung 1974); weder werden glücksspielartige „Millionengewinne einzelner Personen" unterbunden noch „die Gemeindefinanzen nachhaltig verbessert" (SPD-Parteitag 1973).

Denn der Regierungsentwurf ist, so resümierte die „Süddeutsche Zeitung" die Bedenken von Fachleuten, „für die praktische Anwendung unbrauchbar". Tauglich wäre der Entwurf hingegen als Paradebeispiel für den Gemeinschaftskundeunterricht an deutschen Schulen — dafür, wie Reformansätze unter dem Druck politischer wie wirtschaftlicher Zwänge binnen weniger Jahre verkümmern können.

Am Anfang stand, Ende der sechziger Jahre, wachsender öffentlicher Unmut über steigende, ohne jegliche Leistung abfallende Planungsgewinne westdeutscher Grundbesitzer — seit dem Zweiten Weltkrieg zumindest hundert Milliarden Mark. Protest artikulierte sich gegen schwindelerregende City-Bodenpreise, die aus Machtpositionen einzelner Grundbesitzer resultierten, wie gegen den Ausverkauf der letzten freien Seeufer oder gegen Planungsentscheidungen, mit denen in den Stadtzentren Urbanität zerstört und an den Stadträndern die Landschaft zersiedelt wurde.

Als Reform-Instrument schien sich damals vor allem eine „allgemeine Bodenwertzuwachssteuer" anzubieten, die — außerhalb bestimmter Freibeträge — auf sämtliche Spekulationsgewinne hätte erhoben werden können. Doch obwohl Bonns Bauministerium schon im Herbst 1973 Eckwerte für eine solche Steuer samt Begründung erarbeitet hatte, mißlang das Vorhaben: Die FDP sträubte sich — wie die Union — gegen derlei „sozialistische Parasiten" (CSU-MdB Oscar Schneider). Kanzler Schmidt mußte letztes Jahr schließlich verkünden, die Arbeit an der Zuwachssteuer könne „in der laufenden Legislaturperiode nicht mehr zum Abschluß gebracht werden".

Nach dem Scheitern einer *allgemeinen* Zuwachssteuer blieb der Koalition die Möglichkeit, per „Planungswertausgleich" (Experten-Kürzel: „PWA") wenigstens solche Gewinne abzuschöpfen, die durch *bestimmte* gemeindliche Planungen hervorgerufen werden; mit der Verabschiedung eines Bebauungsplanes etwa, der Ackerland in Wohnbaugebiet verwandelt, vervielfacht sich der Bodenwert in der Regel über Nacht.

Die Chancen schienen zunächst gut: Bereits 1971 hatte die SPD mit Hilfe der FDP im „Städtebauförderungsgesetz", einer Spezialordnung für Sanierungsgebiete, das Prinzip verankert, private Planungsgewinne zu hundert

SPD-Werbung für die Reform des Bodenrechts: Aus dem Reißwolf kommt nur Stückwerk

Prozent abzuschöpfen. Laut Städtetag-Präsident Hans Koschnick, Bürgermeister von Bremen, war es das logische „Gegenstück zu den Entschädigungszahlungen", die von den Gemeinden seit Jahrzehnten immer dann zu entrichten sind, „wenn die Ausnutzbarkeit eines Grundstücks entgegen ursprünglichen Planungen *herabgesetzt* wird".

Obendrein zählt der PWA zum historischen Rechtsgut der Nation: Bereits 1898 verabschiedete der Reichstag eine „Landordnung" für die deutsche China-Kolonie Kiautschou, die zwecks Bekämpfung der Spekulation neben einer Bodenwertsteuer auch einen Planungswertausgleich vorsah — was die „Bundeszentrale für politische Bildung" letztes Jahr zum Anlaß nahm, Westdeutschlands Staatsbürgern in einem Informationsblatt zur Bodenrechtsthematik beizubringen: „Glundstückslefolm ist ein altel Zopf."

Die Freidemokraten allerdings — einstmals angetreten, alte Zöpfe abzuschneiden — schnippelten an den PWA-Plänen herum. Zwar hatten sich SPD und FDP zu Beginn ihrer zweiten Regierungsperiode in einem geheimen Koalitionspapier verständigt, „das Instrumentarium des Städtebauförderungsgesetzes (Planungsinstrumente, Planungswertausgleich) in das allgemeine Bauplanungsrecht zu übertragen". Doch wenig später schon gewann Hans-Jochen Vogel, damals Bauminister, den Eindruck, die Freidemokraten wollten den PWA „aus welchem Grund auch immer dilatorisch behandeln".

In die Experten-Gespräche um den PWA jedenfalls entsandte die FDP,

SPIEGEL-Titel 35/1969
Nutzen auf Null?

wie die Sozialdemokraten damals klagten, vorwiegend „Vertreter von Haus- und Grundbesitzerinteressen" — wie den Bundestagsabgeordneten und Bauunternehmer Richard Wurbs und den Landwirt Georg Gallus, die von Planungswertausgleich zunächst überhaupt nichts wissen wollten. Erst nachdem die Sozialdemokraten — durch Parteitagsbeschluß gehalten, 100 Prozent abzuschöpfen — signalisiert hatten, sie würden sich auch mit 70 zufriedengeben, und die Freidemokraten daraufhin 40 offerierten, kam ein Kompromiß zustande: 50 Prozent.

Fortan versuchten die Bodenrechtsexperten der Parteien — 14 Monate lang — die Frage zu klären, was 50 Prozent sind. Die Sozialdemokraten hielten dafür, bei der Berechnung der abzuschöpfenden Wertzuwachs-Hälfte die Differenz zwischen Ackerland- und reinem Baulandpreis zugrunde zu legen (siehe Schaubild: SPD-Modell II). Die Freidemokraten hingegen bestanden darauf, den Baulandpreis zunächst um den — an die Gemeinde abzuführenden — Erschließungskostenbeitrag aufzustocken, dann die somit erhöhte Wertdifferenz zu halbieren und von der PWA-Hälfte den vollen Erschließungsbeitrag abzuziehen: ein Rechenstück, dem die Sozialdemokraten letzten Monat schließlich zustimmten (siehe Schaubild: Kompromiß).

Die SPD — bemüht, Koalitionskrach zu vermeiden — gab sich notgedrungen mit einer Lösung zufrieden, deren Schwächen offenkundig sind. Denn mehrfach hatten die Bodenrechtsexperten des Bundestages gerade das von der FDP favorisierte Modell per Planspiel von Professoren und Praktikern prüfen lassen. Die Resultate waren miserabel.

Zwar können Großstädte — sofern sie noch Platz für Neubau-Gebiete haben — relativ hohe Summen einstreichen. Und in Mittelstädten, wie dem Planspiel-Platz Ingelheim am Rhein (22 500 Einwohner), können bei einem durchschnittlichen Baulandpreis von 50 Mark nach dem Koalitionsmodell 17 Mark abgeschöpft werden (beim SPD-Modell II wären es 23,75 Mark).

Außerhalb der Ballungsgebiete aber bleibt oft keine Mark für die Kommune: In ländlichen Gebieten, so erfuhren die Parlamentarier von den Planspielern, sind die Wertsteigerungen nicht hoch und die Erschließungsbeiträge nicht niedrig genug, um unterm Strich nennenswerte PWA-Beträge einzubringen.

Im Landkreis Bad Kreuznach beispielsweise werden, wie eine Analyse ergab, lediglich 20 von insgesamt 121 Gemeinden überhaupt Ausgleichszahlungen einstreichen können, manchmal nur Pfennigbeträge. Bei einem Ackerlandpreis von drei Mark, einem Baulandpreis von 20 Mark und einem Erschließungsbeitrag von 15 Mark pro Quadratmeter verbliebe in dieser Gegend nach der Koalitionslösung allenfalls „eine Mark bei der Gemeinde", wie ein Kreisbediensteter den Parlamentariern vorrechnete; nach dem verworfenen SPD-Modell II wären es immerhin 8,50 Mark pro Quadratmeter gewesen.

Mit Sicherheit aber bringt das Kompromißmodell allerorten eine enorme Aufblähung der Kommunal- und Kreisverwaltungen mit sich: Die Reform erfordert, wie das West-Berliner „Institut für Urbanistik" errechnete, zumindest eine Verdoppelung der Personalausstattung aller „mit Bodenbewertung befaßten Ämter und Abteilungen".

Denn die von der FDP verlangte Einbeziehung des Faktors Erschließungskosten in die PWA-Berechnung stellt, so das Institut, „ein entscheidendes Hindernis für eine zügige und wenig aufwendige Abwicklung des Wertausgleichs dar". Der Ausgleichsbetrag kann in der Regel erst viele Jahre nach der Bebauung — wenn die letzte Straßenlaterne installiert ist und die Erschließungskosten bekannt sind — erhoben werden.

Obendrein droht den Bürgern bei Anrechnung der Erschließungsbeiträge grobe Ungleichbehandlung. Denn die Erhebung ist von Ort zu Ort unterschiedlich geregelt: Mal erschließt die öffentliche Hand ein Baugebiet, mal eine privatrechtliche Stadtwerke-GmbH, mal ein anderes Unternehmen. Und in manchen Gemeinden wird der Hauptsammler der Entwässerungsanlage mit (anrechenbaren) Erschließungskosten-*Beiträgen* finanziert, in anderen jedoch über (nicht anrechenbare) Abwasser-*Gebühren* — ein weites Feld für Prozesse, vielleicht gar für eine Art „Bundesverband der Planungswertgeschädigten".

Jede Rechtsstreitigkeit aber läßt den ohnehin schon hoch angesetzten Verwaltungsaufwand, so die Berliner Urbanistiker, noch „erheblich" ansteigen. Er könnte nach Expertenschätzungen je nach örtlichen Verhältnissen zwischen weniger als zehn und mehr als hundert Prozent der Ausgleichsbeträge ausmachen. Juristischem Zwist werden die Gemeinden allenfalls entgehen können, wenn sie den Planungswert im Zweifel möglichst niedrig ansetzen — was wiederum den fiskalischen Nutzen der Reform vielerorts vollends auf Null bringen könnte.

Nach wie vor, bemängeln Kritiker zudem, wird Bauland gehortet werden können. Weil die Planungslast frühestens abgeführt werden muß, wenn gebaut ist, kann ein Grundeigentümer in Ruhe weitere Wertsteigerungen abwarten; er genießt derweil faktisch ein zinsloses Gemeinde-Darlehen. „Das Horten wird sogar begünstigt", fürchtete schon letztes Jahr ein Dezernent des Deutschen Städtetages, „denn solange einer hortet, zahlt er nichts."

Daß mit dieser Novelle die Spekulation gestoppt werden kann, wie es sich Bonns Bauminister Karl Ravens wünscht, halten Fachleute für ausgeschlossen: Trotz der beabsichtigten Halbierung werden die verbleibenden Planungsgewinne vor allem in Ballungsräumen hoch genug sein, um zum Spekulieren zu reizen.

Zumindest zweifelhaft ist zudem, ob das Gesetz langfristig den Bodenpreisanstieg dämpfen kann, wie Helmut Schmidt es noch im vergangenen Jahr versprach. Denn gerade die Koalitionsregelung, nach der PWA-Beträge erst lange nach „Realisierung der baulichen Nutzung" fällig werden, wird laut Urteil des Urbanistik-Instituts „das erklärte gesetzgeberische Ziel einer Erhöhung der Mobilität des Bodenmarktes, die zu Preisdämpfungen führen könnte, nicht erreichen helfen"; von der Novelle werde „kein ausreichender Angebotsdruck auf die Baulandbesitzer ausgehen".

Gleichwohl wollen Bonns Regierende den Reform-Torso bis Mitte nächsten Jahres durch Bundestag und Bundesrat bringen. Immerhin enthält der Entwurf neben den mißratenen PWA-Klauseln eine Vielzahl nützlicher Neuregelungen — vom gemeindlichen Vorkaufsrecht bis zum beschleunigten Enteignungsverfahren.

Stadtplanung beispielsweise soll nicht länger hinter verschlossenen Amtstüren stattfinden: Das Gesetz schreibt vor, daß Ziele und Auswirkungen kommunaler Absichten öffentlich darzulegen und daß dem Bürger auch Planungsalternativen aufzuzeigen sind; ein Flächennutzungs- oder Bebauungsplan, der ohne öffentliche Erörterung entstanden ist, wird künftig null und nichtig sein.

Städtebau-Minister Ravens: Wer hortet, zahlt nichts

Obendrein haben sich die Koalitionspartner auf Regelungen geeinigt, mit deren Hilfe Gemeinden die planmäßige Nutzung privaten Bodens zum geeigneten Zeitpunkt erzwingen können. Mit dem Mittel des Modernisierungsgebots sollen die Kommunen, so die SPD, „einen hemmungslosen Kahlschlag in unseren Städten verhindern helfen". Aber selbst dem verunglückten Planungswertausgleich schreiben einzelne SPD-Baupolitiker, offenbar unbeirrt von aller Kritik, schon jetzt erfreuliche Folgen zu.

Denn daß derzeit die Bodenpreise vielerorts stagnieren oder gar rutschen, ist, meint Ravens-Staatssekretär Hubert Abreß, „keineswegs nur eine Folge der schlechten Baukonjunktur". Abreß sieht darin „ein Anzeichen dafür, daß die angekündigten Reformpläne zum Bundesbaugesetz erste Wirkungen zeigen". ◆

Genossin Trend

Die Frauen, die 1972 der SPD zur Mehrheit verhalfen, erweisen sich als stabile Wähler-Gruppe: Bei den letzten Landtagswahlen hielten relativ mehr Wählerinnen als Wähler den Sozialdemokraten die Treue.

Wer den Frauen das Wahlrecht verschafft, so hatte der Altsozialist Karl Liebknecht die Genossen gewarnt, müsse mit Undank rechnen: „Die sind noch rückständiger als die Männer, können gar nicht anders sein ... die armen Weiber."

Die Wahlergebnisse gaben dem skeptischen Liebknecht recht. Als im Jahre 1919 in Köln erstmals Männer und Frauen in getrennten Kabinen über die Zusammensetzung der preußischen Landesversammlung abstimmten, entschieden sich immerhin 47,7 Prozent der Wähler, aber nur 33,7 Prozent der Damen für die SPD. Exakt die Hälfte der Urnen-Gängerinnen bevorzugte die konservativ-katholische Zentrums-Partei.

Doch nach einem halben Jahrhundert weiblicher Distanz gegenüber den Sozialdemokraten, die den SPD-Professor Carlo Schmid zu dem Stoßseufzer veranlaßte: „Das Frauenwahlrecht hat die Partei ruiniert", stimmt das alte Muster nicht mehr. Bei den vergangenen Landtagswahlen erwiesen sich die Frauen vielmehr als das stabilere Wählerpotential der SPD.

In Köln, wo im Mai dieses Jahres die nordrhein-westfälischen Sozialdemokraten bei den Männern knapp vier Prozent der Stimmen verloren, wandte sich nur ein Prozent der Wählerinnen von der regierenden SPD ab. Während die Christdemokraten bei den Männern ein Plus von 5,6 Prozent erzielten, mußten sie sich bei den Frauen mit einem mageren Zugewinn von 0,7 Prozent bescheiden.

In etlichen Kölner Stimmbezirken wie in der Nußbaumer-, Escher- und Friesenstraße gaben sogar relativ mehr Wählerinnen als Wähler den Sozis ihre Stimme. Wahlkreiskandidatin Anke Brunn: „Da hat sich eine dramatische Entwicklung vollzogen."

Auch in Hessen, Rheinland-Pfalz, Hamburg und Schleswig-Holstein künden die repräsentativen Wahlstatistiken von jener Erscheinung, die der Chef des SPD-nahen Meinungsforschungsinstituts Infas, Klaus Liepelt, mit dem Satz umschreibt: „Das Profil der CDU/CSU ist männlicher, das der SPD ist weiblicher geworden."

Bei der Bundestagswahl 1972 war jener Trend — so der Münchner Wahlanalytiker Werner Sörgel — erstmals „sensationell" deutlich geworden. Während der SPD-Anteil bei den Wählern nur noch geringfügig um 1,3 Prozent anstieg, gewann Willy Brandts Partei bei den Wählerinnen 5,3 Prozent hinzu. Damals erklärten die Meinungsforscher den weiblichen Zulauf vor allem mit der Anziehungskraft Willy Brandts. Tatsächlich aber steht fest, daß Brandt zu jener Zeit bei den Männern einen höheren Popularitätsindex (plus 2,0) als bei den Frauen (plus 1,8) besaß.

Keineswegs war das Wahlverhalten der Frauen von 1972 — wie die „Forschungsgruppe Wahlen Mannheim" behauptet — „eine Ausnahme". Eine Analyse der Wahlschlappen für die SPD bei den letzten Landtagswahlen belegt vielmehr das Gegenteil: Der vielbeschriene Genosse Trend erwies sich als Schimäre, die Genossin Trend aber ist derzeit voll auf dem Posten.

In Hessen gewann die CDU bei den männlichen Wählern im Vergleich zu den vorletzten Landtagswahlen 8,7 Prozent hinzu, bei den Frauen dagegen nur 5,9 Prozent. In Bayern stimmten sieben Prozent mehr Männer für die Christlich Soziale Union, aber nur 3,7 Prozent mehr Frauen. Von hundert Wählern der SPD — so zeigt die Wahlstatistik in Bayern — sind heute schon über die Hälfte weiblich. In Helmut Kohls Rheinland-Pfalz wandten sich 1,2 Prozent mehr Männer als Frauen von der SPD ab.

Da sich die Frauen in christlich wie auch in sozialdemokratisch regierten Bundesländern widerstandsfähiger gegenüber der konservativen Wiederkunft erwiesen als die Männer, ist das weibliche Wahlverhalten keinesfalls nur mit dem sogenannten Regierungsbonus zu erklären. Dieser Bonus von zwei bis drei Prozent, den die regierenden Parteien vor allem bei den autoritätsgläubigen Wählern kassieren, hat bei den Landtagswahlen im christlich-sozialen Bayern und christdemokratischen Rheinland-Pfalz die Frauen nicht davon abgehalten, treuer als die Männer zur sozialdemokratischen Landesopposition zu stehen.

Vielmehr, so vermutet Meinungsforscher Sörgel, müssen strukturelle Änderungen für das neue Wahlverhalten der Frauen bedeutsam sein. Zwar sind noch heute die Frauen weniger gut ausgebildet (40 Prozent haben keine abgeschlossene Lehre, Männer: 13 Prozent), auch besuchen noch heute die Frauen häufiger (33 Prozent einmal monatlich) als ihre Glaubensbrüder (23 Prozent einmal monatlich) die Kirche, und noch immer stellen von den konservativen Wählern über sechzig Jahre die Frauen mit 61 Prozent die große Mehrheit — gleichwohl aber holten sie in den vergangenen Jahren zumindest zum Teil ihren „Modernitätsrückstand" (Infratest) auf.

SPD-Chef Brandt, Wählerinnen: Treu auch in der Not

Noch 1969 konnte die Politologin Helge Pross verkünden: „Frauen sind politisch notorisch desinteressiert und so uninformiert, daß die Wahlhandlung in vielen Fällen faktisch eine Farce ist." Doch bessere Ausbildung, nachlassende kirchliche Bindungen und nicht zuletzt das Fernsehen haben offensichtlich das Interesse der Frauen an der Politik geweckt.

Indizien: Der in der Vergangenheit vergleichsweise geringe Wahleifer der Frauen hat sich verstärkt. In Niedersachsen beispielsweise schrumpfte der Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Wahlbeteiligung von 2,2 Prozent (1970) auf 0,7 Prozent (1974) bei den Landtagswahlen. In Bayern, Schleswig-Holstein und Rheinland-Pfalz überrundeten die jüngeren

Frauen in ihrer Wahlaktivität sogar ihre männlichen Altersgenossen.

Symptomatisch erscheint auch, daß die beiden großen Parteien neuerdings einen Zustrom an weiblichen Mitgliedern verzeichnen. Allein im Januar dieses Jahres traten der CDU 2000 Frauen bei, seit 1973 nahm der Anteil der christdemokratischen Parteibuch-Damen von 13 auf 17 Prozent zu. Und als die SPD im vergangenen Jahr ihren größten Mitgliederschwund mit einem männlichen Minus von 18 060 verzeichnete, gab es ein Frauen-Plus von 1712; die Frauen erhöhten ihren Mitgliederanteil auf über 19 Prozent.

Uneinig sind sich Politiker und Wahlstrategen freilich noch, ob auch kontroverse politische Themen die Frauen für die SPD mobilisiert haben könnten. Die christdemokratische Bundestagsabgeordnete Hanna Walz beispielsweise mag die Abkehr der Frauen von ihrer Partei „nicht nur — wie meist vermutet und behauptet — mit der Diskussion und in der Haltung der CDU zum Paragraph 218" begründen, sondern macht dafür in erster Linie ein allgemein „frauenfeindliches" Image ihrer Partei verantwortlich. Der Politologie-Professor Werner Kaltefleiter hingegen, bis vor kurzem Chef des Forschungsinstituts der CDU-eigenen Konrad-Adenauer-Stiftung, glaubt, daß der Streit um den Abtreibungsparagraphen gerade bei den jüngeren weiblichen Altersgruppen zu Verlusten geführt habe: „Da hat sich die CDU schwerer getan."

Angesichts der neuen Polit-Frau '75 proklamieren die Parteichefs von SPD und CDU ein nahezu gleichlautendes Rezept: Die Parteien sollen sich fraulicher präsentieren. Christdemokrat Helmut Kohl will mit der „paschahaften Vorstellung bei der Vergabe von Mandaten" brechen, daß Frauen „doppelt so gut sein müssen wie Männer".

Auch der SPD-Vorsitzende Willy Brandt ist unsicher, „ob es wirklich so weitergehen kann, daß Frauen bei der Besetzung öffentlicher Ämter in extremer Weise übergangen werden".

ARBEITSRECHT

Dornenreicher Weg

Der Arbeitskampf in einem westfälischen Zementwerk offenbarte Schwach-Stellen des Arbeitsrechts.

Den Betriebsratsvorsitzenden Josef Köchling traf es „wie ein Paukenschlag", der IG-Chemie-Sekretär Herbert Borghoff verspürte „einen schweren Knacks". Die Arbeitnehmer des seit vier Monaten per Arbeitskampf lahmgelegten Zementwerkes Seibel & Söhne im westfälischen Erwitte hatten Anfang Juli in dem ebenso unerbittlichen wie unübersichtlichen Arbeitsrechtsstreit eine Bataille verloren. Als sich die Kollegen letzte Woche wieder einmal im Erwitter Gasthof Marx zu lüttjer Lage und großem Palaver trafen, hatten sie ihren Feind ausgemacht. IG-Chemie-Funktionär Kurt Lieberum wetterte: „Das ist Klassenjustiz!" — und hatte die Zementmixer auf seiner Seite.

Das Erwitter Duell zwischen dem störrischen Jungunternehmer Franz Clemens Seibel und 151 Arbeitnehmern war wegen einer Bagatelle ausgebrochen. Der Firmenchef, der sein Lebensgefühl mit allerlei teuren Extras wie Luxus-Limousinen und Grundbesitz in Kanada aufzubessern sucht, hatte seiner Belegschaft wegen der bundesweiten Absatzflaute Kurzarbeit verordnet. Als jedoch der Betriebsrat von seinem verbrieften Recht, Einblick in die Geschäftsbücher zu nehmen, Gebrauch machen wollte, feuerte Seibel seine Arbeiter. Für diese — inzwischen vom Paderborner Arbeitsgericht als rechtswidrig erkannte — fristlose Entlassung revanchierte sich die Belegschaft mit einer Werksbesetzung. Seibel blieb nicht faul: Er sperrte die 151 Erwitter Zementmischer aus.

Zementfabrikant Seibel
Schlacht im Gerichtssaal

Seither findet die Schlacht im Gerichtssaal statt: Mit einer Vielzahl von Klagen und Gegenklagen versuchen die Arbeitnehmer sich ihr Recht, Unternehmer Seibel sein Vorrecht zu verschaffen. „Die gesamte Auseinandersetzung", klagen die um ihre Arbeitsplätze fürchtenden Erwitter in einer Dokumentation, „wird immer mehr von undurchsichtigen arbeitsrechtlichen Problemen geprägt."

Vollends verbiestert reagierten die Westfalen, als das Arbeitsgericht Paderborn auf Antrag Seibels den Betriebsrat auflöste. Die Räte, fanden die Richter, haben sich an einer illegalen Werksbesetzung und einem „wilden Streik" beteiligt.

Wenige Wochen zuvor hatte das Gericht für die Arbeitnehmer entschieden: Seibels fristlose Kündigung der gesamten Belegschaft, die sie mit ihrem Streik bekämpft hatte, sei rechtsunwirksam. Deshalb, so argumentieren Arbeiter und Gewerkschafter, könne auch der „Notwehrakt" der Werksbesetzung nur Rechtens sein.

Sollten beide Urteile auch in der zweiten Instanz bestehen, so gäbe es doch nur einen Verlierer. Wenn nämlich kein Betriebsrat amtiert, hat Seibel freie Hand, seine Zementmühlen mit neuengagierten Arbeitern wiederanzuwerfen: Die gesetzlich vorgeschriebene Zustimmung des Betriebsrates könnte bei der Einstellung neuer Seibel-Bediensteter mangels Räten entfallen.

Neben diesem „moralischen Tiefschlag" (Gewerkschafter Lieberum) mußten die Erwitter in der letzten Woche noch eine zweite Niederlage verkraften. In einem anderen Rechtsstreit, in dem die Gewerkschaft gegen die nach ihrer Ansicht unzulässige Aussperrung klagt, setzte der Einzel-Arbeitskämpfer, mit dem nicht einmal der Arbeitgeberverband etwas zu tun haben will, eine Vertagung auf unbestimmte Zukunft durch.

Gerade in diesem Prozeß aber geht es für die Arbeiter ums Eingemachte. Solange nämlich nicht vom Gericht die Widerrechtlichkeit der Aussperrung bestätigt wird, weigert sich das Arbeitsamt, den Ausgesperrten Stempelgeld zu zahlen.

Das Amt beruft sich dabei auf seine Pflicht zur Neutralität gegenüber den Tarifpartnern, die jedes Eingreifen in Arbeitskämpfe, etwa durch das Überweisen von Arbeitslosengeld, verbiete. Erst wenn Seibels Aussperrung für rechtswidrig erklärt worden sei, könne deshalb überwiesen werden.

Wenig nützte den Zementarbeitern von Erwitte ihre schon vor Wochen erklärte Bereitschaft, den Kampf zu beenden und die Arbeit wiederaufzunehmen. Denn Chef Seibel weigerte sich, auch nur zu verhandeln. Unnachsichtig bestand er auf Aussperrung. Damit gelang dem Zementfabrikanten ein Nachweis eigener Qualität: Trotz offenkundiger Rechtsbrüche kann ein Unternehmer ohne allzu großes Risiko für den eigenen Besitzstand die finanzielle Existenz der Arbeitnehmer bedrohen.

Gewerkschaftsführer Borghoff will sich dennoch „weiter auf den mühevollen und dornenreichen Instanzenweg" verlassen. Borghoff ist auch sicher, daß er eines Tages die bislang von der IG Chemie in den Arbeitskampf investierte Million an Unterstützungsgeldern „mit vier Prozent Zinsen von Seibel zurückbekommt". ◆

„Beamte auf Zeit – Wahlkampfthema 1976"

SPIEGEL-Interview mit dem Staatsminister im Auswärtigen Amt, Karl Moersch (FDP)

SPIEGEL: Herr Moersch, Sie haben mit Ihrem Vorschlag, Spitzenpositionen im öffentlichen Dienst nur noch auf Zeit zu vergeben, die vereinte Schelte der Beamtenbünde auf sich gezogen. Ist das, was Sie vorschlagen, FDP-Meinung?

MOERSCH: Das war zunächst einmal auf eigene Rechnung und Gefahr.

SPIEGEL: Was rechnen Sie denn zu den Spitzenpositionen?

MOERSCH: Führungspositionen sollten zum Beispiel die nach der Besoldungs-Ordnung sogenannten B-Stellen, also etwa ab leitender Ministerialrat bis Staatssekretär, sein.

SPIEGEL: Die Angehörigen des höheren Dienstes der B-Kategorie — das ist in Bonn jeder dritte Beamte — könnten also nicht mehr darauf vertrauen, daß es wie bisher bis zur Pensionierung immer nur weiter aufwärtsgehen kann?

MOERSCH: Ja. Der eigentliche Aufstieg würde beim Ministerialrat, also der Besoldungsstufe A 16*, enden. Alle darüberliegenden Positionen würden auf mindestens fünf Jahre besetzt werden. Wichtig ist, daß die Mindestperiode länger dauert als die Wahlperiode, damit nicht die Praxis einreißt, daß von Wahl zu Wahl umbesetzt wird.

SPIEGEL: Wie sähe denn das in der Praxis aus, angenommen, in einem Ministerium ist die Position eines Abteilungsleiters — nach jetziger Laufbahn-Bezeichnung B 9 — zu besetzen?

MOERSCH: Da können sich dann Beamte bewerben, und zwar nicht nur diejenigen, die zur Beförderung anstehen. Einer wird dann auf fünf Jahre ernannt. Macht er seine Sache gut, dann kann die Amtszeit verlängert werden, sonst wird er anschließend wieder in die Position zurückgestuft, die er vorher hatte.

SPIEGEL: Können sich auch Nicht-Beamte bewerben?

MOERSCH: Ich halte es durchaus für möglich, daß man mit einem Angestelltenvertrag Führungspositionen für eine bestimmte Zeit besetzt. Dann zahlt man in der Zeit eben genauso Angestellten-Versicherung, wie man sie auch in der Wirtschaft zahlt. Das halte ich durchaus für denkbar, wenn auch für die Ausnahme.

* Gehalt eines ledigen A-16-Beamten: 3983 Mark monatlich.

SPIEGEL: Was soll denn der Spitzenmann auf Zeit verdienen?

MOERSCH: Der bekommt eine Funktionszulage in einer Höhe, die zum Beispiel durchaus mit Einkommen der Leitenden in der Wirtschaft vergleichbar wäre.

SPIEGEL: Er bekäme also mehr als heute?

MOERSCH: Das Gesamteinkommen eines Beamten-Lebens soll sich nicht ändern. Das kann man ja ausrechnen. Nur: Er bekommt das höhere Einkommen früher.

SPIEGEL: Wie wirkt sich Ihr neues System auf die Pensionen aus?

Laufbahn-Reformer Moersch
„Auf eigene Rechnung und Gefahr"

MOERSCH: Die Funktionszulagen wären nicht — wie man so schön sagt — ruhegehaltsfähig. Der Ministerialrat, der ein paar Jahre Staatssekretär war, bekommt Ministerialratspension.

SPIEGEL: Das wird ihm nicht gefallen.

MOERSCH: Ich möchte einfach den Ermessensspielraum, die Alternativen für den einzelnen erhöhen. Ich weiß auch, daß es Leute gibt, die sagen, zwischen 45 und 55 muß ich ein hohes Einkommen haben, weil ich da was leiste und außerdem, weil meine Kinder mitten in der Ausbildung stehen. Wenn diese Leute einmal über diese Jahre hinaus sind, möchten sie's etwas ruhiger haben.

SPIEGEL: So neu ist das ja gar nicht. Der Leiter des Bonner Schlachthofes etwa . . .

MOERSCH: . . . oder der Regierungspräsident, das sind Wahlbeamte. Und warum soll ein Schulleiter — übrigens ein uralter FDP-Vorschlag — nicht vom Kollegium unter Mitwirkung vielleicht der Eltern oder der Gemeindevertreter für eine befristete Zeit gewählt werden? Warum muß jemand, einmal Oberstudiendirektor, immer Oberstudiendirektor sein?

SPIEGEL: Weil es so deutscher Beamten-Brauch ist.

MOERSCH: Damit werden dann ganze Generationen junger, tüchtiger Leute abgeblockt. Heute ist es doch so: Wenn man einen besonders tüchtigen jungen Beamten, sagen wir mit 40, in eine Führungsposition bringt, dann sitzt der da 25 Jahre, und sein ein Jahr jüngerer Stellvertreter hat keine Chance, nachzurücken.

SPIEGEL: Gibt es Bereiche, in denen Spitzenbeamte auf Zeit auch für Sie undenkbar sind?

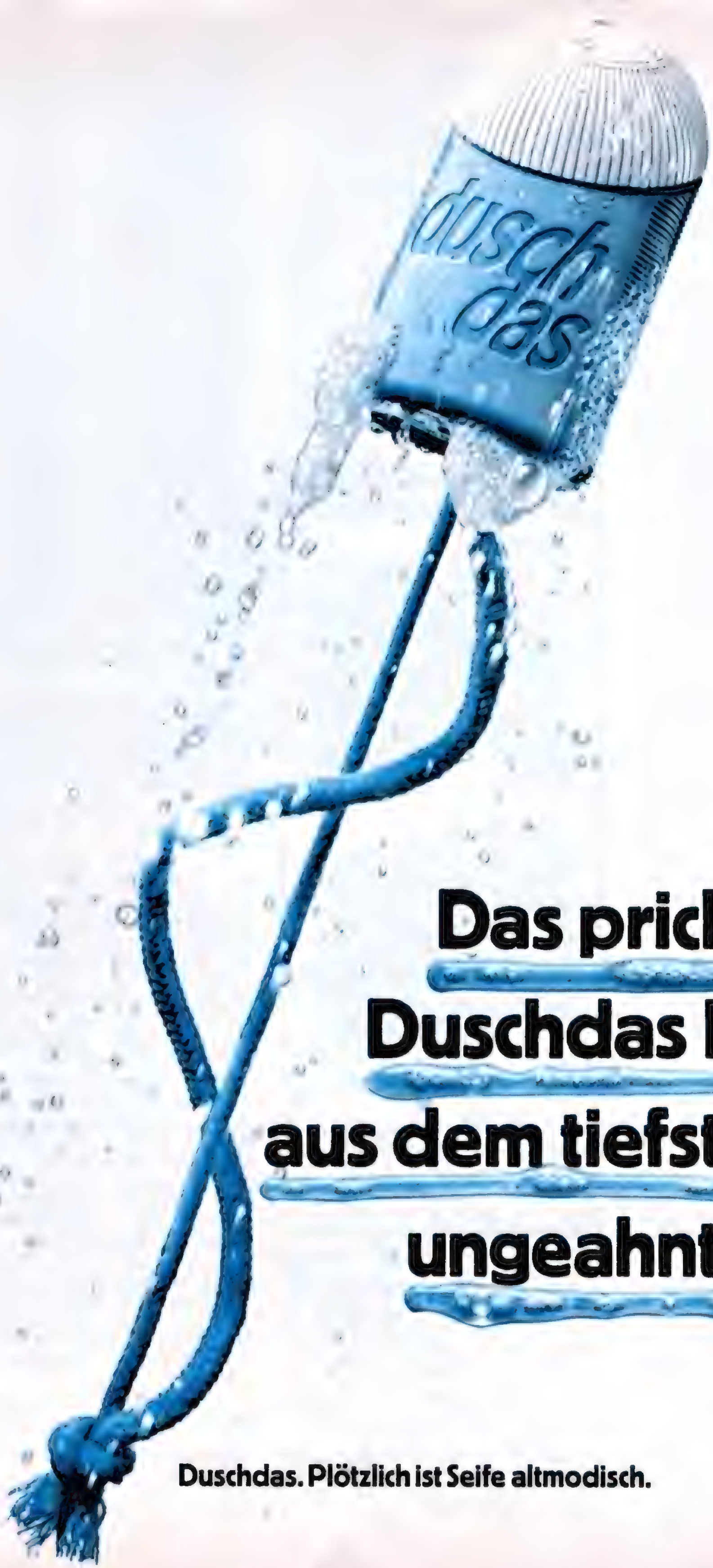
MOERSCH: Also bei Richtern geht es ganz sicherlich nicht. Wichtig ist die Neuordnung nach meiner Ansicht vor allem in den Ministerien, bei den Regierungspräsidenten, bei Oberpost- und Bundesbahndirektionen.

SPIEGEL: Alfred Krause, der Vorsitzende des Beamtenbunds, behauptet, daß Ihr Vorschlag zur Politisierung der Beamten führe, und lehnt ihn deshalb ab.

MOERSCH: Das kann nur damit zusammenhängen, daß er den Vorschlag entweder nicht ganz gelesen oder nicht ganz verstanden hat. Zudem: Der Vorwurf würde, wenn er zuträfe, auch jetzt gelten müssen. Denn es ist Ermessen eines Dienstherrn, wen er zur Beförderung in Leitungsfunktionen vorschlägt. Und die Vorwürfe, daß dies nicht nur nach sachgerechten Gesichtspunkten geschieht, sind so alt wie die Bundesrepublik Deutschland.

SPIEGEL: Auch die Forderung, das öffentliche Dienstrecht zu reformieren, ist fast so alt wie die Republik, ohne daß bisher etwas geschehen ist. Wie geht's denn nun weiter?

MOERSCH: Ich hoffe, daß wir in der FDP 1976 daraus ein Wahlkampfthema machen.



Das prickelfrische Duschdas bringt Sie aus dem tiefsten Tief in ungeahnte Höhen.

Duschdas. Plötzlich ist Seife altmodisch.

Gewisse Verärgerung

Mit ihren immer noch hohen Zinssätzen für Leihgeld verzögern Westdeutschlands Kreditinstitute den Aufschwung. Die Maßnahmen der Bundesbank bleiben wirkungslos.

In ganzseitigen Anzeigen verkündete Westdeutschlands feinste Großbank, daß sie wieder einmal vaterländische Pflichten erfülle. Schlicht erläuterte die Deutsche Bank, sie besorge, ähnlich wie die amtlich zuständigen Zentralbankiers, die Konjunkturpolitik mit.

„Die Deutsche Bundesbank", so hieß es in den Annoncen des Geldinstituts, „unterstützt die konjunkturpolitisch erwünschte Tendenz sinkender Zinsen. Die Deutsche Bank tut das ebenfalls."

Die Bemühungen um den Wirtschaftsaufschwung und das gemeine Wohl aber brachten bisher nur den Deutschbankiers selber und ihren Branchenkollegen Gewinn. Kaum jemals zuvor in der Nachkriegszeit haben die Geldverleiher so reichlich verdient wie in den vergangenen Monaten.

Die sogenannte Zinsmarge (Unterschied zwischen durchschnittlichen Einlage- und Kreditzinsen) betrug bei der Deutschen und bei der Dresdner Bank in den ersten Monaten dieses Jahres über drei Prozent, die Commerzbank erwirtschaftete 2,7 Prozent. Reichliche Erträge hatten sie alle, die Großen und auch die Kleinen. „Die Zinsmarge", gesteht der Frankfurter Privatbankier Johann Philipp von Bethmann, „liegt derzeit weit über der Norm." In normalen Zeiten erzielen die Banken nach Bethmanns Schätzung rund zwei Prozent.

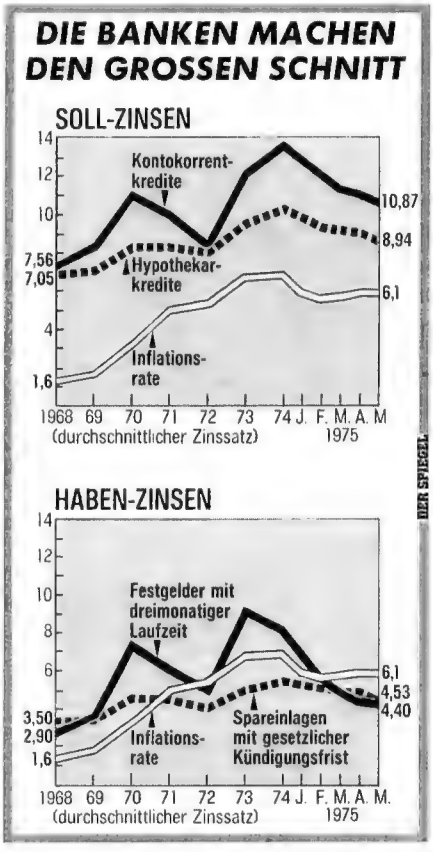
Die glückliche Gewinnlage verdanken die Bankiers der schlechten Konjunktur, die alle anderen Branchen traf, und den amtlichen Versuchen, das Schicksal zu wenden.

Als die Bundesbank und die Bonner Regierung vor sechs Monaten mit Geldspritzen die Konjunktur zu stärken versuchten, kappten die Bankiers zwar eilig die Zinssätze, die sie ihren Sparern und Festgeldeinlegern zahlen, aber bei den Sätzen, die sie ihren Kreditkunden abverlangen, hatten sie es nicht so eilig. Von denen verlangten sie Anfang Juli für Hypotheken-Darlehen immer noch rund 8,5 Prozent Zinsen, für ganz kurzfristig ausgeborgtes Geld wollen sie sogar manchmal noch elf Prozent.

„Diese Zinssätze", so beobachtete Otto Vogel, Chefvolkswirt des Instituts der deutschen Wirtschaft, „empfinden viele Unternehmer als zu hoch." Und: „Es gibt schon eine gewisse Verärgerung gegenüber den Banken."

Der Ärger wird zunehmen. Denn die hohen Geldkosten sind mit schuld daran, daß Westdeutschlands Unternehmer noch immer nicht genug investieren und daß das Arbeitslosenheer nur ganz langsam abnimmt. „Wenn der Aufschwung jemals kommen soll", so Kurt Richebächer, Generalbevollmächtigter der Dresdner Bank, „müssen die Zinsen schnellstens runter."

Ohnedies sind die deutschen Unternehmer zinsempfindlicher als ihre amerikanischen oder englischen Kollegen. Denn sie finanzieren rund 70 Prozent ihrer Ausgaben mit geborgtem Geld, während die angelsächsischen Unternehmer, die weitaus besser mit Eigenkapital ausgestattet sind, nur 45 Prozent ihrer Finanzierungsmittel leihen müssen. Das Zinsniveau sei immer noch so hoch, bekannte Walter Hesselbach, Chef der gewerkschaftseigenen Bank für Gemeinwirtschaft, „daß selbst bei positiven Erwartungen die Kreditnachfrage dadurch gedämpft würde".



Zusätzliches Gewicht erhalten die Geldkosten durch die Besonderheit der Konjunkturlage. „Der einzige Bereich, woher die Initialzündung zu einem Wirtschaftsaufschwung kommen kann und woher sie auch kommen wird", doziert Karl Otto Pöhl, Staatssekretär im Finanzministerium, „das ist der Lagerzyklus, und da spielen die Zinsen natürlich eine ganz große Rolle."

Allein im zweiten Halbjahr 1974 haben die Unternehmen, so errechnete das Münchner Ifo-Institut, ihre Vorräte um acht Milliarden Mark (real) abgebaut. „Die Läger", beobachtete Manfred Lahnstein, Leiter der Grundsatzabteilung im Finanzministerium, „sind so leer, daß man manche Artikel schon gar nicht mehr kriegt." Und Staatssekretär Pöhl fügt hinzu: „In dem Augenblick, in dem die Läger wieder aufgestockt werden, wird auch die Gewinnerwartung der Unternehmer ganz plötzlich steigen, und dann kann es ganz schnell nach oben gehen."

Der Lageraufbau freilich wird nach den Erfahrungen der Konjunkturspezialisten hauptsächlich mit Kontokorrent-Krediten finanziert, und die sind immer noch erheblich zu teuer. Selbst allererste Adressen, die ihr Konto um mehr als eine Million überziehen, zahlen noch acht bis 8,5 Prozent — weniger feine und kleinere Kunden müssen für solche Kontokorrent-Kredite noch zwischen zehn und elf Prozent Zinsen entrichten.

„In den nächsten Monaten", fordert denn auch Karl-Heinz Ketterer, der Geld- und Kreditfachmann des Ifo-Instituts, „müßten die strategisch wichtigen Kontokorrent-Zinsen kräftig fallen." Der Bankier Bethmann meint, daß auch die langfristigen Kapitalzinsen noch weiter sinken müssen auf höchstens 7¾ Prozent. Bethmann: „Je länger man das hinauszögert, um so mehr Arbeitslose haben wir im Herbst."

Seit Monaten versuchen die Geldexperten der Republik, den Bundesbankiers zu erklären, wie die gefährlich hohen Geldkosten gedrückt werden könnten. Dresdners Richebächer etwa empfahl: „Die offiziellen Geldpolitiker müssen die Banken endlich unter Druck bringen."

Am vorletzten Donnerstag kürzte der Zentralbankrat die Mindestreserven (zinslose Guthaben, die alle Banken bei der Bundesbank für ihre Kundeneinlagen halten müssen) rückwirkend zum 1. Juli um zehn Prozent. Die Kreditinstitute haben damit auf einen Schlag vier Milliarden Mark mehr in der Kasse. „Nun können die Kreditzinsen", so sagte Bundesbankdirektor Claus Köhler, „weiter sinken."

Bisher jedoch sanken sie nicht. Außerhalb der Bundesbank hatte allerdings auch niemand geglaubt, daß die Bankiers das großzügige Geldgeschenk mit ihren Kreditkunden teilen. Statt dessen werden die großen und kleinen Kreditfürsten dank der Geldspende, so prophezeiten die Fachleute, künftig einfach weniger Handelswechsel bei der Bundesbank gegen Zahlung eines 4,5prozentigen Abschlags (Diskont) in Bargeld eintauschen — eine kostensparende Umschichtung, die durch eine kräftige Diskontsenkung zu vermeiden gewesen wäre.

Die Folgen beschreibt der Ifo-Geldspezialist Ketterer so: „Auf jeden Fall wird die Rentabilität der Banken noch einmal kräftig erhöht." Und ein Bonner Konjunkturexperte spottet: „Die Bundesbank fühlt sich eben oft als Mutter der Banken." ◆

Güterwagen kommen, wann Sie wollen.

Und nicht, wann sie wollen.

Wenn Sie Anschluß haben, müssen Sie es nicht mehr eilig haben. Stets können Sie rechtzeitig disponieren und so Ihre Termine halten. Denn unsere Güterwagen kommen dann, wann Sie wollen.
Fahren direkt ins Werk. Bis vor die Laderampe. Sogar in die Hallen.
Bringen alles, was Sie zur Produktion brauchen. Holen ab, was produziert wurde. Tag für Tag. Zug um Zug.
Kein Ärger mit Verkehrsstockungen. Keine Schlangen auf dem Fabrikgelände. Keine Last mit langen Wartezeiten beim Entladen. Und keine langen Gesichter von Fahrern, die brummig sind.
Ein Gleisanschluß verbindet Ihr Unternehmen mit den Wirtschaftszentren in ganz Europa.
Macht den Warenumschlag wirtschaftlicher und rationalisiert außerdem noch Ihren Betrieb.
Ein moderner Wagenpark von mehr als einer Viertelmillion Güterwagen steht für Sie bereit. Güterwagen, die kommen, wann Sie wollen.

Der Güterverkehr. Und seine Experten. DB

„Elementa"-Wohnbauten der Neuen Heimat in Oberhausen: Gestapelte Betonware mit grauen Balkonsärgen

Verschiebbare Wände im Schneckenhaus

SPIEGEL-Redakteur Peter M. Bode über erste Element-Wohnbauten

Schwarzer Staub wirbelte hoch auf dem Gelände einer ehemaligen Kohlenzeche in Oberhausen: Stadtrandleere, Stadtrandchaos. In der Nähe die unvermeidliche Einheitsschachtel für Einheitskonsum, das triste Einkaufs-Center mit stadtvertilgendem Flächenfraß.

Dort ragen sie empor, modisch geknickte und gestufte Häuserbänder, ansteigend bis zu acht Geschossen: gestapelte Betonware, die Fassaden überzogen mit dem eintönigen Strickmuster grauer Balkonsärge, die von allen Bauträgern betrügerisch „Loggien" genannt werden.

Trennwand-Einbau in Oberhausen
Aus 16 Quadratmetern zweimal acht

Wohnungsbau wie gehabt? Nein, hier demonstriert der Branchengigant „Neue Heimat" den allseits geforderten, von Bonn geförderten Fortschritt: Systembauweise, Architektur aus vorgefertigten Elementen — sogar mit veränderbaren Grundrissen.

Hohe Erwartungen waren an den „Elementa"-Wettbewerb geknüpft worden, als ihn 1972 das Bonner Wohnungsbauministerium ausschrieb. Ein Durchbruch auf dem Bausektor sollte erprobt werden: Weg von der schwerfälligen, unflexiblen, gestaltungsfeindlichen „Großtafelbauweise", statt dessen durchdachte „Elementsysteme" und damit Abwechslung und Beweglichkeit im Äußeren wie im Inneren. Je kleiner ein immer wiederkehrendes Bauelement, desto vielseitiger seine Verwendbarkeit (in diesem Sinn ideales, aber zu lohnintensives Element: der Ziegelstein).

Sieben Teams, vom Bund finanziell gestützt (je Wohnung 7000 Mark), hatten Gelegenheit erhalten, ihre Ideen vor Ort zu verwirklichen. Element-Komplexe entstanden, außer in Oberhausen auch in Bonn, Hannover und Nürnberg. Zwei ähnliche, gleichfalls vom Bund subventionierte Pilotprojekte („Habiflex" und „Metastadt") wurden in Wulfen fertiggestellt.

Eines wurde nach dieser ersten Experimentier-Runde schon deutlich: Preiswunder sind vom elementierten Bauen nicht zu erwarten. Die Wohnung vom Fließband wird wohl nicht kommen — die Herstellung der Ware Wohnung kann mit dem Automobilbau nicht verglichen werden. Weil andere Kostenfaktoren (wie Fundamente, Keller, Installationen, Ausstattung, Grundstück- und Hypothekenkosten) 80 Prozent des Wohnungspreises ausmachen, fallen die Einsparungen durch den Fertigbau kaum ins Gewicht, von den meist hohen Transportkosten für die zentral gefertigten Bauteile ganz abgesehen.

Vom wahren Nutzen industrieller Fertigung ist alles, was bisher unter „Elementbauweise" firmiert, ohnehin noch weit entfernt — der läge darin, daß zum Beispiel ein Hamburger Industriefenster in ein Münchner Bausystem paßt und umgekehrt (so wie die Gewinde für Zündkerzen in jedem Auto gleich sind). Erst dadurch würden sich wirklich große wirtschaftliche Serien ergeben.

Doch beim Elementa-Wettbewerb zeigte sich, daß die Systemerfinder jeder für sich und im Vertrauen auf das eigene „geschlossene" System vor sich hinwurschteln. Und jedes dieser Systeme, so hundertfach mit sich selbst multipliziert, führt dann wieder zur Monotonie.

Auch mit den veränderbaren Grundrissen ist es bei den meisten bislang vor-

Die leichten Longdrinks unserer Zeit

MEDLEY

Bourbon Ginger

Trinken Sie Medley
wie und wann Sie wollen.
Genießen Sie Medley mit
Schweppes Ginger Ale.
Dieser klassische Highball
ist ein feines, spritziges
Vergnügen...
und dann Cheers
auf Ihr Glück.

Der große Bourbon mit dem weichen Herzen.

Distilled by Medley Distilling Company, Owensboro/Kentucky, USA – Imported by Carl Hertzberg, Lübeck.

Geschmack.
Dafür geh' ich meilenweit.
CAMEL
FILTERS
TURKISH & AMERICAN
BLEND
CIGARETTES
17 Stück 2,00 DM. 20 Stück 2,30 DM.

geführten Wohn-Baukästen nicht weit her. Beim „Elementa"-Entwurf der Neuen Heimat beispielsweise bringt die vielgerühmte Flexibilität am Ende wenig Effekt:

Mit Hammer und Schraubenschlüssel zieht der Vater, wenn das zweite Kind kommt, eine Trennwand ein — und teilt die vorhandenen 16 Quadratmeter in zwei (für Kinder eigentlich unzumutbare) Acht-Quadratmeter-Räume. Aus einer Drei-Zimmer-Wohnung mit 80 Quadratmetern wird im Do-it-yourself-Verfahren zwar eine mit vier Zimmern, aber die ist auch nicht größer.

Warum Deutschlands mächtigste Baugesellschaft — gemeinnützig ihrer Rechtsform nach — für eine so biedere und vom Schema des gängigen sozialen Wohnungsbaus kaum abweichende Siedlungsarchitektur im Elementa-Wettbewerb mit einem Preis bedacht wurde, kann man nur ahnen.

Jedenfalls rechtfertigt die in Oberhausen vorgeführte Elementa-Bauweise die Prämiierung nicht. Und auch von den anderen bislang in der Bundesrepublik verwirklichten „System"-Bauten ist keiner ohne Fehl und Tadel.

*

Was bringt zum Beispiel die technisch-raffinierte Elementbauweise des vielgerühmten „Metastadtsystems", wenn es so dürftig in die Tat umgesetzt wird wie in Wulfen, wo gerade die ersten Metastadt-Einheiten hochgezogen wurden: langweilige 08/15-Grundrisse, enge Flure, lieblose Treppenhäuser, verschenkte städtebauliche Möglichkeiten.

„Metastadt"-Bau in Wulfen
Gebirge aus Containern

„Habiflex"-Bau, „Gelsenkirchener Balkon" (u.): Chancen für Nachbarschaft

Anstelle des gewohnten und erlittenen Container-Gebirges aus Betonkisten nun eine ähnlich menschenverpackende Containerballung aus Kunststoff und verborgenem Stahl. Mehr als hundert Wohnungen wurden hier auf knappem Grund übereinandergewürfelt: Ob mit System oder konventionell gebaut — solcher Massenwohnungsbau macht auch die besten Absichten zuschanden. Reizarchitektur zum Anschauen für Außenstehende — Spiel mit plastisch versetzten und terrassierten Baukörpern — kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß hierin die eigentlichen, oft schwer zu artikulierenden Wohnwünsche nicht zu befriedigen sind.

*

Ein anderes Experimentierhaus, auch in Wulfen („Habiflex", Entwurf von Gottlob und Klement) — ein anderes Wohngefühl: Die Technik ist rauh und primitiv: Betonfertigteile alter Machart, aber so gefügt, daß sich ein weiter, offener Treppenhof entfaltet, ein Atrium, von dem aus über kurze Laubengänge und breite Vorplätze 40 Wohnungen luftig erschlossen werden: Hier kann auch draußen gewohnt werden. Keine ängstliche Abkapselung, sondern freizügige Durchblicke wie in den liebenswürdigen Vororten holländischer Städte. Chancen für unverkrampfte Nachbarschaft.

Die flexiblen Wände im Inneren dieses beachtlichen Prototyps können ohne Werkzeug versetzt werden, allerdings bedingt das häßliche Metallbeschläge und eine aufdringlich gerasterte Betondecke.

Interessant ist beim Wulfener „Habiflex"-Haus auch der sogenannte Gelsenkirchener Balkon: Gelenkig verbundene, geschoßhohe Fenster werden je nach Bedarf nach innen oder nach außen geklappt, so daß sich entweder ein Balkon oder ein größerer Wohnraum ergibt.

Balkon eingezogen (o.), ausgefahren

*

Extrem belanglos dagegen die in Bonn errichteten finnischen Elementa-Objekte — eine der Baugruppen slumt derzeit als Konkursruine dahin. Die Pleite des nordischen Unternehmens hat ihre Ursache wohl auch darin, daß das Verfahren, wohnungsgroße Raumzellen übereinanderzupacken, der falsche Weg zum Fertigbau ist — das Gegenteil von „Elementa".

Was hat sich eigentlich die Elementa-Jury bei dieser Prämiierung gedacht? Schneckenhaus-Vorstellungen. „Elemente" in Saurier-Dimensionen. Die Raumzellen sind auf dem 2400 Kilometer langen Seeweg von Finnland

geführten Wohn-Baukästen nicht weit her. Beim „Elementa"-Entwurf der Neuen Heimat beispielsweise bringt die vielgerühmte Flexibilität am Ende wenig Effekt:

Mit Hammer und Schraubenschlüssel zieht der Vater, wenn das zweite Kind kommt, eine Trennwand ein — und teilt die vorhandenen 16 Quadratmeter in zwei (für Kinder eigentlich unzumutbare) Acht-Quadratmeter-Räume. Aus einer Drei-Zimmer-Wohnung mit 80 Quadratmetern wird im Do-it-yourself-Verfahren zwar eine mit vier Zimmern, aber die ist auch nicht größer.

Warum Deutschlands mächtigste Baugesellschaft — gemeinnützig ihrer Rechtsform nach — für eine so biedere und vom Schema des gängigen sozialen Wohnungsbaus kaum abweichende Siedlungsarchitektur im Elementa-Wettbewerb mit einem Preis bedacht wurde, kann man nur ahnen.

Jedenfalls rechtfertigt die in Oberhausen vorgeführte Elementa-Bauweise die Prämiierung nicht. Und auch von den anderen bislang in der Bundesrepublik verwirklichten „System"-Bauten ist keiner ohne Fehl und Tadel.

*

Was bringt zum Beispiel die technisch-raffinierte Elementbauweise des vielgerühmten „Metastadtsystems", wenn es so dürftig in die Tat umgesetzt wird wie in Wulfen, wo gerade die ersten Metastadt-Einheiten hochgezogen wurden: langweilige 08/15-Grundrisse, enge Flure, lieblose Treppenhäuser, verschenkte städtebauliche Möglichkeiten.

„Metastadt"-Bau in Wulfen
Gebirge aus Containern

„Habiflex"-Bau, „Gelsenkirchener Balkon" (u.): Chancen für Nachbarschaft

Anstelle des gewohnten und erlittenen Container-Gebirges aus Betonkisten nun eine ähnlich menschenverpackende Containerballung aus Kunststoff und verborgenem Stahl. Mehr als hundert Wohnungen wurden hier auf knappem Grund übereinandergewürfelt: Ob mit System oder konventionell gebaut — solcher Massenwohnungsbau macht auch die besten Absichten zuschanden. Reizarchitektur zum Anschauen für Außenstehende — Spiel mit plastisch versetzten und terrassierten Baukörpern — kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß hierin die eigentlichen, oft schwer zu artikulierenden Wohnwünsche nicht zu befriedigen sind.

*

Ein anderes Experimentierhaus, auch in Wulfen („Habiflex", Entwurf von Gottlob und Klement) — ein anderes Wohngefühl: Die Technik ist rauh und primitiv: Betonfertigteile alter Machart, aber so gefügt, daß sich ein weiter, offener Treppenhof entfaltet, ein Atrium, von dem aus über kurze Laubengänge und breite Vorplätze 40 Wohnungen luftig erschlossen werden: Hier kann auch draußen gewohnt werden. Keine ängstliche Abkapselung, sondern freizügige Durchblicke wie in den liebenswürdigen Vororten holländischer Städte. Chancen für unverkrampfte Nachbarschaft.

Die flexiblen Wände im Inneren dieses beachtlichen Prototyps können ohne Werkzeug versetzt werden, allerdings bedingt das häßliche Metallbeschläge und eine aufdringlich gerasterte Betondecke.

Interessant ist beim Wulfener „Habiflex"-Haus auch der sogenannte Gelsenkirchener Balkon: Gelenkig verbundene, geschoßhohe Fenster werden je nach Bedarf nach innen oder nach außen geklappt, so daß sich entweder ein Balkon oder ein größerer Wohnraum ergibt.

Balkon eingezogen (o.), ausgefahren

*

Extrem belanglos dagegen die in Bonn errichteten finnischen Elementa-Objekte — eine der Baugruppen slumt derzeit als Konkursruine dahin. Die Pleite des nordischen Unternehmens hat ihre Ursache wohl auch darin, daß das Verfahren, wohnungsgroße Raumzellen übereinanderzupacken, der falsche Weg zum Fertigbau ist — das Gegenteil von „Elementa".

Was hat sich eigentlich die Elementa-Jury bei dieser Prämiierung gedacht? Schneckenhaus-Vorstellungen. „Elemente" in Saurier-Dimensionen. Die Raumzellen sind auf dem 2400 Kilometer langen Seeweg von Finnland

Finnischer „Elementa"-Bau: Pleite auf dem Seeweg

zehnmal umgeladen worden und kamen entsprechend ramponiert auf der Baustelle an. Für *den* Aufwand baut jeder Maurer ein fabelhaftes Haus aus Ziegeln.

*

Den ursprünglichen Elementa-Absichten noch am nächsten kommen die in Nürnberg verwirklichten Beispiele. In der nach dem „Bausatzverfahren" (Architekten: Eckert und Pressel) errichteten Wohnanlage: Verhältnismäßig großzügige Grundrisse und ein überzeugendes simples Konstruktionssystem aus U-förmigen Stahlbetonrahmen und langen Deckenplatten.

Leider wurden die Wohnungseinheiten, wenn auch die Silhouetten der oberen Stockwerke munter gezackt sind, im ganzen eher gleichförmig gestapelt. So bleibt der Eindruck, daß es sich immer noch um isolierenden und numerierenden Geschoßwohnungsbau handelt, in den man sich nur einkauft, weil das ersehnte Einfamilienhaus mit Garten finanziell nicht erreichbar ist.

Verstärkt wird die Ähnlichkeit mit üblichen Wohn- und Hausformen auch durch die ziemlich konventionellen, innenliegenden Treppenhäuser und die dünn und „pappig" erscheinende Fassadenverkleidung mit großflächigen Platten aus Asbestzement (Eternit und Fulgurit sind die Markennamen dieses unseligen, sehr erfolgreichen Materials, das jede Architektur zur windigen Kartonage herabwürdigt).

*

Wie andererseits die bewußte Vielfalt in der Fassaden- und Baukörpergestaltung und eine Vielzahl unterschiedlicher Materialien nicht nur Belebung, sondern auch optische Verwirrung in einen Baukomplex bringen können, zeigt eine zweite Elementa-Übung in Bonn: Auf nacktem, zugigem Feld gegenüber der Hardthöhe baute der erste Elementa-Preisträger (Jourdan, Petermann, Posenenske).

Die nicht eben vertrauenerweckenden Kunststoffverkleidungen an den Außenfronten bedürfen anfälliger Abdeckprofile. So wurde kein Auto je gebaut, allenfalls der kuriose „Lloyd" Anfang der fünfziger Jahre.

Typisch für die zum Teil noch unausgereifte Technologie im Fertigbau scheint, daß die ausführende Firma hier eine Zeitlang auf das Bauen mit vorfabrizierten Teilen verzichtete, weil sie auf die konventionelle Weise besser zurechtkam. Erst als das Ministerium den Bau stoppte, um die Elementa-Gewinner zu zwingen, ihre eigenen Elemente auch anzuwenden, kehrte die Firma widerstrebend zu ihrem System zurück.

Die Grundrisse sind zwar intelligenter als die von der Neuen Heimat

„Elementa"-Bau in Bonn
Optische Verwirrung

propagierten. Aber die intime, hofartige Zuordnung der zwei Hauszeilen verliert viel von ihrem Sinn durch weit vorgeschobene private Patios, die den allgemein verfügbaren Freiraum wieder einengen.

*

Weit mehr Beachtung dagegen verdient schließlich das zweite Nürnberger Beispiel: Nicht allein fixiert auf die Industrialisierung der Rohbaumethoden und die Verbesserung flexibler Grundrisse ist die von Steidle und Partner dort entwickelte Elementa-Architektur. Dabei sind ihre besonderen Qualitäten nicht einmal unbedingt an das gewählte Bausystem gebunden.

Die Idee ist, gleichsam zweimal übereinandergestellte Reihenhäuser in einem aus schlanken Fertigteilen montierten Betonskelett so offen zu erschließen, daß zwischen den Wohnungsreihen ein Freiraum bleibt, der durch halböffentliche Treppen, Rampen, Wege, Brücken, Stege und Terrassen ausgefüllt wird. Leichte, weiß

„Bausatz"-Anlage in Nürnberg: Pappige Fassaden

Der Sommerdrink da

Ein Gin-Getränk mit feinen Zutaten.

Weniger Alkohol – mehr Frische.

Auffüllen wie Sie es mögen.
Ob Mineralwasser, Coca, Tonic Water, Ginger Ale… **es schmeckt immer.**

Ein Erzeugnis der Carl Mampe AG., Berlin.

1 Flasche **dazu** ergibt 4 Flaschen fertigen Long-Drink.

Deshalb so preiswert – so party-geeignet.

„Elementa"-Bau von Steidle in Nürnberg: Gläserne Fahrstuhltürme und begegnungsfreundliche Promenadendecks

gestrichene Brüstungen und Geländer aus Stahlrohr erinnern in Verbindung mit den frei stehenden Metallkaminen und dem gläsernen Fahrstuhlturm an die begegnungsfreundlichen Promenadendecks von Passagierdampfern. Reizvolles Angebot für Aktivitäten, die sich außerhalb der vier Wände abspielen.

Bis heute stehen hier noch etliche Wohnungen leer, vielleicht weil das Konzept so ungewohnt ist. Allerdings sind direkt gegenüberliegende Terrassen mit Blick von Wohnungstür zu Wohnungstür auch nicht jedermanns Sache. Das soll jedoch im nächsten Bauabschnitt geändert werden.

Als einziger Elementa-Preisträger offeriert Steidle über die flexiblen Grundrisse hinaus — die ja an der absoluten Größe einer Wohnung nichts ändern können — auch die Möglichkeit, die Wohnungen bei entsprechendem Bedarf (und falls die Größenstandards für sozialen Wohnungsbau geändert werden) tatsächlich zu erweitern. Dafür werden in der Konstruktion „Leerräume" vorgehalten — einfach dadurch, daß jetzt schon einige Stützen und Balken im Betonskelett unverhüllt aus dem gegenwärtigen Ausbau ragen. Wenn es soweit ist, wird die überschüssige Konstruktion nachträglich mit Deckenplatten, Fassadenteilen und Fenstern ausgefacht.

An diesen Stellen der Anlage könnte später auch geschehen, was Steidle in Zukunft für das Wichtigste im Fertigbau hält: daß die Bewohner sich ihre Wohnung selber ausbauen. Nur noch die tragende Konstruktion wird zur Verfügung gestellt. Und je nach Finanzkraft und Geschmack komplettieren die Benutzer ihre Rohbauwohnung durch Eigenleistung oder durch eigens beauftragte Handwerker: Sie passen individuelle Fassaden ein oder schließen vielleicht weitere Bäder an das vorhandene Installationsnetz an.

So käme endlich Selbstverwirklichung ins Spiel. Womöglich hätten danach Elementa-Häuser nicht mehr so ausgewogene Fenstergliederungen und eine so wohlabgestimmte, heitere Farbgebung wie der jetzige Steidle-Bau. Aber Leute mit Eigeninitiative wären wahrscheinlich glücklicher im zur Hälfte Selbstgemachten.

Architektur ohne Architekten — dann wird wohl keine Wohnung mehr über den Baumwipfeln liegen. Verfehlte Städtebau-Ideologien und ökonomisches Interesse haben den Wohnungsbau um viele Etagen zu hoch getrieben. Vier Stock über der Erde sind genug, wenn es um Wohnungen für Menschen geht.

PARTEIEN

20 Grad weniger

Bayerns SPD-Chef Hans-Jochen Vogel ist amtsmüde und kann von den Genossen nur noch mühsam gehalten werden. Selbst auf Freunde wirkt er „wie ein nasses Handtuch".

Die neun Genossen vom bayrischen SPD-Präsidium, die im Hotel Rebstock zu Würzburg tagten, mieden bis drei Uhr morgens Bier und Wein. Stocknüchtern wollten sie zur Kenntnis nehmen, was ihnen ihr Vorsitzender Hans-Jochen Vogel zu sagen hatte.

Doch der Parteiführer schwieg beharrlich. Er wollte vor dem Spitzengremium seiner Partei nicht wiederholen, was er Tage zuvor ohne Umschweife vor subalternen Funktionären im Parteibüro in München-Harlaching verkündet hatte: Er wolle auf dem Landesparteitag Anfang September weder als Vorsitzender noch als Spitzenkandidat für die Bundestagswahlen 1976 antreten.

Solche Drohungen (oder Versprechungen), die man von dem „Karajan der Kommunalpolitik" (Zürichs „Tat") schon während seiner glanzvollen Amtszeit als Münchner Oberbürgermeister gewohnt war, treffen mittlerweile in der Partei auf „wache Ohren" (Vogel-Vize Helmut Rothemund). Denn der Parteichef, der noch vor einem Jahr für Erfolge an der Isar unentbehrlich schien, ist nach jahrelangem, auch von ihm geschürtem Parteizwist derart abgeschlafft, daß er selbst bei seinen rechten Parteifreunden in Niederbayern „wie ein nasses Handtuch wirkt" (so ein Vogel-Präside).

So hatten sich die Vogel-Stellvertreter und einflußreiche Bezirksvorsitzende wie Alfons Bayerl (Südbayern) und Bruno Friedrich (Franken) schon auf Resignation und plötzlichen Rückzug des Vorsitzenden eingerichtet. Aussichtsreichster Ersatzkandidat: der Vogel-Vize und Bonner Bildungsstaatssekretär Peter Glotz, 36, der soeben ein dickleibiges Buch über den wirren „Weg der SPD" abgeschlossen hat. Ko-Vize Rothemund, selber ohne Ambitionen: „Einer muß es machen."

Jedoch, in der langen Würzburger Nacht schien den Präsiden am Ende dann doch das Revirement „im Augenblick noch zu verfrüht" (Rothemund), als „kurzsichtig und zutiefst unpolitisch" (Friedrich). Ein Jahr vor den Bundestagswahlen, bei denen Bayerns Rote mindestens 350 000 abtrünnig gewordene Wähler zurückgewinnen müssen, könne sich die Partei „nicht schon wieder einen Personalschub leisten" (Friedrich), zumal Vogel auch mit seinen Aktivitäten als Bundesjustizminister „sehr überzeugend den rechten Wählerrand" abdecke.

Als schließlich Vogel ein ungewohnt selbstkritisches Kurzreferat, in dem er seine mangelnde „Resonanz in der Partei" und die Erfolglosigkeit jener Genossen, „die sich zu mir bekennen", beklagte, mit der Frage abschloß: „Wollt ihr einen solchen Mann wirklich haben?" — da scharten sich die neun Prä-

Mitternachtsfeuer – herrlich kühl auf Ihrer Haut.

Prickelndes Diamant-Funkeln. Einzigartig jeder Stein. Einzigartig auch das Design.

Blitzende Akzente des Esprits reflektieren Ihren Charme. Festgehalten in Diamantschmuck, dem unvergänglichen Symbol – für immer.

Bitten Sie ihn doch mal um Feuer.

Diamanten sind Geschenke der Liebe.

Der Katalog der Diamantschmuck-Collection 75 enthält viele ähnliche modern gestaltete Diamantschmuckstücke zu erschwinglichen Preisen. Fragen Sie nach ihm bei Ihrem Juwelier oder schreiben Sie an den Diamant Informations-Dienst, 6000 Frankfurt/Main, Bockenheimer Landstraße 104 / Abt. Sp

Sozialdemokraten Vogel, Friedrich: „Wollt ihr einen solchen Mann haben?"

siden wieder einmütig hinter ihren wankelmütigen Vorsitzenden.

Mehr noch, um den müden Parteiführer wenigstens bis zur Bundestagswahl im Amt zu halten, machten sie ihm schmerzhafte Zugeständnisse:

- ▷ Die Bezirkschefs Bayerl und Friedrich, die sich aus dem Präsidium in die Souveränität ihrer Parteiterritorien zurückziehen wollten, bleiben in Vogels Führungszirkel;
- ▷ die Kasse der Landespartei, aus der Vogel zum Unwillen mancher Genossen leichthändig Spendengelder bis nach Portugal verteilt, wird von den Bezirken entgegen ursprünglichem Widerstand aufgestockt;
- ▷ der Vorsitzende darf für sich behalten, was er nach Sieg oder Niederlage im nächsten Jahr zu tun gedenkt.

Was immer Vogel vor oder nach 1976 anstellen mag (Rothemund: „Der hätte sicher auch anderwärts Chancen, sein Geld zu verdienen") — auf Impulse aus der SPD-Landesleitung im vornehmen München-Harlaching, das der Vorsitzende seit seiner Bonner Ministertätigkeit nur noch am Wochenende und Wochenanfang aufsucht, hofft kaum noch ein Genosse. Friedrich über das Parteibüro: „Über der Klause schwebt die Ruhe Harlachings."

Der rege Franken-Führer, Mitglied des SPD-Bundesvorstands, hat denn auch letzte Woche seine 750 Ortsvorsitzenden in Würzburg und Bayreuth zusammengerufen, um neue „Signale zu setzen". Er möchte in der Parteispitze „eine Etage einziehen" und dem Vorsitzenden einen dritten Stellvertreter mit der Funktion eines Landessprechers beigesellen. Das neunköpfige Präsidium soll um zwei Landespolitiker erweitert werden. Und vor allem möchte der Franke die „Liste der Oldtimer" im Landesvorstand um mindestens ein Drittel lichten: „Da müssen ganz junge Leute unter 35 rein."

Schon dadurch aber wird Friedrich auf dem Landesparteitag im September in Kollision mit Vogel geraten, der dem SPD-Jungvolk seit langem gram ist. Denn „während Vogel noch voll drauf losgeht", sieht der Nordbayer in den „unverkrampften jungen Leuten der Partei" längst wieder „viel frisches Engagement". Anders: Während treue Vogel-Anhänger wie der Münchner Rathaus-Fraktionschef Hans Preißinger in vertraulichen Dossiers nach wie vor auf die „reinrassige Linksmehrheit in den Organen der Münchner Partei" einschlagen, sich damit Parteiordnungsverfahren eintragen und so die Stimmung der Partei am Kochen halten, sieht Friedrich in den „Flügelkämpfen nur noch Nachhutgefechte". Der Franke über die Jusos: „Alles was nach 1968 wegen Überzogenheit gescheitert ist, müßte mit 20 Grad Fahrenheit weniger nochmals probiert werden."

Von der Verjüngung erwartet Friedrich vor allem eine lang entbehrte Aggressivität gegen Strauß und CSU: „Es darf keinen Millimeter Bewegung der Union mehr geben, bei der nicht gegengehalten wird."

COMPUTER

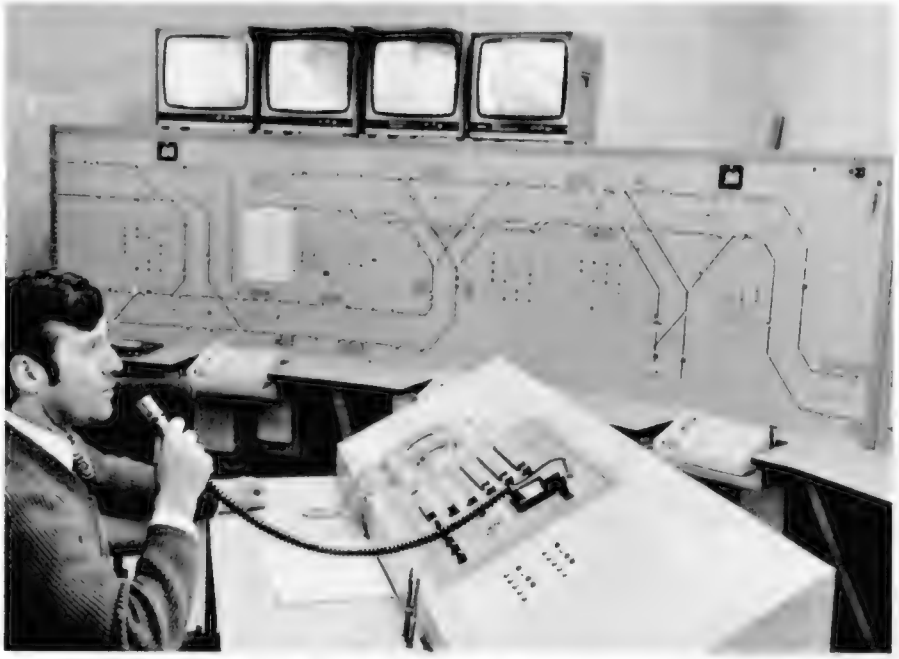
Draußen vor der Tür

Amerikas Computer-Riese IBM hat einen Gegner weniger: Die europäische Unidata hat kaum noch Markt-Chancen.

Die entscheidende Schlacht im Rahmen des industriellen Krieges", prophezeite vor acht Jahren der französische Publizist Jean-Jacques Servan-Schreiber in seinem Bestseller „Die amerikanische Herausforderung", „wird um die Computer geschlagen. Noch ist sie nicht verloren."

Viel fehlt nicht mehr. Denn nachdem Paris unlängst seinem Rechner-Konzern Compagnie Internationale pour l'Informatique (CII) die Fusion mit der amerikanisch beherrschten Honeywell-Bull befahl, ist die Schlachtordnung durcheinandergeraten. Der einst mit Pathos und Publizität gegründete europäische Computer-Verbund Unidata aus Siemens, Philips und CII, der den amerikanischen Riesen IBM herausfordern sollte, ist fast zur Papierfirma degeneriert.

Nur noch müde Skepsis haben die Siemens-Bosse für die Beteuerungen der Franzosen übrig, sie würden dem Dreierklub auch nach der Liaison mit Honeywell-Bull treu bleiben. Insgeheim bereiten sich die Münchner längst



Siemens-Computeranlage: Nur müde Skepsis für die Franzosen

darauf vor, den CII-Part und damit in der Rest-Unidata endgültig die Macht zu übernehmen und zusammen mit Philips gegen die Amerikaner anzutreten. Friedrich Ohmann, Chef der Siemens-Sparte Datentechnik, rechnet sich aus: „Wir haben ein gutes Vertriebssystem, vor dem auch IBM Achtung hat."

Kein anderer Industriezweig wird weltweit so eindeutig von einer einzigen Firma beherrscht wie das Computer-Geschäft von IBM. In mehr als 120 Ländern durch eigene Tochterfirmen präsent, setzt der gerade wieder in ein Antitrust-Verfahren verstrickte Computer-Gigant mehr um als alle Konkurrenten zusammen — 29 Milliarden Mark. Während Weltkonzerne wie General Electric, AEG-Telefunken und RCA Corporation entmutigt aus dem für sie verlustreichen Geschäft mit kommerziellen Rechnern ausstiegen, verteidigte IBM seinen Marktanteil von etwa 60 Prozent.

Die Kapitulation der RCA-Bosse hatte nicht zuletzt für Siemens schwerwiegende Folgen. Denn die Münchner hatten ihre Computer-Entwicklung in enger Kooperation mit den Amerikanern aufgebaut und mußten sich unversehens nach einem neuen Partner umsehen. Sie fanden ihn in der französischen CII, die durch horrende Verluste ihres Alleingangs müde geworden war.

Das nationale Prestigeunternehmen CII hatte Staatspräsident Charles de Gaulle 1966 gründen lassen, als ihm die Amerikaner die Lieferung von Großrechnern der Firma Control Data für die französische Nuklear-Streitmacht „Force de Frappe" verweigerten. Doch die fast ausschließlich von Staatsaufträgen lebende Pariser Computer-Konkurrenz kümmerte dahin. Um ihr Prestigeprojekt über Wasser zu halten, mußten die ehrgeizigen Industrie-Politiker laufend neues Geld nachschießen.

Durch ein Zusammengehen mit Siemens und wenig später auch mit Philips im Unidata-Verbund hofften die Franzosen, ihre Fabriken in Toulouse endlich durch neue Aufträge aus dem Ausland auszulasten. Bei der nach Siemens-Systemen konzipierten Modellreihe 7000 übernahmen die Franzosen die beiden großen, Siemens die drei mittleren Rechner. Philips baut die kleinste Ausführung des Universal-Rechners. Argwöhnisch registrierten die regierenden Gaullisten, daß ihr schwächlicher Computer-Produzent gegen Siemens wenig zu bestellen hatte. Schnell nämlich wurde Kennern klar, daß die Großmodelle der CII kaum gefragt sein würden. Genüßlich kolportierten französische Zeitungen das Wort von der „Teutonisierung" der nationalen Computer-Industrie.

Bereits im letzten Herbst plante deshalb Industrieminister d'Ornano, seine CII durch eine Liaison mit Honeywell-Bull zu kräftigen. Dem zu 66 Prozent von den Amerikanern beherrschten Firmenverbund kam der Plan gerade recht. Um sich als nationaler französischer Computer-Konzern höchster Protektion erfreuen zu können, war Honeywell-Präsident Edson Spencer sogar bereit, den Franzosen die Majorität an der geplanten Fusionsgesellschaft zu überlassen. Die durch den Pariser Partnerwechsel schockierten CII-Partner in der Unidata beruhigte Minister d'Ornano mit der Versicherung, der neue Konzern werde auch weiterhin alle Bündnisverpflichtungen erfüllen.

Im Wort sind die Franzosen mit der Lieferung ihrer Modelle 7760 und 7770, vor allem aber mit der Zusage, über das französische Unidata-Vertriebssystem ausschließlich das gemeinsame Typenprogramm 7000 anzubieten. In die Fusion mit CII aber bringt Honeywell-Bull seine Modellreihe 60 ein, die mit den Unidata-Anlagen technisch nicht zu kombinieren ist.

Siemens-Datenchef Ohmann
„Vor dem hat auch IBM Achtung"

Das in Paris gestreute Gerücht, Siemens werde die Honeywell-Mitgift akzeptieren und die Amerikaner stillschweigend in die Unidata aufnehmen, mochten die Deutschen nicht unwidersprochen lassen. In einem Kommuniqué ließen sie wissen, daß „die Unidata-Produktfamilie wie bisher in Konkurrenz zu den verschiedenen Produktlinien von Honeywell vertrieben wird".

Noch schweigen sich die Pariser EDV-Planificateure darüber aus, wie sie sich ihre Vertragstreue vorstellen. Und auch Siemens-Manager Ohmann wiegelt ab: „Es wird keine Prozesse und keine Konventionalstrafen geben. Auch wenn es noch ein paar Milliarden an Subventionen kosten sollte", würden die Franzosen ihre Verpflichtungen formal erfüllen. Zur Not werde sich Siemens mit der Lieferung von Prototypen zufrieden geben, die dann in Augsburg nachgebaut würden.

Ihrer Anziehungskraft sind sich die Münchner durchaus bewußt, trotz der stattlichen Verluste von jährlich fast 200 Millionen Mark im EDV-Geschäft: „Wir lassen uns", beteuert Ohmann, „durch die Vorgänge in Frankreich nicht beirren; eines Tages stehen die Franzosen wieder vor der Tür."

WILDERER

Weggeputzt von dieser Welt

Die Wilderei ist auch nicht mehr das, was sie mal war. In Bayern wird vom Auto aus geballert, wird weniger romantisch, aber häufiger gewildert.

Jedes Jahr im September, zur Zeit der Hirschbrunft, finden Revierförster oder Schwammerlsucher im Forstenrieder Wald südlich München mindestens einen kapitalen Kadaver: Rothirsch, von großkalibrigen Teilmantelgeschossen zerfetzt, Kopf mit Geweih abgetrennt, Rumpf primitiv aufgebrochen, „ein paar Kilo Fleisch nach Hundeart von den Rippen gerissen" — so Kriminalobermeister Julius Roth, Sachbearbeiter für Jagdwilderei beim Bayerischen Landeskriminalamt: „Wir kriegen den Täter einfach nicht zu fassen, der Bursche holt sich heuer bestimmt wieder sein Stück."

Im südlichen Allgäu, zwischen Nebelhorn und Mädelegabel, wo die Reviere „schwer zu begehen, also auch schwer zu kontrollieren" (Roth) sind, stoßen Jäger oder Bergwanderer regelmäßig auf tote Gamsböcke, geschossen mit handelsüblicher Kleinkalibermunition; stets hat der unbekannte Schütze dem Tier lediglich einen etwa zwölf Zentimeter breiten Streifen vom Nakken bis zur Kruppe aus dem langhaarigen Rückenfell geschnitten — das reicht für einen Gamsbart, der auch im Schwarzhandel an die 500 Mark einbringt.

In den Wäldern östlich vom Starnberger See fuhren ein Geschäftsinhaber und ein Angestellter aus Wolfratshausen zur motorisierten Pirsch; sie wurden erwischt, und vor Gericht erwies sich, daß die beiden mindestens 36 Stück Reh- und Rotwild abgeknallt hatten — „gewissermaßen nur die Spitze eines Eisbergs", so Eduard Kraus, Vizepräsident des Bayerischen Landesjagdverbandes und ehemaliger Chef des Landeskriminalamtes (LKA).

Jagd vom Auto aus, Gemsenmord aus Gewinnsucht — das ist typisch für den Niedergang der Wilderei in Ganghofers Revieren. Keine Bauern mehr mit rußgeschwärztem Gesicht, die mit dem Schuß auf den Bock gegen den Lehnsherrn aufmuckten, keine Volks-

becel. Denn Ihr Herz hat es schon schwer genug.

In allen hochindustrialisierten Ländern nehmen Herz- und Kreislaufkrankheiten ständig zu.

Bei uns haben schon etwa 30% der erwachsenen Bevölkerung erhöhte Blutfettspiegel. Das begünstigt die Entstehung arteriosklerotischer Herz- und Kreislaufschäden.

Die Ursachen liegen in unserer ungesunden Lebensweise. Wir leben zu hektisch. Wir essen zu gedankenlos. Wir bewegen uns zu wenig.

Hausfrauen haben es heute leichter, beim Einkauf von Speisefetten an Herz und Kreislauf zu denken.

Vieles können wir nicht ändern. Eines können wir: bewußter essen.

Wissenschaftler fordern gesündere Nahrungsfette.

Nahrungsfette, die reich sein müssen an mehrfach ungesättigten Fettsäuren.

Unsere Wohlstandsnahrung enthält im allgemeinen zu wenig davon.

So trägt sie dazu bei, den Blutfettspiegel hochzutreiben. Das belastet Herz und Kreislauf.

becel-Öl und becel-Margarine sind von höchstem Wert für Herz und Kreislauf.

Beide Nahrungsfette sind reich an mehrfach ungesättigten Fettsäuren. Diese senken den überhöhten Blutfettspiegel.

becel Diät-Margarine mit über 50% mehrfach ungesättigten Fettsäuren und becel Diät-Speiseöl mit mindestens 70% tragen also wesentlich dazu bei, der Entstehung arteriosklerotischer Herz- und Kreislaufschäden entgegenzuwirken.

Die becel Diät-Margarine schmeckt gut auf Brot, Brötchen, Zwieback oder Toast.

Das geschmacksneutrale becel Diät-Speiseöl ist ideal für Salate und Rohkost. Beim Kurzbraten, Dünsten und Grillen bringt es den Geschmack der Speisen voll zur Geltung.

Zusammensetzung von becel

Zusammensetzung	Öl	Margarine
mehrfach ungesättigte Fettsäuren	mind. 70%	50–55% *)
einfach ungesättigte Fettsäuren	15–20%	20–30% *)
gesättigte Fettsäuren	10–12%	20–25% *)
Vitamin E	700 mg/l	500 mg/kg

*) bezogen auf den Fettgehalt
becel-Margarine enthält außerdem:
15.000 I. E. Vitamin A pro kg
3.500 I. E. Provitamin A pro kg
1.000 I. E. Vitamin D pro kg

becel in der Lichtschutzpackung gibt es in Lebensmittelgeschäften.

Die Ernährungsfibel „Bewußter essen" mit 200 Rezepten erhalten Sie, wenn Sie DM 2,50 überweisen an:

Union Deutsche Lebensmittelwerke GmbH,
becel-Beratung, Kto. 20682,
Postscheckamt Hamburg.

Absender bitte deutlich schreiben.

Bewußter essen Ihrem Herzen zuliebe: becel

BC 6/74

helden wie der vielbesungene Wildschütz Jennerwein vom Tegernsee („Ein froher Mensch in seinen besten Ja-ha-ren, er wurde weggeputzt von dieser Welt"), den ein „feiger Jäger" Anno 1877 im fairen Zweikampf stellen, nicht aber hinterrücks hätte erschießen dürfen.

Statt dessen mehr Wilderer denn je: 604 Fälle der Jagdwilderei auf Rehbock, Rothirsch oder Rebhuhn sind nach einer Untersuchung des Landeskriminalamtes im vergangenen Jahr bekanntgeworden — gegenüber 350 Fällen im Jahre 1970. Die Dunkelziffer dieses Delikts, bei dem der wald- und wildreiche Alpenfreistaat mit Abstand vor Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen rangiert, liegt überdies beim Fünf- bis Zehnfachen der aktenkundigen Vorgänge. Experte Kraus: „Das ist ähnlich wie bei der Brandstiftung — eine Menge Mitwisser, die nichts wissen wollen."

Bayerns Jagdverband klagt über „zunehmendes Wildern" auf „brutale Weise". Denn der Schießbetrieb herrscht vor allem vom März bis in den Sommer — in der Schonzeit für die meisten Wildarten, wenn die Tiere zum Äsen auf Lichtungen und Wiesen kommen, Gras und Getreide aber noch keinen ausreichenden Schutz bieten.

Eule, Kaninchen im Fangeisen
„Zunehmend auf brutale Weise"

Rehbock in der Schlinge: „Ein Dutzend in einer Nacht"

High noon ist in Bayern, wenn für den Jäger das letzte Büchsenlicht längst erloschen ist: rund um Mitternacht, bei Mondlicht. Dann kann man — so der häufigste Tathergang — im Auto bei ausgeschalteten Scheinwerfern auf abgelegenen Wegen vordringen und „alles abschießen, was einem vor den Wagen kommt" (Kraus), gegebenenfalls auch Fernlicht oder Suchscheinwerfer einsetzen und auf die geblendeten Tiere schießen. „In einer Nacht", so Jäger Kraus, „kommt einem ein Dutzend Rehe todsicher vor die Flinte."

Autowilderer, die häufig nach Nomadenart das Revier wechseln, bevorzugen seit langem das für die Jagd auf Schalenwild verbotene Kleinkalibergewehr. Es ist leicht zu verstauen und macht auch ohne Schalldämpfer nur wenig Krach. Schüsse mit dem KK-Gewehr aber, das bis zur Änderung der gesetzlichen Bestimmungen 1973 auch ohne Waffenschein erhältlich war, sind nur dann sofort tödlich, wenn sie genau „ins Leben" gehen — in Herz oder Lunge. Schlecht getroffene Tiere gehen elend zugrunde, denn der moderne Wildschütz stellt weidwundem Wild nicht mehr nach.

Auch die zwischenmenschlichen Beziehungen der Ganghoferschen Zeit, in der die Schwarzjäger noch wegen der Angebeteten auf Gamsbartjagd gingen, sind aus der Art geschlagen. Heute gehen die Damen gelegentlich mit auf die motorisierte Pirsch, zur „vollkommenen Tarnung", wie Kriminalist Kraus aus Erfahrung weiß: „Kommt jemand in die Nähe, dann schmust das Pärchen so stürmisch, daß man sich nicht mal hinschauen traut."

Auf der Abschußliste der bayerischen Baller-Männer steht Rehwild an erster Stelle; Fleischabnehmer finden sich nach den Erkenntnissen der Polizei unter den Gastwirten allemal (Schwarzpreis: 80 bis 100 Mark pro Stück). Und importiertes Wild, das bereits aus der Decke geschlagen ist und keine Wildursprungszeichen trägt, erschwert die gewerblichen Kontrollen.

Aber nicht allein das Geschäft mit delikatem Rehbraten belebt das Treiben in den Wäldern, und es wird auch nicht immer nur geschossen: Laut LKA-Erhebung mehren sich beispielsweise wieder die Schlingensteller (Kraus: „Viele Ausländer sind das von Haus aus so gewöhnt"), die es auf Hasen und Rehe abgesehen haben. Fasan, Rebhuhn und anderes bodenständiges Federvieh wird in hölzernen Kastenfallen gefangen; Fuchs, Wiesel, Marder oder Dachs werden mit sogenannten Schwanenhälsen (Fangeisen plus Köder) erlegt. Mit Vogelleimruten oder Fangnetzen gehen vor allem Südländer nicht nur auf Amseln oder Drosseln los, sie nehmen laut LKA-Bekundung „alles, was Federn hat, sogar den Eichelhäher", der „eine hervorragende Suppe hergibt".

Von der Zahl her, so ermittelte das LKA, überwiegen jedoch bei weitem die einheimischen Jagdfrevler. Und unter diesen wiederum machten die Wilderer-Jäger eine merkwürdige Minderheit aus: „Ein Novum dürfte die Tatsache sein", so berichtete der Wilderei-Experte Alfred Hahner, Polizeihauptkommissar aus Lauterbach, „daß in unseren Tagen immer mehr Jagdscheininhaber als Wilderer in Erscheinung treten."

Wie beispielsweise jener Geschäftsbesitzer aus Wolfratshausen: Er besaß nicht nur einen Jagdschein, sondern auch das sogenannte Begehungsrecht. Doch was er dabei von Amts wegen schießen durfte, war ihm nicht genug. Und womöglich treibt er's weiter so. Das Gericht hat ihm weder den Jagdschein noch das Gewehr abgenommen. ◆

Ganz einfach...
macht man superschnell die Folge.
Mit Sensor und Repitomatic.

Agfamatic 2000 Pocket Sensor

Jederzeit aufnahmebereit mit der schnellen Repitomatic. Eine einzige Bewegung öffnet Objektiv und Sucher, transportiert den Film, spannt den Verschluß, entsichert den Sensor-Auslöser.

Der Kristall-Leuchtrahmen schafft Klarheit im Sucher.

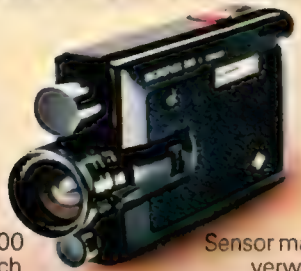
Der neue Film für schöne Bilder
Brillanter, schärfer!

Plan'X

Agfa-Gevaert. In vielem ein Vorbild.

Movexoom 4000
mit Trickknopf!

Agfacolor CT18
Natürliche Farben!



Microflex 300
Superflach.

Optima 500
Sensor macht die Bilder
verwackelsicherer!

AGFA-GEVAERT

Unterwäsche gezeigt

Unter der Regie des früheren Krupp-Chefs Juergen Krackow wollen die drei Stahlhütten an der Saar Teile ihrer Produktion fusionieren.

Wenn wir nichts tun", überlegte Generaldirektor Juergen Krackow düster, „erleben wir ein Neckarsulm an der Saar mit 20 000 Leuten auf der Straße."

Um ein Desaster nach Art der VW-Tochter Audi-NSU in der südwestdeutschen Randregion zu verhindern, besann sich der Geschäftsführer der Stahlwerke Röchling-Burbach in Völklingen und vormalige Krupp-Chef (Amtsdauer: 66 Tage) auf ein altes Branchenprojekt: So rasch wie möglich möchte er die ersten Verarbeitungsstufen aller drei Saarhütten zu einem Produktionskartell zusammenfassen.

Regelmäßig empfängt der Röchling-Chef seit einigen Wochen in einem mit Zahlen-Tableaus vollgehängten Chart-Raum (Krackow: „So eine Spinnerei von mir") seine beiden Amtskollegen Jean Lang (Dillinger Hüttenwerke) und Rolf Müller (Neunkircher Eisenwerk) zum Projekt-Plausch. Und ungeniert tauscht das Dreier-Kollegium vertrauliche Geschäftszahlen aus. Krakkow: „Wir zeigen uns die Unterwäsche."

Für eine enge Liaison haben die Stahlstripper von der Saar gute Gründe. Mit einer jährlichen Rohstahlproduktion von zusammen 6,4 Millionen Tonnen (Branchen-Spitzenreiter Thyssen brachte es auf 17 Millionen) sind die Saarhütten auf Dauer kaum konkurrenzfähig. Die einst auf der Basis der heimischen Kohle und der lothringischen Minette-Erze gegründeten Stahlschmelzen müssen inzwischen zu hohen Frachtraten rund 70 Prozent ihres Erzes und erhebliche Mengen Zusatzkohle von der Ruhr herankarren. Krackow-Vorgänger Hans-Werner Osthoff: „Auch im Boom verbleibt den Saarhütten aus dem Gewinn weniger als ihren Konkurrenten."

Zudem spricht Persönliches für enge Kooperation. Während ihre eigenwilligen Vorgänger sich in jahrelangen Eifersüchteleien und Rivalitäten verbitterten, haben die drei nichts gegeneinander: Ausnahmslos traten sie ihr Amt erst in den letzten zwei Jahren an.

Neue Impulse für ein Zusammengehen erhoffen sich die Promoter der ehrgeizigen Fusion auch von der augenblicklichen Absatzflaute, die derzeit selbst den größten Stahlkonzernen Europas schwer zu schaffen macht.

Um nicht aus dem Markt gedrängt zu werden, schlossen sich bereits vor vier Jahren die Völklinger Familienfirma Röchling und die zum Luxemburger Arbed-Konzern gehörende Burbacher Hütte zur Stahlwerke Röchling-Burbach GmbH zusammen. Im April dieses Jahres trat dann der Pariser Glas- und Verpackungs-Konzern Saint-Gobain-Pont-à-Mousson sein Schachtelpaket an der Dillinger Hütte an die lothringische Stahlgruppe de Wendel ab, die damit in Dillingen Macht und Mehrheit übernahm.

Denn ihr Partner in Dillingen, das Neunkircher Eisenwerk, hält zwar stattliche 32 Prozent des Kapitals, doch steht der Einfluß von Neunkirchen-Großaktionär Otto Wolff von Amerongen (wie die in Vergleich geratene Stumm AG 50-Prozent-Teilhaber) im umgekehrten Verhältnis zu seinem Bekanntheitsgrad: Als Präsident des Deutschen Industrie- und Handelstages (DIHT) und Mitglied zahlreicher Aufsichtsräte und des Board des New Yorker Öl-Multis Exxon ständig unter Termin-Streß leidend, gab der Kölner Stahlhändler in seiner unternehmerischen Doppelrolle — er ist Aufsichtsrat in Dillingen und Neunkirchen — an der Saar nur gelegentliche Gastspiele.

Fusions-Planer Krackow
„So eine Spinnerei von mir"

Unter seinen Augen verkam das Eisenwerk zum Problemfall. Allenfalls in Boomjahren wie 1974 glückte dem teilweise noch mit veralteten Thomas-Konvertern (Krupp-Chef Ernst Wolf Mommsen: „Die haben wir an der Ruhr längst eingemottet") produzierenden Unternehmen ein magerer Gewinn. Manager-Querelen, die vor zwei Jahren — einmalig in der deutschen Groß-Industrie — mit dem Rücktritt des kompletten Vorstands endeten, beschleunigten den Niedergang.

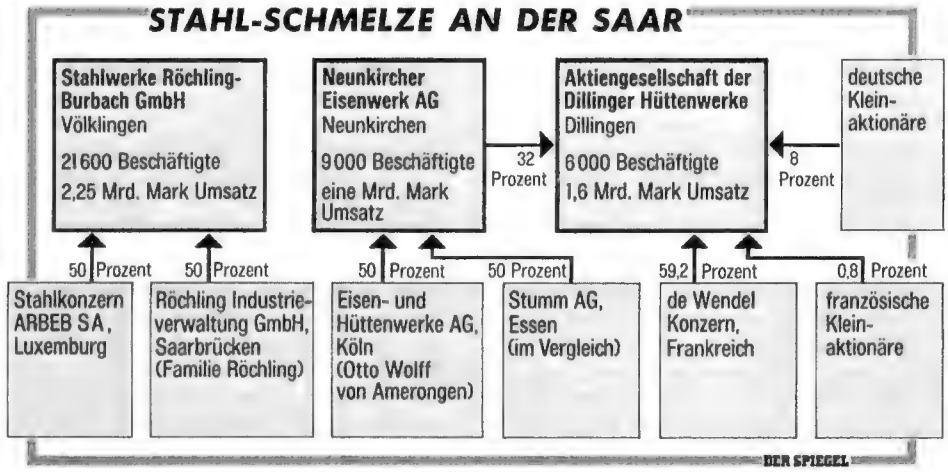
Die von Wolff-Manager Rolf Müller in einem kostspieligen Umrüstungsprogramm bestellten sogenannten OBM-Konverter gelten wegen der geringen Kapazität und der hohen Personalkosten schon jetzt als veraltet. Stahl-Newcomer Willy Korf: „Eine völlige Fehlinvestition."

Bei den Kapitaleignern der Stahlschmiede sieht es kaum besser aus: Nach der Pleite des Stumm-Konzerns im Frühjahr 1975 ist Otto Wolff in Neunkirchen ohne solventen Partner. Alle Versuche, die Stumm-Anteile an der Stahlfabrik für gut 75 Millionen loszuschlagen, scheiterten kläglich. Einziger Nutznießer: Stumm-Vergleichsverwalter Heinz Reichel kann Ende August von Wolff als Gebühr für seine Kaufoption auf den Stumm-Anteil eine Million Mark kassieren.

Über die geplante Stahlfusion entscheiden denn auch in erster Linie die Bosse in Luxemburg und Lothringen mit ihren Statthaltern in Völklingen und Dillingen.

Als „erster Schritt" (Krackow) schwebt den Saar-Managern der Bau einer gemeinsamen Hochofenanlage vor, die den in der Weiterverarbeitung auch künftig selbständig operierenden drei Hütten ihr Roheisen liefert. Zum Standort erkoren die Fusionsstrategen bereits Dillingen.

Daß ihr Dreibund noch scheitern könnte, mögen die Stahlmanager gar nicht erst einkalkulieren. Krackow: „Unser neues Investitionsprogramm geht bereits von dem Gemeinschaftsprojekt aus — ob es nun kommt oder nicht." ◆



Mitunter ruinös

Mit List und Luxus kämpfen Fährschiffreedereien auf der Ostsee um Frachten wie Fahrgäste. Der Verkehr auf dem Binnenmeer nimmt stürmisch zu.

„Lassen Sie sich entführen", lockt die Fährschiffreederei Finnlines in ihren poppigen Prospekten: „Starten Sie zu einem ungewöhnlichen Erlebnis", in ein „gefahrloses Ostsee-Abenteuer" mit Unterhaltung und Schlemmerei: „Der Chefkoch ist natürlich Mitglied des französischen Lukullusordens."

Fünf Tage lang jedoch, bis zum Dienstag vergangener Woche, blieben die Feinschmecker-Küchen kalt, und Tausende von Touristen erlitten ein ernüchterndes Abenteuer. Wegen eines Streiks der finnischen Seemaschinisten lag die Fährflotte fest. Urlauber, mitunter tagelang im Auto oder Caravan kampierend, blockierten in Helsinki und Travemünde die Kais.

Die Forderung der finnischen Ingenieure — sechs Prozent Inflationszuschlag — wurde schließlich erfüllt, und die Entführung konnte ihren Lauf nehmen. Doch nun sorgt sich die Reederei um ihren Ruf und damit um die Rendite ihrer Nordlandreisen. Eine solche Panne in der Passage, fürchtet ein Finnlines-Sprecher, „vertreibt die Leute". Das aber kann auf der Ostsee rasch zum Ruin führen.

Denn auf keinem Meer der Welt wird härter um Fahrgäste und Frachten gekämpft; kein Meer auch erlebte je eine so stürmische Entwicklung des Fährschiffbetriebs — mit allen Folgen, die ein Boom so an sich hat: Wettbewerb mitunter am Rande der Legalität, hohe Investitionen in eine ungewisse Zukunft. Null-Wachstum kann die Fährschiffer schon ins Minus treiben.

Vorerst aber scheint es immer nur aufwärtszugehen. Die jährliche Zuwachsrate einzelner Reedereien liegt zwischen 40 und 50 Prozent. Und der „Trend in den Norden", so Axel Schulz von Schwedens größter Privat-Reederei, der Stena Line, hält trotz Rezession und Inflation „unvermindert an".

Zwölf Schiffahrtslinien mit 22 Fähren bedienen bereits ganzjährig deutsche Ostseehäfen. Und in der Sommer-Saison verstärkt ein gutes Dutzend weiterer Schiffe die Flotte, die Jahr um Jahr wächst mit ständig neuen Schiffen — immer größer, immer schneller, immer feiner. Und der Lübecker Vorort Travemünde zum Beispiel gedieh zum größten Fährhafen des Kontinents. 1974 wurden dort 1,8 Millionen Passagiere, rund 250 000 Pkw, 133 000 Lkw und 62 000 Lkw-Anhänger abgefertigt.

Der Boom auf dem Binnenmeer — Verdoppelung der Passagierzahlen in den deutschen Ostseehäfen, Verdreifachung des Frachtaufkommens in den letzten zehn Jahren — wurde von einem modernen Schiffstyp begünstigt, der heute den Ostsee-Verkehr beherrscht: das Ro-Ro-Schiff (Roll-on/Roll-off), das durch Bug und Heckköffnung schnelle Ladung von Kraftfahrzeugen ermöglicht und das nach der Saison, wenn nicht gerade auf Kreuzfahrt, als Frachter mit Lastern und Containern weiter auf Linie fährt.

Vorzug dieser Fähren: Sie sind „mit allem Komfort eines Kreuzfahrtschiffes" ausgestattet, wie der Geschäftsführer der Hamburger TT-Linie, Heinz Kerstan, sagt, dessen Reederei die derzeit größten Liner (12 500 Bruttoregistertonnen, 712 Betten, Platz für 470 Pkw oder 45 Lkw, 22 Knoten) auf der Ostsee bis nach Leningrad verkehren läßt — mit Außen- und Innen-Swimming-pool, Fitneß-Center, Saunen, Bars, Diskothek und Kinderhort.

Der Luxus auf den Ostsee-Linien ist eine der Folgen eines „mitunter schon ruinösen Wettbewerbs", wie ein Fährmann formuliert, um Mark und Marktanteile. Besonders bei den Kurzreisen und außerhalb der Hochsaison, während der fast alle Schiffe auf Monate im voraus ausgebucht sind, unterbieten die Schiffseigner einander mit Preisen und Sonderprogrammen, Zugaben und Nachlässen. „Da wird teilweise mit Schleuderpreisen um Kunden geworben", sagt Harald Schmidt von der Jahre Line, die zwischen Kiel und Oslo verkehrt, und da wird, so Prokurist Hans-Jürgen Rohrbach von den Finnlines, „mit harten Bandagen gekämpft": Vier-Tages-Kreuzfahrten nach Schweden, Dänemark und Norwegen für 95 Mark „einschl. Frühstück und Kabinenplatz", Wochenend-Trips nach Malmö und zurück für 65 Mark — mit Kabine und viermal Kost.

Gewinn fahren diese Fähren nur dann noch ein, wenn die Passagiere nicht wegen eines fernen Ziels, sondern ausschließlich und scharenweise um des zollfreien Einkaufs willen an Bord kommen. Seit Reeder und Reisebüro diese billige Tour entdeckten, sticht täglich eine Handelsflotte von mehreren Dutzend „Butterkreuzern" zum Fast-Null-Tarif in See, um Nahrungs- und Genußmittel an den Kurz-Kreuzfahrer zu bringen. „Die fahren", sagt Ministerialrat Hans Kühler vom Kieler Wirtschaftsministerium, „schon von jedem Schlickloch los" — nach Schätzungen weit über zehn Millionen Seeleute jährlich. Auf größerer Ostseefahrt konkurrieren Reedereien mit immer neuen Routen. So bemüht sich beispielsweise die schwedische Sessan-Linjen, die von Travemünde nach Göte-

Fährhafen Lübeck-Travemünde, Skandinavien-Fähren: Im größten Fährhafen des europäischen Kontinents viele Tricks und manch

borg und Bornholm fährt, die Liegezeiten ihrer Schiffe durch eine Linie zwischen Travemünde und einem DDR-Hafen zu verkürzen.

Noch härter aber wird um Frachten geschachert. „Manche Reedereien geben auf die internationalen Transporttarife 20 Prozent und mehr Rabatte", weiß TT-Chef Kerstan. Vier bis fünf große Spediteure, so ein anderer Reedereimann, diktieren die Raten, „und da gibt's viele Tricks und manche krumme Tour". Sogar Lkw-Fahrer verdienen gelegentlich ein Handgeld, mal für einen kleinen Umweg, mal für die Wahl einer bestimmten Fähre.

Und auch deutsche Hafenbehörden ziehen mit, auf ihre Art. Kiel beispielsweise betreibt eine protektionistische Hafenpolitik, indem die Stadt, wenn sie denn einen Reeder an Land zieht, zusagt, Konkurrenten auf gleichem Kurs gar nicht erst an ihre Piers zu lassen. Und Lübeck/Travemünde, wo seit 1949 rund 180 Millionen Mark in die Häfen gesteckt wurden (Senatssprecher Peter Martin: „Bittere Investitionen, die fehlen bei Schulen und Krankenhäusern"), ist heute zwar mit 24 Schiffsabfahrten pro Tag Europas Spitze. Doch die Hafeneinnahmen sind laut Kiels Kühler „nicht annähernd kostendeckend".

...umme Tour

Dennoch will die Stadt ihren Skandinavienkai abermals erweitern, diesmal für ein ehrgeiziges Projekt der Finnlines: den Finnjet. Das Superschiff (20 000 BRT) erhält 1500 Betten, 220 Pkw-Plätze und läßt, bei einer Geschwindigkeit von 30 Knoten (55 km/h), die 1100-Kilometer-Strecke zur 22-Stunden-Tour schrumpfen.

Den Nordländern ist der Finnjet, für den sie sogar die enge Hafeneinfahrt von Helsinki sprengen wollen, ein „nationales Prestigeobjekt" (Rohrbach), und so etwas, glaubt TT-Chef Kerstan, „können sich nur noch staatliche Unternehmen leisten".

BANKEN

Rockefeller an der Förde

Mit harter Werbung und ausgeklügeltem Marketing brechen US-Großbanken in das deutsche Geldgeschäft ein.

Mit Luftballons und Blaskapelle, Freibier und Kuchen feierten 5000 Flensburger ein Volksfest, zu dem ein spendabler Amerikaner geladen hatte. Eine Tochtergesellschaft von David Rockefellers Chase Manhattan Bank, mit rund 100 Milliarden Mark Bilanzsumme drittgrößtes Geldinstitut der Welt, eröffnete in der Stadt an der Förde am Samstag vorletzter Woche ihre neueste Filiale.

Es war die siebzehnte, seit die US-Banker vor zwei Jahren einen neuen Dreh fanden, ans deutsche Geld zu kommen, und dafür ihre „Familienbank" gründeten. Statt um Industrielle und Handelsherren müht sich die neue Rockefeller-Bank, „die alles einfach macht" (Werbeslogan), um deutsche Durchschnittsverdiener.

Für die erste, noch bescheidene Ausbauphase bewilligten die Amerikaner ihrer Tochter 28 Millionen Mark. Und klaglos übernahmen sie den Anlaufverlust des ersten Geschäftsjahres von knapp fünf Millionen Mark: Das Geschäft mit Sparern, Gehaltsempfängern und Ratenkäufern scheint ihnen in Westdeutschland lukrativer als der Geldhandel mit dem Big Business.

Weil immer mehr Großkunden sich auch ohne Bankenbeistand am internationalen Kapitalmarkt bedienen, sehen Chase-Marktforscher im Industriegeschäft kaum noch einträgliche Wachstumschancen. Sie setzen auf die Konsumentenkredite, die sich nach ihrer Analyse in zehn Jahren verdreifachen werden.

Wie Rockefellers Bankhaus Chase Manhattan so faßte bald auch ein anderer US-Bankenmulti im deutschen Kleinkreditgeschäft Fuß. Die First National City Bank kaufte der Kun-geschädigten Privatbank Trinkaus & Burkhardt die Kapitalmehrheit an der größten deutschen Teilzahlungsbank ab, der Kundenkreditbank in Düsseldorf (2,2 Milliarden Mark Bilanzsumme, 234 Zweigstellen).

Vor allem mit ausgeklügeltem Marketing wollen die Amerikaner den mit Bankangeboten aller Art bestens versorgten deutschen Markt für sich aufreißen. Vom Düsseldorfer Unternehmensberater Horst Slevogt ließen sich die Konzerne die passende Strategie verpassen. Der Berater hatte einschlägige Erfahrungen: Anfang der sechziger Jahre trimmte er bei der Deutschen Bank traditionelle Großbankgewohnheiten für die neue Kleinkundschaft zurecht, als Gesellschafter der Kundenkreditbank führte er Sparbücher

Chase-Manhattan-Chef Rockefeller
Volksfest für 5000 Flensburger

und Gehaltskonten ein, ehe er schließlich zum Aufsichtsratschef in Rockefellers Familienbank aufrückte.

Dem Newcomer-Institut verpaßte er eine simple Geschäftspolitik: hohe Zinsen für Einlagen und rigorose Vereinfachung des Angebots. So zahlt die Familienbank auf Gehaltskonten-Guthaben statt der üblichen 0,5 Prozent fast das Zehnfache, 4¾ Prozent; Spareinlagen mit gesetzlicher Kündigungsfrist, für die Banken und Sparkassen vier Prozent vergüten, werden bei der Familienbank mit 6¾ Prozent bedient. Auf Bankdienste wie das Wertpapiergeschäft und den Sortenhandel müssen Familienbank-Kunden dafür verzichten.

90 Prozent aller Bankkunden, glaubt Slevogt, ficht das kaum an. Viel wichtiger sei es, den Kunden ihre Scheu vor den sich oft allzu gediegen gebenden Geldinstituten zu nehmen. Sein Slogan: „Wir können uns und Ihnen so vieles ersparen, was Banken oft unnahbar macht."

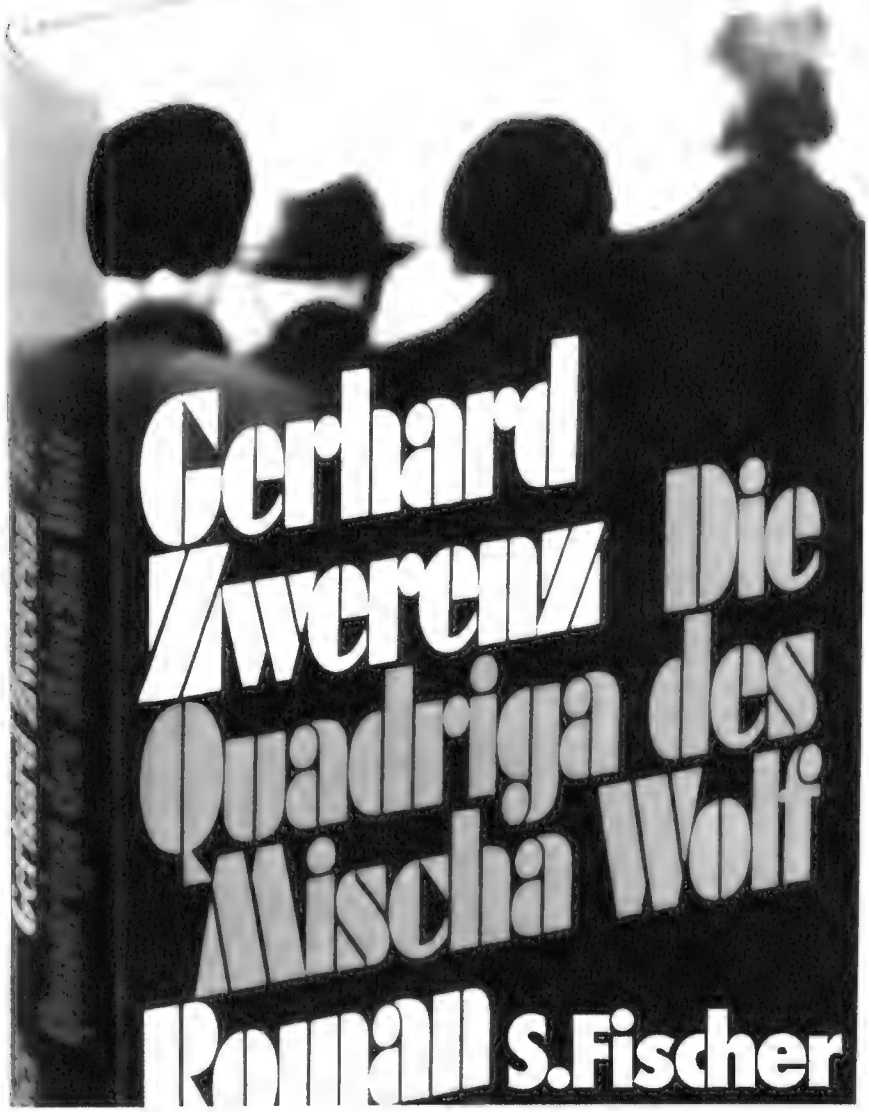
Um ihren Kunden die steife Bankatmosphäre zu ersparen, verbreiten die Familienbank-Filialen ungezwungenes Einzelhandelsklima: Wie Tante-Emma-Läden sind ihre Filialen von 9 Uhr bis halb sieben geöffnet, der Kassenschalter wird aus dem Blickfeld gerückt, im Einzelhandelsverkauf geschulte Berater verkaufen ihre Dienste wie Markenartikel und verteilen Luftballons, Prospekte und Preislisten auf der Straße.

Die neue Masche verfing. Nicht einmal die überaus hohen Kreditgebühren und Soll-Zinsen konnten Familienbank-Kunden abschrecken. Anstandslos zahlen sie für Kredite fast die Hälfte mehr, als bei Großbanken und Sparkassen fällig wäre.

Schon im ersten Geschäftsjahr gelang es so dem kleinen Rockefeller-

Der Hintergrund-Thriller zur Affaire Guillaume

Seit 3 Tagen in Ihrer Buchhandlung. Startauflage beim Verlag vergriffen! DM 29,80



Stoßtrupp doppelt so viele Spareinlagen einzusammeln und doppelt so viele Kreditverträge abzuschließen wie geplant. Ende 1974 hatte die Bilanzsumme des Bankenbabys 47 Millionen erreicht, per Mitte 1975 hatte sie sich verdoppelt.

Betroffen registrierte Deutschlands Bankenelite die Schärfe der amerikanischen Attacke. Verbittert nannte Franz Heinrich Ulrich, Chef der Deutschen Bank, die amerikanische Herausforderung eine „Unverschämtheit". Empört protestierte der auf konkurrenzarme Branchenharmonie bedachte Bankverband gegen den Familienbank-Slogan: „Großbanken sind für kleine Leute oft zu groß."

Die Großen im bundesdeutschen Bankgeschäft reagierten auf die Vorstöße der kessen Konkurrenz um so hektischer, als sie selber sich auf Wunsch der Bundesbank im vergangenen Jahr bei der Werbung für Konsumentenkredite zurückhielten. Hans Walter Schlöter von der Deutschen Bank: „Die Leute dachten, bei uns gibt es nichts mehr." 1974 sackte das Konsumentenkredit-Geschäft der Großbanken um 9,1 Prozent ab, die für saftige Zinsforderungen bekannten Teilzahlungsbanken aber gewannen 8,8 Prozent hinzu.

Erschreckt suchten Banken und Sparkassen die einstweilen noch kleine Konkurrenz abzufangen. Mitte letzten Jahres starteten sie eine Kampagne gegen die Kreditkonditionen der Konkurrenz.

Doch auch die Werbemillionen nutzten wenig. Erst jüngst meldete die Kundenkreditbank neue Erfolgszahlen: Im ersten Halbjahr 1975 nahmen die Kredite an die private Kundschaft wiederum um 11,6 Prozent zu. Dankbar vermerkte der Vorstand. daß dank der neuen Geschäftsstruktur weder „die wachsende Arbeitslosigkeit" noch „der

Rockefeller-Institut Familienbank
„Macht einfach alles"

scharfe Rückgang der Automobilverkäufe" das Kreditgeschäft ankratzten. Schon zuvor hatten die Geldmanager ihrem Firmennamen den Zusatz „Deutsche Haushaltsbank" hinzugefügt.

Solche Namensspiele will Familienbankier Slevogt nicht mitmachen. Einen früheren Plan, die Firma Familienbank mit dem Zusatz Deutsche aufzumöbeln, ließ er wieder fallen. Sein Marketing-Manager Jörn Schmidt-Wegenast selbstbewußt: „Wir wollen nicht mit der Deutschen Bank verwechselt werden."

POLIZEI

Sicheres Gefühl

Weil sie sich selbst nicht das Recht zugestehen, „einen anderen abzupflücken", verweigern Berliner Kripofrauen Dienst an der Waffe.

Auf Dienstfahrt „zu Kunden", die zuvor „ganze Funkwagenbesatzungen auseinandergenommen" hatten, preßte die Berliner Kriminalhauptmeisterin Angelika Borleis, 35, gelegentlich schon mal „die Knie ganz eng zusammen, weil sie so schlotterten". Aber „so ein Instrument in die Hand zu nehmen", das kam für die Blonde von der Kripo „nie in Frage".

In 14 Dienstjahren, viereinhalb davon im Rauschgiftdezernat, überstand auch Borleis-Kollegin Brigitte Heinecke, 38, selbst harte Konfrontationen „im finstersten Kreuzberg" ganz „ohne dieses Ding": „Das hätte mich ohnehin nicht kräftiger gemacht."

So, bei der Natur, wollen es die beiden Kripofrauen auch weiterhin belassen. Denn das Ding, das Instrument, die Dienstwaffe vom Fabrikat Walther PPK (Polizei-Pistole Kriminal) — für weibliche Kriminalpolizei wie in anderen Bundesländern seit November vergangenen Jahres auch in West-Berlin obligatorisch — lehnen sie „aus Gewissensgründen" ab.

Und daß diese Art von Gewissen „ansteckend" sein kann, dämmert mittlerweile auch Berlins Kripo-Chef Otto Boettcher. Ähnlich konsequent verhalten sich nämlich immerhin weitere fünf der 150 Damen seines Beritts — und nach Vorgesetzten-Meinung sind es „nicht nur verhuschte Kripo-Mäuschen", sondern auch „Karate-Frauen, die jeden Mann auf den Rücken legen".

Weil sie sich nicht zum „Herrn über Leben und Tod" (Borleis) machen lassen wollen, weil sie „mit sicherem Gefühl einfach keine Waffe anfassen" (Heinecke) können, möchten sich die Berlinerinnen per Gerichtsentscheid vom Schießgerät entbinden lassen, und Berliner Verwaltungsrichtern wird es demnächst obliegen, die Bedenken der Lebenszeit-Beamtinnen zu wägen und „in dieser grundsätzlichen Frage" (Boettcher) objektiv über subjektive Gewissensnöte zu befinden.

Die bislang beispiellose Klage, für manchen Altgedienten so ungeheuerlich, wie es etwa ein Hungerstreik frustrierter Revierbeamter wäre, berührt nicht nur in Berlin den Nerv polizeilichen Selbstverständnisses. Denn gerade zu Anarcho-Zeiten, „in dieser unsicher gewordenen Landschaft" (Boettcher), überdenken allerorten Polizeichefs die Verwendung der weiblichen Kripo-Korps: Einst eher das sozial-fürsorgerische Alibi der Ordnungsmacht, sollen Frauen nunmehr — weg von Sitte oder Kinder-Crime — auch ganz gewöhnliche Kripo-Arbeit verrichten, in der Mordkommission wie bei der Anarcho-Fahndung.

Die West-Berliner Polizei etwa, in Zugzwang durch eine im vergangenen Jahr verordnete, 120 Millionen teure Polizeireform, will die Beamtinnen nunmehr „in allen Bereichen der Verbrechensbekämpfung" (Innensenat) einsetzen, den Gebrauch der Waffe inbegriffen, die aus anatomischen Gründen freilich aus dem Achsel- in einen Gürteleinsteck-Halfter rutscht.

Den Einstand durften die derart qualifizierten Beamtinnen bereits auf dem Schießstand verballern — nach Trocken-Training vor dem Spiegel, liegend, freihändig, aus verschiedenen Distanzen, hinter der Barrikade hervor und, kampfmäßig mit Hüftschwung, im Combat-Stil. „Abschließende Trefferlage gut", registrierte Ausbildungsleiter Lambert Borth, nachdem jede Dame an die 600 Schuß verfeuert hatte, „die treffen tatsächlich, was sie treffen wollen."

Und Kripo-Kommissarin Ellen Karau, an der Waffe so sicher wie andere mit ihrem Feuerzeug, entdeckte noch einen weiteren Treffer. Die Damen, meint sie, seien durch den Waffendienst „wieder ein Stück mehr emanzipiert worden im Bereich der Kripo". Die Perspektiven schließlich deutet eine Kollegin, mit 24 Jahren Berlins jüngste Kommissarin: Frauen, im Grunde „bei der konservativen Kripo bislang in Watte verpackt", könnten nunmehr zeigen, daß „sie ja wesentlich belastbarer sind als Männer".

Daß solche amtliche Nutz-Last ihren beamtlichen Rechtsstatus verletze, machen wiederum die Schießdienstverweigerinnen geltend. Nur auf die Zusage hin, „keine Wumme" tragen zu müssen, argumentiert etwa „Pazifistin" Borleis, sei sie damals, gelernte Kindergärtnerin und einst drei Jahre für den Internationalen Zivildienst aktiv, in den Staatsdienst getreten. Da sie sich nicht „das Recht" zugesteht, „einen anderen abzupflücken", will sie ihrem Grundsatz auch treu bleiben: „Denn eine Kugel, die unterwegs ist, kann ich nicht mehr einfangen."

Berliner Kriminalbeamte beim Combat-Schießen: „Die treffen tatsächlich"

Und Waffen-Gegnerin Heinecke sieht zudem noch eine andere Gefahr, wenn es zur Konfrontation mit bewaffneten Tätern kommt: Die bewehrte Dame vor sich, müßten die sich möglicherweise schon aus Mannesstolz animiert sehen, „selbst zu ziehen oder der erst mal eins vor den Balkon zu geben".

Noch bevor die Hauptverhandlung über die Klagen der sieben friedlichen Kripo-Damen terminiert ist — ihr Anwalt Peter Raue: „Das geht sicher noch bis ans Bundesverwaltungsgericht" —, haben diverse männliche Kollegen für sich vorab entschieden: Sie lehnen gemeinsame Einsätze mit den waffenlosen Polizistinnen ab. ◆

General Electric kapituliert

Der US-Multi General Electric, größter Elektrokonzern der Welt, kann vorerst nicht die Herrschaft über die Münchner Osram GmbH übernehmen. In aller Stille zogen letzte Woche Osram-Gesellschafter AEG (Anteil: 35,8 Prozent) und GE (21,4 Prozent) ihren Antrag beim Kartellamt zurück, das AEG-Paket den Amerikanern zuzuschlagen. Die Berliner Kartellwächter hatten diskret wissen lassen, daß sie eine GE-Mehrheit bei Osram ablehnen würden, jedoch nichts gegen einen Verkauf der bei AEG liegenden Anteile an Drittpartner Siemens (derzeitige Osram-Beteiligung: 42,8 Prozent) hätten.

Lampenproduktion bei Osram

Wilp

Exporthilfe für Thyssen

Was Thyssen-Exportmanager nicht schafften, soll dem Düsseldorfer Fotografen und Werbe-Sonderling Charles Wilp („alle sind im Afri-Cola-Rausch") gelingen: dem Scheich von Kuweit ein Drahtwalzwerk zu verkaufen. Der Werber, der sich bester Kontakte zum Hofe des Öl-Scheichtums rühmt, erhielt von Adolf Stellmann, Hütten-Manager der Thyssen Rheinstahl Technik, für seinen Auftrag eine schriftliche Legitimation und „ein Kilo Unterlagen" (Wilp).

Britischer Reiseboom

Weder der Verfall des Pfund-Kurses noch die bedrohliche Wirtschaftskrise ihrer Insel konnten die Engländer an einem Massenaufbruch in den Süden hindern. Etwa 3,5 Millionen Briten (Vorjahr: rund drei Millionen) verhelfen den Charterreisegesellschaften zu einem „ungeheuren Geschäft". Längst sind alle Charterflüge und Pauschalreisen ausgebucht — obgleich bei Fahrten in Europa noch ein Währungszuschlag (surcharge) zu zahlen ist. Selbst das teure Frankreich, das die Pauschalreisegesellschaften meiden, muß sich auf einen englischen Ansturm gefaßt machen. Alle Flüge und Züge sind voll ausgebucht. Ein British-Airways-Sprecher: „Für die Urlauber ist die Côte d'Azur die Sahne auf dem Kaffee."

Tricks auf Korn-Waagen

Durch Manipulation automatischer Korn-Waagen und falsche Qualitätsangaben sollen einige der größten amerikanischen Getreidehandelskonzerne ihre Auslandskunden um etliche Millionen Dollar betrogen haben. Mit Hilfe ihrer Waage-Tricks hatte beispielsweise eine Exportfirma, wie ein Angestellter Bundesfahndern in New Orleans gestand, das Gewicht einer Schiffsladung so stark gefälscht, daß die Papiere schließlich 20 000 Bushel mehr auswiesen, als der Frachter fassen konnte. Noch lukrativer soll die bei einigen Getreidehändlern beliebte Praxis gewesen sein, die Inspektoren, die den Qualitätsgrad des Export-Getreides zu bestimmen haben, durch Bestechung zu einer Überbewertung zu bewegen. Ein Inspektor etwa berichtete, er habe für sein falsches Qualitätsurteil 50 Dollar pro Schiff erhalten. Der Gewinn für eine Handelsfirma aus der Überbewertung einer Ladung kann bis zu 180 000 Dollar betragen. Amerikas Weizen-Exporteure wollen im laufenden Jahr glänzende Geschäfte machen: Die Branche erwartet eine US-Rekordernte und einen Großauftrag der Russen.

Image-Sorgen

Die Hessische Landesbank möchte nicht länger „Helaba" heißen. Unter diesem Kürzel hatte die Bank mit ihrer Milliardenschieflage jahrelang für Schlagzeilen und Krisenmeldungen gesorgt. Das von Verwaltungsratsmitgliedern und Politikern, Kunden und Bankiers benutzte Drei-Silben-Wort soll auf Wunsch der Bank künftig aus dem Sprachgebrauch getilgt und durch das offizielle Kürzel „HLB" ersetzt werden. Begründung der Bank: Die Verwendung von nur einer Abkürzung erleichtere die Öffentlichkeitsarbeit. „Außerdem finden wir, daß Helaba sich phonetisch nicht gut anhört", ließ die Bank in einem Rundschreiben wissen.

Wie bei den Löhnen sind die Deutschen auch in der Freizeit Spitze. Gut 4000 Mark pro Mann geben die Unternehmer nach eigenen Angaben für Ferien und Feiertage aus. Ihre Kollegen aus Frankreich, Italien, England und der Schweiz spendieren nicht einmal Urlaubsgeld.

Wer Schrebers Paradies französisch genießt. Wer sich also seine Gartenlaube entstaubt. Wer dennoch die Gemütlichkeit zum Wohle findet. Wer das Echte liebt – der raucht Gauloises.

Die Echten aus Frankreich. Würzig und unverwechselbar im Tabak. Gauloises 20 Stück DM 2,20.
Gauloises mit Filter in der blauen und in der weißen Packung 20 Stück DM 2,30.

GAULOISES

Die Echten aus Frankreich

GL 504

Portugal: „Otelo hat die Waffen“

Portugals Sozialisten verließen die Koalition mit den Militärs: Die „Bewegung der Streitkräfte“ (MFA) hat im wochenlangen Kampf um die Zeitung „República“ gegen Soares' Sozialisten entschieden und plant, bedrohlicher noch für die Parteien, die Einführung eines Rätesystems – Triumphe für den MFA-Linksaußen General Carvalho.

Beschwörend rief Portugals General-Präsident Francisco da Costa Gomes sein Volk zur Ordnung: „Wir reden zuviel und wir arbeiten zuwenig. Die wirtschaftliche Krise verlangt mehr Arbeit und weniger Worte.“

Zumindest bei den eigenen Militärkollegen blieben die Mahnungen des Oberbefehlshabers ungehört: 18 Stunden lang, bis in die frühen Morgenstunden des vergangenen Mittwoch, redete die Vollversammlung der portugiesischen Streitkräftebewegung MFA über ein Projekt, das schwerlich die ökonomischen Nöte des Landes beheben, aber das neue Portugal sehr wohl in seine bislang schwerste Zerreißprobe stürzen könnte.

Die Mehrheit der 240 Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten im Militärparlament forderte, ein Rätesystem als Basis für eine „Allianz zwischen Volk und MFA“ zu schaffen. Sollte der Plan vom Revolutionsrat, dem obersten Machtgremium der MFA, gebilligt und verfügt werden, dürften die Vorarbeiten der am 25. April gewählten verfassunggebenden Versammlung für eine parlamentarische Demokratie und letztlich auch die politischen Parteien überflüssig werden.

Regierungschef Gonçalves: „Wir reden zuviel . . .

. . . und arbeiten zuwenig“: **Sozialistenchef Soares**

Bereits einen Tag nach dem parteifeindlichen MFA-Beschluß vollzog die Sozialistische Partei Portugals einen Schritt, den sie über Monate hin vermieden hatte, als Portugals Demokratie-Chancen schon nach und nach schwanden: Sie erklärte, als die Militärs den wochenlangen Streit um das Sozialisten-Blatt „República“ gegen die Soares-Partei entschieden, ihren Austritt aus der Regierungskoalition, setzte damit ein Zeichen, nahm sich selbst aber auch die Möglichkeit, weiterhin in der Regierung auf den Gang der Ereignisse Einfluß zu nehmen.

Die von den Militärs anvisierte neue Machtstruktur soll schrittweise den Regierungsapparat ersetzen und unter Führung der MFA eine „direkte Demokratie“ ausüben. Arbeiter- und Nachbarschafts-Komitees sollen gebildet werden, die „Volksversammlungen“ zunächst in jeder Gemeinde, dann auf regionaler Ebene und schließlich eine Nationalversammlung wählen.

Die neuen Massenorganisationen werden nach dem Willen der MFA vor allem Bürgermeister und Distriktsgouverneure stellen, die „Produktionsmittel“ kontrollieren, Versorgung und Preise überwachen und Volksgerichte bilden.

Schon seit den ersten Monaten dieses Jahres hatten MFA-Offiziere dafür plädiert, der Streitkräftebewegung eine zivile Massenbasis zu schaffen, aber sie waren in der Minderheit geblieben. Der plötzliche Entscheid der MFA-Vollversammlung für das Rätesystem ist ein Triumph für jenen Mann, der am lautesten gefordert hatte, „den Parteispitzen ihre Basis abspenstig zu machen“ und sie der MFA zuzuführen: Generalmajor Otelo Saraiva de Carvalho, 38.

Der Chef der Sicherheits- und Ordnungstruppe Copcon und Militärgouverneur des Distrikts Lissabon erweist sich nun mehr denn zuvor als Schlüsselfigur unter den Militärs und einer

der mächtigsten Männer Portugals. Die Gunst des Publikums erwarb Otelo, wie er im Volk genannt wird, schon, als er — damals Major an der Kriegsakademie — den Putsch gegen das Caetano-Regime koordinierte.

Zwar bespöttelten seine Gegner den in Moçambique geborenen Enkel eines bekannten portugiesischen Schauspielers zuweilen wegen seiner Publicityfreudigkeit. Aber spätestens nahmen sie ihn, mitunter sogar als potentiellen Diktator, ernst, seit der Mann mit dem Prätorianerprofil den Befehl über das vor einem Jahr gegründete Copcon (Comando Operacional do Continente) übernahm: die wohl schlagkräftigste Truppe in Portugal.

Sie besteht aus 5000 Mann, vor allem Fallschirmjägern, die aus Einheiten im ganzen Land zusammengezogen wurden, ist ausgerüstet mit Tanks, Panzerwagen, Hubschraubern sowie schweren Waffen und verfügt über einen eigenen Geheimdienst. Mit dieser Streitmacht im Rücken wurde der zum — jüngsten — Brigadegeneral beförderte Carvalho Hauptkontrahent des General-Präsidenten António de Spínola, unter dem er während des Kolonialkriegs in Guinea-Bissau gedient hatte. Noch zur Zeit des Spínola-Sturzes im vergangenen September bezeichnete sich Carvalho als „sozialliberalen Demokraten" und versprach, das Militär würde in die Kasernen zurückkehren, sobald ein Parlament gewählt sei.

„República"-Redaktion, Copcon-Wache
„Faust der Revolution"

Doch je mehr die MFA sich radikalisierte, desto weiter marschierte der ehrgeizige Brigadier auf den äußersten linken Flügel. Seine besondere Sympathie — und angeblich auch die mancher seiner Copcon-Offiziere — gilt heute der ultralinken Revolutionären Partei des Proletariats — Revolutionäre Brigaden (PRP-BR), einer Partei, die von Parteien und Wahlen gar nichts hält. Carvalho verlangte unverblümt, man müsse „das sterile Parteienspiel" beenden, eine „Diktatur des Proletariats" errichten, Arbeiter-, Soldaten- und Matrosen-Räte schaffen und bewaffnete Milizen aufstellen.

Über ein entsprechendes Projekt debattierte die MFA-Vollversammlung erstmals Ende Mai, lehnte es aber ab. Und noch Mitte Juni erteilte der Revolutionsrat nach einem sechs Tage und sechs Nächte dauernden Konklave seinen Ultralinken um Carvalho eine Abfuhr: Er lehnte „die Einführung des Sozialismus auf dem Weg der Gewalt und der Diktatur ab".

„Otelo mag dieses Mal keinen Erfolg im Revolutionsrat haben", kommentierte gleichmütig Carvalho-Freund Manuel Crespo, ein ehemaliger Schweißer der Lisnave-Werft und jetziger Führer der PRP-BR, „aber die Stärke liegt letztlich in den Waffen, und er hat die Waffen." Im Bewußtsein dieser Stärke forderte der General seither die Führung der MFA offen heraus; mit dem Copcon, „der Faust der Revolution", machte er eigene Politik.

Als der Revolutionsrat anordnete, der seit dem 20. Mai ausgesperrten Redaktion der sozialistischen Abendzeitung „República" den Zutritt zum Verlagsgebäude zu verschaffen, ließ Carvalhos Copcon-Truppe zwar die kommunistisch bis linksradikal orientierten Drucker und Setzer durch die Hintertür ein, nicht aber die Redaktion. Und als Premierminister Vasco Gonçalves kürzlich anordnete, der von linken Angestellten besetzte katholische Sender „Rádio Renascença" sollte der Kirche zurückgegeben werden, weigerte sich der Copcon-Chef, die Besatzer zu entfernen. Der Revolutionsrat desavouierte den Premier und ordnete die Verstaatlichung des Senders an.

Der Machtkampf um die politische Zukunft Portugals brach offen aus — nicht mehr allein unter den Parteien oder zwischen Parteien und Militärs, sondern vor allem innerhalb der MFA. Premier-General Gonçalves sah sich einem Zweifrontenangriff gegenüber: Auf der einen Seite warfen ihm die Gemäßigten im Revolutionsrat um Außenminister Melo Antunes seine KP-nahe Position vor, auf der anderen Seite beschossen ihn die parteifeindlichen Ultralinken, die er als „die wahre Gefahr für die portugiesische Revolution" beschimpfte.

Seit dem vorletzten Freitag wucherten in Lissabon Gerüchte über einen bevorstehenden Sturz des Premiers. Tatsächlich sollen die Gemäßigten an diesem Tag und am Wochenende mit anderen Revolutionsratskollegen, darunter Carvalho, die Möglichkeit besprochen haben, Gonçalves abzusetzen. Alarmiert, rief die KP ihre Mitglieder sofort zu „höchster Wachsamkeit" und zur Verteidigung des Premiers auf.

Gonçalves, der sich noch vor kurzem gegen Räte ausgesprochen hatte, überrumpelte das MFA-Plenum mit einer überraschenden Vorwärtsverteidigung: Er forderte es auf, das Räteprojekt schon auf dieser Sitzung vorzeitig zu beschließen. Zwar ist der schließlich verabschiedete Plan weniger radikal als das ursprünglich von Carvalho geforderte System — er sieht keine bewaffneten Milizen vor —, doch der Copcon-Chef akzeptierte. Die Gemäßigten hatten abermals eine Niederlage erlitten, vielleicht die entscheidende. Gonçalves war — wenn er je gefährdet war — gerettet. Portugals KP begrüßte das Projekt „als höchst positiv für den revolutionären Prozeß", und die KP-gelenkte Tageszeitung „Diário de Lisboa" bejubelte diese „revolutionärste Maßnahme seit dem 25. April 1974".

Copcon-Chef Carvalho
„Steriles Parteienspiel beenden"

Seit einiger Zeit bereitet die Partei Alvaro Cunhals sich schon darauf vor, auch in einem Rätesystem präsent zu bleiben. So haben KP-Gewerkschaften in Betrieben bereits eigene Arbeiter-„Komitees zur Verteidigung der Revolution" gegründet, und ein Teil bereits vorhandener Nachbarschafts-Komitees ist von der MDP organisiert worden, die eng mit der KP verbunden ist.

Portugals Sozialisten sahen, noch bevor sie ihren Austritt aus der Regierung erklärten, in dem Räte-Projekt nichts anderes als den Versuch, „in Portugal ein diktatorisches und bürokratisches Regime zu errichten, ähnlich denen in Osteuropa". ◆

„Vom Golan können wir nicht herunter“

Israel-Premier Jizchak Rabin über Krieg und Frieden im Nahen Osten

SPIEGEL: Herr Ministerpräsident, gibt es im Nahen Osten Frieden im Sommer oder Krieg im Herbst?

RABIN: Ihre Alternativen sind nicht realistisch. Selbst ein Interimsabkommen würde nicht das Ende des Krieges bedeuten. Wie Sie wissen, verweigert Ägypten jedes Abkommen, das den Kriegszustand aufhebt. Deshalb wäre eine Interimsregelung längst noch kein Frieden. Falls es aber nicht dazu kommt, wird im Herbst wahrscheinlich in Genf die Gesamtlösung zur Debatte stehen.

SPIEGEL: In den Augen vieler Ihrer Landsleute ist die Bundesrepublik die Führungsmacht in Westeuropa . . .

RABIN: Ja.

SPIEGEL: Suchten Sie deshalb in Bonn Unterstützung für Ihre Politik?

RABIN: Ich bin hierhergekommen, um im direkten persönlichen Kontakt dem Kanzler, den Ministern, Oppositionspolitikern und allen meinen Gesprächspartnern ausführlich Israels Position darzulegen.

SPIEGEL: Und die Deutschen haben nun ein besseres Verständnis?

RABIN: Ich bin nicht von gestern. Ich erwartete keine politische Kurswendung von meinem Besuch.

SPIEGEL: Was erwarten Sie von Europa, von Bonn?

RABIN: Im Augenblick spielt Europa keine aktive Rolle in der Verhandlungspolitik. Das freilich nicht nur, weil Israel das nicht so wünscht, sondern vor allen Dingen, weil Washington seinen eigenen Weg bestimmen will, ohne indes die europäischen Länder, besonders die Bundesrepublik, auszuschließen.

SPIEGEL: Und das ist in Ihrem Sinn?

RABIN: Für mich ist klar, daß derzeit alle die alleinige amerikanische Vermittlerrolle als den besten Weg betrachten. Das heißt natürlich nicht, daß die Bundesrepublik keine aktiven Beziehungen vielerlei Art mit Israel und den arabischen Ländern unterhalten sollte.

SPIEGEL: Es wäre wohl auch unrealistisch, anzunehmen, daß die erdölabhängigen Länder Europas den Entwicklungen im Nahen Osten untätig zuschauen könnten.

RABIN: Das habe ich auch nicht gesagt. Jeder hier hat betont, daß die Bundesrepublik an jedem Arrangement äußerst interessiert sein muß, das Entspannung in den Nahen Osten bringt.

SPIEGEL : Haben Sie einen Fahrplan auf dem Weg zu einem Abkommen?

RABIN: Es gibt keinen.

SPIEGEL: Aber die Dinge drängen.

RABIN: Natürlich. Aber das heißt nicht, daß wir unter Zeitdruck verhandeln müßten. Geduldige Verhandlungen sind nötig bis zu einem Punkt, an dem beide Seiten ja oder sogar nein sagen müssen.

SPIEGEL: Bundeskanzler Schmidt warnte Sie, daß man einen bestimmten Zeitpunkt nicht verpassen darf.

RABIN: Nun, ich weiß wohl, daß hier und in den Vereinigten Staaten viele glauben, jetzt sei eine Gelegenheit gekommen, zum Erfolg zu gelangen.

SPIEGEL: Und dem stimmen Sie nicht zu?

RABIN: Das würde ich nicht sagen. Schon Ägyptens Interesse an einem Interimsabkommen zeigt, daß es Kairo nicht weniger nützlich erscheint als Jerusalem. Aber entscheidend bleibt, in welchem Kontext ein solches Übereinkommen steht.

SPIEGEL: Welche Voraussetzungen halten Sie für unerläßlich?

RABIN: Das Abkommen darf nicht zu weiteren Erpressungen herausfordern. Die arabische Welt darf nicht den Schluß ziehen, daß die ganze Welt — aus Furcht vor einem Ölembargo — Israel bedrängt, sich dem Diktat der Ara-

* Auf Schloß Gymnich mit Henri Zoller und Jürgen Leinemann.

Israelischer Premier Rabin (M.) beim SPIEGEL-Gespräch*, israelische Stellungen auf dem Golan

ber zu beugen, sobald sie mit Krieg drohen. Das ist unsere Hauptsorge.

SPIEGEL: Aber Sie könnten doch einer solchen Erpressungsgefahr vorbeugen — durch politische Initiativen und größere Flexibilität.

RABIN: Israel hat sich schon sehr flexibel gezeigt.

SPIEGEL: Zum Beispiel?

RABIN: Ganz Europa bangt um Öl. Und nun sehen Sie mal Israel. Wir sind bereit, in diesem Interimsabkommen die Ölfelder von Abu Rodeis zu räumen, obwohl sie 60 Prozent unseres Bedarfs decken. Für uns ist jedenfalls Öl nicht der Hauptpunkt. Andererseits können wir nicht auf strategisch bedeutsame Punkte verzichten, die für unsere Verteidigung lebenswichtig sind.

SPIEGEL: Aber Henry Kissinger empfahl Ihnen gerade in dieser Hinsicht, ein kalkuliertes Risiko einzugehen.

RABIN: Wir haben schon genug riskiert.

SPIEGEL: Nun erwarten Sie auch Wagnisse von den Ägyptern. Warum sollten die sich denn darauf einlassen?

RABIN: Sie müssen, wenn sie ein Abkommen wollen.

SPIEGEL: Sie wollen doch bloß ihre eigenen Gebiete zurückerhalten.

RABIN: Wenn sie nur Gebiete, aber keinen Frieden wollen, dann gibt es kein Übereinkommen.

SPIEGEL: Wie stellen Sie sich Israels definitive Grenzen nach einem Abkommen vor?

RABIN: Militärisch zu verteidigende Grenzen sind nun mal die erste Voraussetzung. Denn die gesellschaftlich bedingte Labilität wird in den arabischen Ländern auch nach einem Friedensvertrag nicht sofort verschwinden.

SPIEGEL: Die Grenzen vom 4. Juni 1967 sind Ihrer Ansicht nach nicht zu verteidigen?

RABIN: Genau. Daß so viele internationale Garantien vorgeschlagen werden, ist doch wohl Beweis genug.

SPIEGEL: Wie sollen also die Grenzen verlaufen?

RABIN: Von den syrischen Golan-Höhen können wir nicht herunter. Das heißt aber nicht, daß wir uns an der jetzigen Linie festklammern. Ägypten erhält den größten Teil des Sinai zurück. Doch Scharm el-Scheich, und eine Landverbindung zu diesem Punkt, muß Israel halten. Für das Westufer des Jordan bieten sich verschiedene Optionen an, im Rahmen einer Konföderation zwischen Jordanien und Israel über das Westufer-Gebiet. So können wir zumindest die Einheit Jerusalems als Hauptstadt Israels wahren. Und weiterhin sind offene Grenzen, eine Sicherheitskontrolle und Siedlungsrechte für

Ein Meisterstück klassischer Tabak-Tradition. Benson & Hedges erfüllt dieses hohe Prädikat mit seiner internationalen Tabak-Kollektion. Sie zeichnet sich aus durch volles, kostbares Aroma, außergewöhnlich guten Tabak und einen würzig-weichrauchenden Geschmack. Benson & Hedges wird in drei individuellen Tabak-Mischungen angeboten.

Mellow Mixture – feinfruchtig und vollendet mild. 50 g DM 5,50
Mild Flake – markant fruchtig und aromareich. 50 g DM 7,00
Ready Rubbed – aromig und rauchmild. 50 g DM 6,00

Benson & Hedges.
Seine Qualität ist sein Erfolg, sein Geschmack ist Auszeichnung.

Gastgeber, Besucher Rabin in Bonn: „Die ganze Welt bangt um Öl . . .

Juden in den Gebieten westlich des Jordans wichtig.

SPIEGEL: Hat Ihr Berlin-Besuch Ihre Entschlossenheit gestärkt, Jerusalems Einheit zu wahren?

RABIN: Dessen bedurfte es nicht. Aber es frischte die Erinnerung an die frühere absurde Teilung unserer Hauptstadt auf.

SPIEGEL: Gehen wir mal davon aus, ein Zwischenabkommen käme zustande. Wie lange müßte es dann in Kraft bleiben?

RABIN: Bis es von einem anderen abgelöst wird. Und da muß dann eine endgültige Friedensregelung mit Ägypten sein. Weitere Stufenregelungen kann ich mir nicht mehr vorstellen.

SPIEGEL: Die jetzt erstrebte Zwischenlösung soll wie lange gelten? Zwei, drei, vier Jahre?

RABIN: So lange, bis ein Friedensvertrag vereinbart sein wird.

SPIEGEL: Es gibt für Sie also keine zeitliche Begrenzung der Zwischenlösung?

RABIN: Ich habe Ihnen gesagt, wie lange sie währen soll.

SPIEGEL: Wer soll das Abkommen überwachen und garantieren?

RABIN: Wir glauben nicht an Garantien. Wir wollen, daß die beteiligten Parteien es einhalten, mit gewissen Überwachungsmaßnahmen durch Uno-Polizeikräfte.

SPIEGEL: Auf eine Präsenz der Amerikaner und Russen legen Sie also keinen Wert?

RABIN: Ich hielte eine solche Einschaltung der beiden Großmächte nicht für ratsam.

SPIEGEL: Und was soll mit Syrien geschehen?

RABIN: Die Grundsätze der bilateralen Abmachungen zwischen Israel und Ägypten haben mit Syrien nicht das geringste zu tun. Ein Verstoß dagegen ist unter keinen Umständen zu rechtfertigen. Ohne diese Voraussetzung wird jedes Abkommen sinnlos.

SPIEGEL: Aber was ist nun mit Syrien?

RABIN: Ich glaube nicht, daß mit den Syrern ein ähnliches Zwischenabkommen möglich ist. Die geographische und topographische Situation auf dem Golan läßt, im Gegensatz zum Sinai, keinen Manövrierraum übrig.

SPIEGEL: Dort stehen Sie also schon an der letzten Rückzugslinie?

RABIN: Nein, das habe ich nicht gesagt. Wir bleiben dort bis zum Abschluß eines Friedensvertrages.

SPIEGEL: Die Palästinenser und die PLO werden wohl auf *jede* Vereinbarung mit Terror reagieren, die ihre Interessen nicht berücksichtigt.

RABIN: Schließlich hat niemand verlangt oder vorgeschlagen, daß andere Aspekte des Nahost-Problems in der israelisch-ägyptischen Vereinbarung erwähnt werden müßten. Natürlich habe ich nicht die geringsten Zweifel, daß die Terror-Organisationen das Äußerste versuchen werden, ihre Gewalttaten fortzusetzen. Das Ausmaß des Terrors ist lediglich durch ihre Einsatzfähigkeit beschränkt.

SPIEGEL: Sie meinen indessen, und betonen es bei jeder Gelegenheit, es gelte Geduld zu wahren. Aber rutscht nicht Israel immer mehr in die politische Isolierung?

RABIN: Ja, mag so sein. Während der letzten Jahre, vor und besonders nach dem Jom-Kippur-Krieg unterwarfen sich viele Länder dem Druck der arabischen Erpressung. Der kommunistische Block, die Araber und die meisten afrikanischen Staaten bilden in allen internationalen Gremien eine antiisraelische Mehrheit. Und sie haben dies zu aktiven, aggressiven, politischen Aktionen gegen Israel ausgenützt. In diesem Sinne sind wir bis zu einem gewissen Grad isoliert. Aber das war wohl immer das Schicksal der Juden.

SPIEGEL: Aber gefährdet jetzt die Isolierung nicht den jüdischen Staat?

RABIN: Eine wahre Bedrohung sehe ich nicht, solange die zivilisierten, industrialisierten Länder sich nicht erpressen lassen. Das ist der Kernpunkt. Davon hängt die künftige Entwicklung ab.

SPIEGEL: Doch in der Zwischenzeit werden die arabischen Staaten wirtschaftlich mächtiger, militärisch stärker und technologisch qualifizierter. Arbeitet nicht die Zeit gegen Sie?

RABIN: Der Prophetie sind Grenzen gesteckt. Doch meiner Ansicht nach werden wir auch in Zukunft in der Lage sein, uns im arabisch-israelischen Spannungsfeld selbst zu verteidigen. — Vorausgesetzt, wir erhalten dazu die Mittel.

SPIEGEL: Herr Ministerpräsident, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

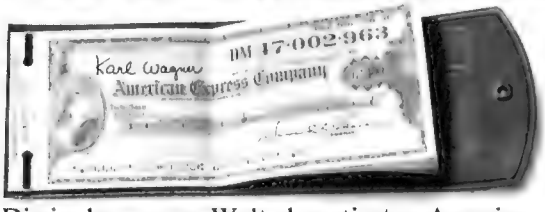
. . . und Israel räumt Ölfelder": **Israelischer Rückzug im Sinai**

Diebe arbeiten feiertags. Das Ersatz-System üblicher Reiseschecks nicht.

American Express International, Inc.

Denn bei üblichen Reiseschecks ist es an Feiertagen, an Wochenenden oder außerhalb normaler Bank-Zeiten unmöglich, Ersatz für verlorene oder gestohlene Reiseschecks zu bekommen.

Nicht so beim American Express DM-Reisescheck!



Die in der ganzen Welt akzeptierten American Express Reiseschecks sind die einzigen, bei denen Ihnen selbst an Wochenenden und Feiertagen geholfen werden kann.

In den meisten großen Reisezentren der Welt helfen Ihnen die Avis-Rent-A-Car-Vertretungen. In den USA wenden Sie sich an ein Holiday Inn. Ein Teil des Verlustes wird Ihnen dann zurückerstattet. Sie bekommen Ersatz-Schecks, die Ihnen bis zur vollen Ersatzleistung – normalerweise am nächsten Werktag – leicht über die Runden helfen. American Express Reiseschecks sind übrigens die einzigen, die Sie in sieben internationalen Währungen kaufen können – D-Mark natürlich eingeschlossen.

Sie benutzen Reiseschecks, um in Ihrem Urlaub sicherzugehen. Bestehen Sie deshalb auf Reiseschecks, die auch wirklich an jedem Urlaubstag sicher sind.

Verlangen Sie bei Ihrer Bank nicht einfach „Reiseschecks" – verlangen Sie American Express DM-Reiseschecks. Ihr Urlaub könnte davon abhängen.

AMERICAN EXPRESS®

American Express DM-Reiseschecks

AE 4/75 TC a

Kollaps im Westen - kommen die Russen?

In der Nato-Stabsübung „Hilex '75" führt die Weltwirtschaftskrise an den Rand des Dritten Weltkriegs

In Chile halten juntafeindliche Arbeiter seit Monaten die Kupferminen besetzt. Afrikanische und asiatische Rohstoffländer haben gegen die westlichen Industriestaaten einen Lieferstopp verhängt. Die Erdölländer wollen ihr schwarzes Gold lieber weiter unter der Wüste lagern lassen, als es für täglich schlechter werdende europäische Währungen abzugeben.

Europas Wirtschaft, seit jeher von den Rohstoffen anderer Kontinente abhängig, steht vor dem Kollaps. Inflation und Stagnation in nicht gekanntem Ausmaß zerstören in wenigen Monaten die komplizierten Wirtschaftsabläufe.

Schon bald können die europäischen Staaten die in Zeiten des Wohlstands eingegangenen sozialen Verpflichtungen nicht mehr einhalten. Die Kassen sind leer. Die Regierungen können das wachsende Heer der Arbeitslosen nicht mehr versorgen. In Italien, in Frankreich und sogar in der Bundesrepublik brechen Unruhen aus. Hungrige Arbeitslose liefern sich blutige Straßenschlachten mit der Polizei. Die demokratischen Staaten des alten Kontinents sind nach außen hin nur noch bedingt abwehrbereit.

Diesen Augenblick nutzt Moskau. Bewegungen der Sowjet-Flotte vor Nordnorwegen und im Mittelmeer sowie Erklärungen der Sowjet-Regierung lassen keinen Zweifel zu, daß Westeuropa sich einem Zangenangriff des Ostens gegenübersieht, daß der Ernstfall also — entgegen allen Wunschbildern der Abschreckungs-Protagonisten — gekommen ist.

Auf solchen Voraussetzungen baut eine Nato-Übung auf, die die Stäbe der Allianz im Dezember vier Wochen lang in den eingebildeten Krieg versetzt. Kodename: „Hilex '75".

Ernstfällen ähnlicher Art sieht sich die Nato in der Regel zweimal pro Jahr gegenüber — in Drehbüchern zu Stabsübungen. Nato-Militärs wollen in ihnen „alle Verfahren, die möglich sind", ablaufen lassen. Ob diese Verfahren schließlich zum Atomkrieg führen, gilt ihnen als zweitrangig. Ein Veteran vieler dieser Verfahrensspiele: „Die Entscheidungen sind gleichgültig."

Worum es geht, erläutern die Militärs gern mit einem historischen Beispiel, das für sie im Zeitalter der Massenvernichtungsmittel ein Alptraum ist: dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs.

Noch am 1. August 1914, am Tag vor der deutschen Mobilmachung, hatte Rußlands Zar Nikolaus seinen deutschen Vetter Kaiser Wilhelm aufgefordert, seine Vermittlungstätigkeit fortzusetzen, um den schon deutlich heraufziehenden Krieg in letzter Minute zu vermeiden. Der Kaiser, obwohl solchen Gesprächen nicht grundsätzlich abgeneigt, konnte nur nach Petersburg zurücktelegraphieren: „Ich kann die Mobilmachung nicht mehr aufhalten."

Seit Bestehen der Nato haben die Stabsoffiziere des westlichen Bündnisses immer wieder versucht, ähnliche Zwangsläufigkeiten in den Entscheidungsprozessen auszuschließen. Die gedachte Entwicklung, die schließlich in der Kriegserklärung mündet, wurde immer wieder und in immer kleinere Abschnitte zerlegt. Absicht dieser Puzzlearbeit: Jede Eskalation soll jederzeit so gering bleiben, daß sie wieder zurückgenommen werden kann.

Unruhen in Italien

So wäre die Entsendung eines amerikanischen Sonderbotschafters in das Krisengebiet — im Falle „Hilex '75" also nach Norwegen — eine Minimalreaktion der Nato. Sollte die andere Seite auf diese Geste nicht mit einer Entspannungsmaßnahme antworten, müßte die Nato deutlicher werden: Sie würde Noten nach Moskau schicken und schließlich in einer Presseerklärung die „Kriegsbereitschaft aller Bündnistruppen" verkünden.

Die Nato übt also Verfahren, in einer gemutmaßten Extremlage den Kriegszustand doch noch zu vermeiden. Parallel dazu muß geübt werden, wie intakt das komplizierte System ist, nach dem die Kampftruppen in Europa verstärkt werden können. Ebenso soll klargestellt werden, wie das Nachrichtensystem zwischen Europa und Amerika funktioniert, wie lang der Übermittlungsweg einer Nachricht ist oder wie verschlungen der Verteilerweg im Hauptquartier.

Geübt und geprüft werden aber auch die Möglichkeiten, die „constraints", also die sich selbst auferlegten Zurückhaltungen, langsam abzubauen, etwa wo Nato-Truppen eine Grenze überschreiten könnten, ohne daß der Warschauer Pakt sofort mit dem Atomschlag antworten wird.

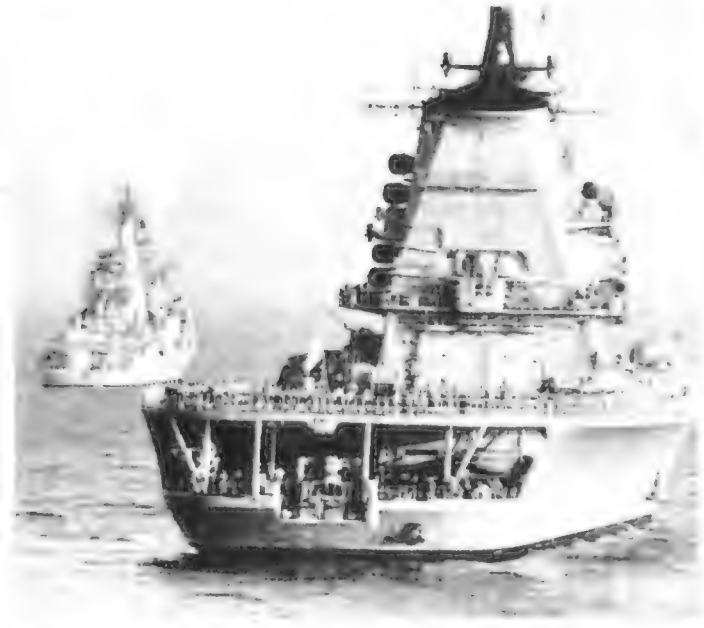
Und letztlich spielen die Militärs die Kriegführung selbst durch. Auf jede Maßnahme des Ostens eine entsprechende Maßnahme, die vielleicht die andere Seite doch noch zum Einlenken

Arbeitslose in Deutschland

bewegt. Auf den Lochkarten der Computer marschieren Divisionen, rollen Panzer, greifen Jagdflugzeuge an. Dann feuern Atomkanonen taktische nukleare Geschosse ab. Schließlich, nichts geht mehr, liefern sich Nato und Warschauer Pakt den strategisch nuklearen Schlagabtausch.

Dennoch versichern hohe Nato-Militärs: „Mit Kriegspielen hat das überhaupt nichts zu tun." Sie bezeichnen auch „Hilex '75" als Stabsübung — ein für die Strategen wichtiger, im Ergebnis aber unbedeutender Etikett-Unter-

DDR-Soldaten



Sowjet-Flotte im Mittelmeer

Positionen der „Hilex"-Übung: Extremlage auf dem Computer

schied: Beim Kriegsspiel werden die Feindbewegungen von der mitspielenden Gegenpartei vollzogen, bei der Stabsübung von der Führung vorgegeben.

Politisch wichtiger als das Etikett — der Feind greift im Kriegsspiel des Entspannungszeitalters mitunter nicht ostwestlich, sondern west-östlich an — ist der Wahrscheinlichkeitswert, den die Führung den gespielten Situationen beimißt. Mit anderen Worten: Ist „Hilex '75" rein theoretisches Gedankentraining oder wurde gerade diese Extremlage und keine andere gewählt, weil ihr Ausgangspunkt — der wirtschaftliche Niedergang des Westens, den Moskau aggressiv nutzt — den Militärs am wenigsten aus der Welt zu sein scheint?

Hohe Beamte des Washingtoner Pentagons rücken die melodramatische „Hilex"-Situation in ein realitätsfesteres Licht: Ein weltweiter Rohstoff-Boykott nach Muster des arabischen Ölstopps von 1973/74 sei schwerlich praktizierbar, ein jäher Zusammenbruch der West-Wirtschaften mit Massenarbeitslosigkeit und inneren Unruhen — wie in „Hilex" vorausgesetzt — daher wenig wahrscheinlich.

Dennoch gehen die Experten um US-Verteidigungsminister Schlesinger davon aus, daß die verteidigungspolitischen Implikationen der westlichen Wirtschaftskrise unabweisbar werden könnten: zwar kein jäher Zusammenbruch, wohl aber ein jahrelanger, wenn nicht gar jahrzehntelanger wirtschaftlicher Niedergang Westeuropas wird einkalkuliert. Immer mehr Staaten der Allianz müßten dann immer stärkere Abstriche an ihren Verteidigungshaushalten machen, mit Abwehrbereitschaft und Abwehrkraft falle auch die Abschreckung gegenüber dem mutmaßlichen Gegner.

Daß dieser Gegner, nämlich Moskau, die von „Hilex '75" — wenn auch unter dramatischeren Voraussetzungen — unterstellte Reaktion zeigen wird, halten Washingtons Strategen für nahezu unzweifelhaft: Wer die Entspannung nicht auf glaubwürdige Abschreckung gründe, „unterminiere" die westliche Zivilisation.

Befragt, ob dieses Negativurteil über den Eigenwert der Entspannung Privatansicht einzelner oder Analyse des Amtes sei, entgegnete ein hoher Pentagon-Beamter: „Es ist die Auffassung des Ministeriums Schlesinger." Kein sowjetisches Politbüro-Mitglied werde es wagen, einem Sowjetmarschall in den Arm zu fallen, der dartun könne, daß eine gewaltsame Bereinigung der Lage in Westeuropa dank des wirtschaftlichen Niedergangs nur geringe militärische Risiken biete.

Das Scenario für „Hilex '75" zeigt — wiederum sehr malerisch —, was dann in der Vorstellung führender Nato-Strategen passieren könnte:

Vor der Küste Norwegens erscheint ein starker sowjetischer Flottenverband. Der Kommandant der Eskadra setzt einen Funkspruch ab. Inhalt: Zwei sowjetische Kriegsschiffe hätten Maschinenschaden. Die Sowjets erbitten zwecks Reparatur Einlauferlaubnis in einen norwegischen Hafen.

Nato-Partner Norwegen erfüllt die Bitte des sowjetischen Befehlshabers. Kaum haben die beiden Schiffe im Hafen von Tromsø angelegt — in der Stadt bewegen sich sowjetische Matrosen —, schickt Moskau eine Note an die Regierung in Oslo. Sie protestiert darin in ungewöhnlich scharfer Form gegen ein Nato-Manöver in Norwegen, „das einer ständigen Anwesenheit ausländischer Truppen auf dem Territorium des norwegischen Königreichs" gleichkomme.

Während die Osloer Regierung noch über den Sinn der sowjetischen Note nachdenkt, geht bei den Nato-Staaten im nördlichen Allianz-Gebiet eine weitere beunruhigende Meldung ein: Sowjetische Grenzsoldaten haben auf Patrouillengängen die nördliche Demarkationslinie zwischen Warschauer Pakt und Nato überschritten.

Nur wenige Tage später kommt es noch schlimmer: Ein starker sowjetischer Flottenverband läuft durch die Dardanellen ins Mittelmeer ein. Noch ehe Nato-Strategen den Zweck dieser Verstärkung der sowjetischen Flottenpräsenz im Mittelmeer interpretiert haben, greift Moskau in einer scharfen Note Ägypten als „Alliierten der Imperialisten" an. Moskau koppelt seinen Angriff mit der Forderung nach vertraglich garantierten Liegeplätzen für seine Mittelmeerflotte.

Zur gleichen Zeit registrieren Abhördienste des Westens, daß sich die übliche Propaganda Moskaus gegen Albanien abrupt verschärft hat. In schrillen Tönen wird das pekingfreundliche Regime in Tirana als „Handlanger der maoistischen Imperialisten" zur sofortigen Rückkehr in den Verbund der von der Sowjet-Union geführten Warschauer Paktstaaten aufgefordert. Nach dem Aufmarsch an der Nato-Nordflanke scheint die Sowjet-Union nun auch an der ohnehin geschwächten südlichen Flanke der westlichen Allianz militärisch tätig zu werden.

Nur in Mitteleuropa, entlang der Grenze zwischen den beiden Teilen Deutschlands, herrscht noch Ruhe. Doch schon haben die Geheimdienste der Nato-Staaten übereinstimmend einen seltsamen Plan der Gegenseite aufgespürt: DDR-Soldaten, deren Gewehrläufe mit Blumen geschmückt sind, sollen die Grenze zur Bundesrepublik überschreiten, „um sich mit der arbeitenden Bevölkerung Westdeutschlands zu verbrüdern", die sich, wie von „Hilex" vorausgesetzt, im Aufstand gegen ihre unfähige Regierung befindet.

Jetzt gibt es für Staaten und Stäbe der Nato keinen Zweifel mehr: Der Ernstfall ist gekommen.

Karl May 1893? Nato 1975! ◆

Durch die Hintertür

Kaum ein Land der Erde findet ein gutes Wort für Indira Gandhi, nur Moskau applaudiert. Für ihre Unterstützung dürften die Sowjets bald zur Kasse bitten.

Tausende Oppositionelle im Kerker, die schärfste Pressezensur der Welt, demokratische Grundrechte weitgehend ausgesetzt — für die Frau, die all das im Handstreich zuwege brachte, um sich an der Macht zu halten, fanden Regierungen wie Zeitungen nahezu aller Länder einhellige Urteile: Indira Gandhi die Machtlüsterne, Blindwütige, die Diktatorin.

Nur von Moskau und seinen Satelliten kam Applaus. Das „wilde Bacchanal" rechter Kräfte, einen wahren „Hexensabbat" der Reaktionäre habe Indiens Herrscherin nachgerade bewunderungswürdig gestoppt, befand die „Literaturnaja gaseta". Und bei Cocktails sprach Moskaus Mann in Delhi, Wiktor Malzew, von einem „wichtigen historischen Ereignis, wichtiger vielleicht als 1947", als Indien unabhängig wurde.

Partner Breschnew, Indira Gandhi: „Vereint können wir mächtig sein"

Wichtig ist es in der Tat, daß Nehrus Tochter sich gewaltsam an der Spitze des 600-Millionen-Staates behauptete — für die Sowjet-Union. Denn Indien ist ein Gegengewicht zu China und Indira Moskaus wichtigster Trumpf im Kampf um Einfluß in Südasien.

Keine Regierung dieser Weltgegend liegt derzeit so fest auf Kreml-Kurs wie Indira Gandhi. Seit ihr die UdSSR 1971 half, über Pakistan zu siegen, will Moskau Gegenleistungen sehen: Indien soll als erste Nation den vor sechs Jahren verkündeten Breschnew-Plan eines kollektiven asiatischen Sicherheitssystems offen unterstützen.

Die Idee reicht offenbar weiter zurück. In seinem Buch „Brezhnev Plan for Asian Security" enthüllte kürzlich der indische Autor Nurani, daß schon 1966, auf der indo-pakistanischen Friedenskonferenz in Taschkent, der sowjetische Vermittler Kossygin dem Pakistani Ajub Khan gegenüber deutlich geworden sei. Der Sowjetführer habe den schnauzbärtigen Diktator vor eine Landkarte bugsiert, mit dem Zeigefinger auf Taschkent getippt und dargetan: „Von hier aus gesehen sind wir alle Teil des asiatischen Kontinents. Vereint können wir mächtig sein."

Moskaus Versuche, den Subkontinent in diese Vereinigung hineinzuziehen, hatten freilich nur in Indien Erfolg — allerdings so sehr, daß die oppositionelle „Illustrated Weekly of India" bereits argwöhnte, der Kommunismus nahe „durch die Hintertür".

Nicht nur in Gewerkschaften, Jugend-, Studenten- und Lehrerorganisationen, in Journalisten- und Schriftstellerverbänden ist die Zahl der Freunde Moskaus beträchtlich. Auch in Indira Gandhis Kabinett und in der regierenden Kongreßpartei halten Moskau-Getreue wie etwa Parteipräsident Dev Kant Baruah die Schlüsselpositionen. Kein Zufall auch, daß der Regierungschefin zu Zeiten, als Indien sich noch demokratisch nannte, Unterstützung stets von seiten des Moskau-Flügels der indischen KP zuteil wurde.

Wichtiges Bindeglied zwischen beiden Ländern sind ferner — mit fünf Millionen Mitgliedern — die 950 indo-sowjetischen Kulturgesellschaften, deren indische Funktionäre von Sowjet-Diplomaten großzügig mit zollfreiem Whisky versorgt werden. Schwerer als derlei Freundschaftsbande wiegt die militärische und wirtschaftliche Abhängigkeit Indiens von Moskau.

Aus der Sowjet-Union hat Indien bislang militärische Ausrüstung im Wert von 2,5 Milliarden Mark erhalten. Die Marine verfügt über U-Boote, Tender, Raketen- und Patrouillenboote sowjetischer Bauart, die Luftwaffe über Kampfflugzeuge vom Typ Suchoi-7 und MiG-21 — letztere werden in Indien nach Anweisung sowjetischer Berater nachgebaut und weiterentwickelt. Die Armee besitzt 150 PT-76-Panzer sowie 1000 T-54 und T-55, die Luftabwehr ist ausgerüstet mit sowjetischen Sam-2-Boden-Luft-Raketen.

Insgesamt 45 000 Inder sind bislang von den Sowjets ausgebildet worden, nicht allein für Verteidigungszwecke. Moskaus Assistenz, auch vor Ort, erstreckt sich auf 70 Projekte, unter anderem in der Stahlindustrie, Kernenergie, Elektrizitätsgewinnung und Landwirtschaft. Indiens Satellit „Arjabhatta", der nach 50 Erdumläufen versagte, war mit einer sowjetischen Rakete gestartet worden. Heute stammen 70 Prozent der Produktion aus der Schwerindustrie, 60 Prozent des Öls und 30 Prozent des Stahls aus Anlagen, die mit Moskaus Hilfe arbeiten.

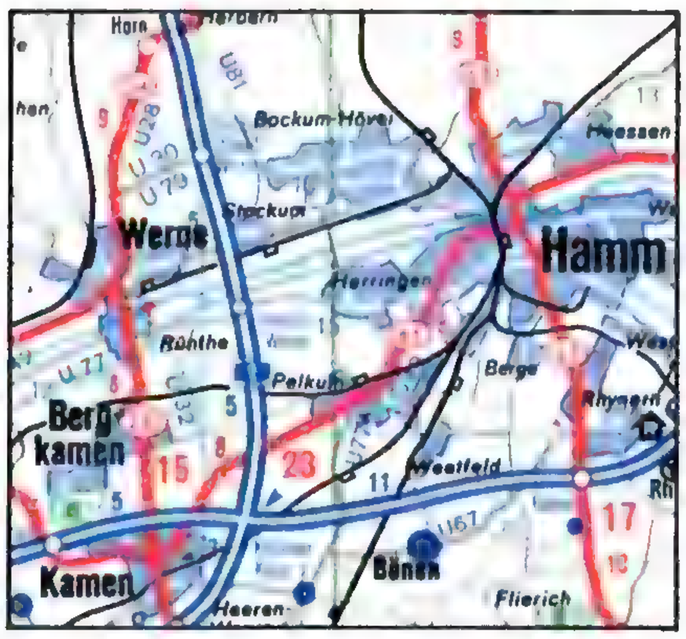
Um Waffenschulden und Kredite abzutragen und die vielfältigen Wünsche der Sowjets zu befriedigen, arbeiten Indiens Industrie, Handwerk und Heimarbeiterschaft auf vollen Touren. Jährlich empfangen die Sowjets Wolle und Baumwolle im Wert von 100 Millionen Mark, Schuhe für 22 Millionen, Mangosaft für drei Millionen. Auf der sowjetischen Wunschliste für die Zukunft stehen ferner Eisenbahnwaggons und Tonbänder, Schminke und Nähmaschinen, Autoreifen, Chirurgenbestecke und Brillengestelle aus Plastik.

Die — nun ausgeschaltete — Opposition hatte gegen den sowjetischen Einfluß protestiert, sogar in den Reihen von Indiras Partei war Unbehagen aufgekommen. So nannte noch wenige Wochen vor der Ausrufung des Notstandes ein Pamphlet des Abgeordneten der Kongreßpartei Radscharam Schastri die KP-Hilfe eine Aktion, „die Kongreßpartei in einen Verband von Trittbrettfahrern umzuwandeln".

Schastris Sorge, Moskaus Einfluß sei übermächtig geworden, weist Indira Gandhi als „Phantasieprodukte" westlicher Hirne zurück. Sie hält sich offenbar für stark genug, in der Moskauer Umarmung bei Puste zu bleiben, sich ihr sogar entwinden zu können.

Denn Moskaus allasiatischem Sicherheitssystem konnte sie noch keinen Geschmack abgewinnen. Es sieht die Unverletzbarkeit der Grenzen aller Partner vor — ein Grundsatz, den Indira nicht schätzt: Nachdem sie im Mai den Himalaja-Staat Sikkim unwidersprochen annektiert hat, ist ihr Appetit eher noch gewachsen. ◆

Wie Sie hier möglichst schnell wieder herauskommen, steht in den Aral-Straßenkarten. Unter U.



Wenn die Schlange zeitweise nur noch im Schritt vorankommt, hilft Ihnen unser blaues U. Es sagt Ihnen auch zwischen den Verkehrsmeldungen, welche Umleitungsstrecke Ihnen weiterhilft. Das ist nur ein Beispiel dafür, was wir unter besserer Orientierung verstehen.

Ein anderes ist unser Maßstab von 1:400.000 bei den Gebietskarten Deutschland, der 25% größer und damit übersichtlicher ist als die übliche Größe von 1:500.000.

Im Aral-Kartensatz finden Sie die Durchfahrtspläne von 107 Städten, ein Vielfaches von dem, was andere Touristik-Unterlagen bieten.

Die meistgekauften Straßenkarten.
Von Deutschlands Autopartner Nr. 1

ARAL

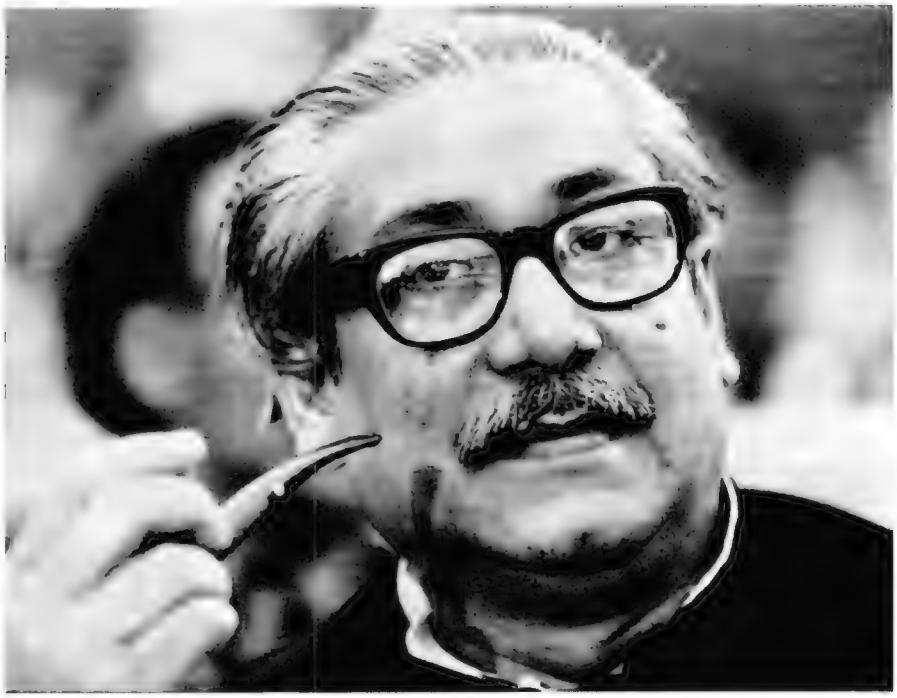
Straßenkartensatz mit 14 Einzelkarten (7 Gebietskarten BR Deutschland; Übersichtskarten BR Deutschland/DDR; Belgien/Luxemburg; Niederlande; Österreich; Schweiz; Italien und Europa), Ortsregister (28.670 Ortsnamen) und weitere Informationen. Kompletter Satz mit Tasche 22,– DM, an Aral-Tankstellen und im Buchhandel.

T 1/5

„Die ganze Nation steht hinter mir“

SPIEGEL-Interview mit dem Staatschef von Bangladesch, Mujibur Rahman

Indira Gandhi bescherte Indien die Diktatur, Nachbar Bangladesch hat sie seit Januar — ohne daß sie dem Land geholfen hätte: 75 Millionen Einwohner leben dort auf der doppelten Fläche Bayerns. Hungersnöte, Arbeitslosigkeit und Korruption haben das Land in ein Chaos gestürzt, das der Staatschef indessen nicht wahrhaben will.



Staatschef Mujibur Rahman: „Mit unserem Geld wurde Kalkutta gebaut“

SPIEGEL: Herr Präsident, über drei Jahre nach seiner Befreiung kämpft Bangladesch ums schiere Überleben. Die Weltpresse ist voll düsterer Berichte über Armut unvorstellbaren Ausmaßes und eine Gesellschaft, die sich der Selbstausrottung nähert. Sehen Sie noch Hoffnung für Ihr Land?

MUJIBUR RAHMAN: Wer sagt, Bangladesch sei am Ende, ist verrückt. Ich sage: Bangladesch wird bestehen und wird in Ehre und Würde bestehen. Ich finde es traurig, wenn jemand über die Armut unseres Landes spottet und über die Armut anderer Länder, die wie wir Opfer kolonialistischer Ausbeutung waren. Denn *sie* ist die Ursache unserer Armut.

SPIEGEL: Glauben Sie wirklich, daß alle Ihre Probleme auf der kolonialistischen Ausbeutung beruhen?

MUJIBUR RAHMAN: Wer sagt, daß es in meinem Land nur geringen oder gar keinen Fortschritt gibt, der vergißt, wie traurig unser Schicksal als Kolonie zunächst der Briten und dann der Pakistanis tatsächlich war. Mit unserem Geld wurden unter der britischen Herrschaft Kalkutta und Dundee gebaut . . .

SPIEGEL: Dundee?

MUJIBUR RAHMAN: Ja. Dundee in Schottland. Und unter der pakistanischen Herrschaft kamen noch Karatschi und Islamabad hinzu. Die ganze Industrie lag in Pakistan, wir waren der Markt, aus dem sie entnommen haben, was sie brauchten.

SPIEGEL: Suchen Sie jetzt nicht Alibis? Briten- und Pakistani-Herrschaft gehören der Vergangenheit an. Inzwischen haben Sie aus dem Ausland Milliarden Dollar Hilfe bekommen.

MUJIBUR RAHMAN: Vergessen Sie nicht: Die pakistanische Besatzungsarmee hat hier Werte in Höhe von 1,2 Milliarden Dollar zerstört. 296 Eisenbahn- und ebenso viele Straßenbrücken wurden beschädigt, Straßen und andere Verbindungswege unterbrochen, Fabriken vorsätzlich zerstört. Zehn Millionen Menschen suchten vor dem pakistanischen Terror zunächst Schutz im rettenden Indien, nach dem Krieg aber kamen sie zurück, wir mußten sie integrieren. Ich mußte eine völlig neue Verwaltung, die gesamte Infrastruktur aufbauen — aus dem Nichts. Wir hatten keine Verteidigungsstreitkräfte, kein Außenministerium, keine Plan-Kommission, keine Leute, die was von Import/Export verstanden. All dies mußte in drei Jahren geschaffen werden. Und wenn dann jemand klagt, der Fortschritt sei nur klein, sage ich: Dieser Fortschritt ist angesichts der Umstände ganz abnorm oder doch außerordentlich.

SPIEGEL: Aber es war doch schon einige Zeit *nach* dem Krieg, als die Meldungen über den Hungertod in Ihrem Land das Gewissen der Welt schockten. 150 000 Menschen sollen in wenigen Monaten verhungert sein, nach anderen Berichten gar 300 000. Wie hoch geht Ihre Schätzung?

MUJIBUR RAHMAN: Die Hungersnot forderte etwa 27 000 Menschenleben, meine Regierung hat das freimütig zugegeben. Aber wir haben den Hunger erfolgreich bekämpft, etwa indem wir Garküchen für die betroffene Bevölkerung einrichteten. Jedenfalls habe ich die Hoffnung, daß mein Volk, das hart arbeitet und opferbereit ist, die gegenwärtige Not überwinden wird.

SPIEGEL: Sie haben ein fruchtbares Land, das einzig in Asien ist, und Sie haben reichlich Wasser. Wie kommt es, daß Sie trotz dieser Vorzüge Ihre Menschen nicht ernähren können? Zwischen den verfügbaren und den benötigten Lebensmitteln klafft heute schon ein Loch von 25 Prozent.

MUJIBUR RAHMAN: Früher betrug dieses Loch 3,3 Millionen Tonnen. Jetzt, nach drei Jahren, ist es auf zwei Millionen oder weniger geschrumpft. Wenn wir, mit dem nötigen Einsatz, die Restproduktion verdoppeln — und das ist nachweisbar möglich —, können wir uns mit Lebensmitteln selbst versorgen.

SPIEGEL: Selbstversorgen — ist das nun nicht wirklich zu optimistisch?

MUJIBUR RAHMAN: Mein Optimismus beruht auf der Tatsache, daß mein Land enorme natürliche Vorräte und Vorzüge hat, auf denen der künftige Wohlstand sich gründen kann und wird. Wir haben zum Beispiel Land. Die Japaner erzeugen auf der gleichen Anbaufläche dreimal mehr Reis als wir — obschon die natürliche Fruchtbarkeit unseres Bodens größer ist als die des japanischen.

SPIEGEL: Sie glauben also ernsthaft, daß Sie sich selbst versorgen könnten?

MUJIBUR RAHMAN: Ganz sicher kann ich das, wenn ich sehe, was wir in drei Jahren schon erreicht haben.

SPIEGEL: Und Sie fürchten gar nicht, daß die phantastische Bevölkerungs-Explosion in Bangladesch alle Ihre Anstrengungen zunichte machen könnte? Sie haben jetzt schon 75 Millionen Menschen und eine unglaubliche Geburtenzahl von sieben Kindern pro Minute. Macht Ihnen diese Explosion nicht Angst?

Abenteuer Frische

SIR »irisch moos«

7413

SIR
AFTER SHAVE LOTION
NACH JEDER RASUR

SIR
AFTER SHAVE LOTION

SIR
»irisch moos«

SIR
»irisch moos«

Ausgesprochen männlich

Eau de Cologne · After Shave Lotion · Pre Shave Lotion · Herrenseife · Rasierschaum · Deodorant Spray

MUJIBUR RAHMAN: Gewiß, manche glauben gar, daß wir in 20 Jahren an der Übervölkerung zugrunde gehen werden. Nehmen Sie aber nur mal die Holländer, wie die dem Meer mit Entschlossenheit Land abgewonnen haben! Und wir sind sogar noch besser dran: 25 000 Quadratkilometer haben wir schon trockengelegt und so dazugewonnen.

SPIEGEL: Da aber die Bevölkerungs-Explosion nun mal Ihr wichtigstes Problem ist — warum haben Sie der Geburtenkontrolle nicht höchste Priorität gegeben?

MUJIBUR RAHMAN: Die Geburtenzahl in meinem Land *ist* furchterregend. Aber es war einfach nicht möglich, das Problem von Anfang an anzupacken, weil ich weder die Verwaltung noch das Personal, noch die Einrichtungen für eine Geburtenkontrolle hatte.

SPIEGEL: Glauben Sie denn, daß sich das ändern wird? Schließlich hat, von China und Japan abgesehen, noch kein übervölkertes Land eine wirkungsvolle Geburtenkontrolle zustande gebracht.

MUJIBUR RAHMAN: Ich habe die nötige Organisation jetzt geschaffen. In jedem Polizeiposten auf dem flachen Land wird eine Familienplanungsstelle eingerichtet. Außerdem werden wir in jedem der 65 000 Dörfer Bangladeschs ein Gesundheitszentrum gründen, das gleichfalls eine Familienplanungsstelle umfassen soll.

SPIEGEL: Nur — wann wird das Ergebnis fühlbar werden? Das ist doch nicht allein eine Frage der Organisation, sondern auch der Bereitschaft der Menschen, sie anzunehmen.

MUJIBUR RAHMAN: In dieser Hinsicht hat mich etwas ganz besonders ermutigt: Als ich am 26. März auf einer Massenkundgebung die riesige Menschenmenge fragte, ob alle bereit seien, ihre Familien kleiner zu halten, antworteten sie wie ein Mann „ja". Das war in der Vergangenheit keinesfalls so. Weil die Menschen mir vertrauen, unterstützen sie mich offenbar auch ohne Einschränkung.

SPIEGEL: Und es gibt so gar keinen Widerstand konservativer und orthodoxer Kreise, nicht mal auf dem Land?

MUJIBUR RAHMAN: Es gibt gegen die Familienplanung keinen Widerstand, nicht einmal auf dem Land — und das betrachte ich als einen sehr großen Sieg. Alles, was wir jetzt brauchen, um unser Programm zum Erfolg zu führen, sind Geburtenkontroll-Helfer und eine noch weiter gestreute und effizientere Organisation.

Slum in Bangladesch: „Die Geburtenzahl ist furchterregend"

SPIEGEL: Die Welt steht aber unter dem Eindruck, daß Bangladesch ein Faß ohne Boden ist: Die Industrieproduktion liegt 30 Prozent unter ihrer nominellen Leistungskraft, das Pro-Kopf-Einkommen der Bevölkerung ist mit 70 Dollar im Jahr eines der niedrigsten Asiens, die Inflationsrate mit 45 Prozent eine der höchsten der Welt, 30 Prozent der arbeitsfähigen Bevölkerung sind arbeitslos. Ist das nicht eine wahrhaft verzweifelte Wirtschaftslage?

MUJIBUR RAHMAN: Tatsächlich behaupten einige Leute, die Industrie in meinem Land stagniere. Aber das ist einfach nicht wahr. Meine Tee-Produktion hat frühere Rekorde gebrochen. Während wir früher Zucker einführen mußten, werden wir in Kürze welchen ausführen. Während wir Textilien im Ausland kaufen mußten, können wir uns jetzt schon nahezu selbst versorgen und hoffen, bald welche auszuführen. Meine Jute hat unendliche Möglichkeiten.

SPIEGEL: Theoretisch vielleicht. Aber Ihr Volk neigt zu Lethargie.

MUJIBUR RAHMAN: Mein Volk arbeitet und regt sich. Die Menschen in den Fabriken arbeiten und die Bauern auf den Feldern. Sie können das sehen, wenn Sie durch mein Land fahren. Manche Länder der unterentwickelten Welt sind elend und ohne Hoffnung, aber Bangladesch gehört nicht zu ihnen. Ich bin zuversichtlich — im Gegensatz zu allem, was manche Menschen denken oder sagen.

SPIEGEL: Allgemein wird behauptet, daß kein Land der Welt ein solches Niveau an Korruption erreicht hat wie Bangladesch und daß all die Not eher durch korrupte Praktiken als durch natürliche Nachteile entstanden sei. Was sagen Sie dazu?

MUJIBUR RAHMAN: Das ist übelste Propaganda. Wer von weit verbreiteter Korruption in meinem Land spricht, tut das nur, um meine Nation schlecht zu machen. Ich leugne nicht, daß es in Bangladesch ein wenig Korruption gibt, wie im Rest der Welt. Aber wir sind zufrieden, denn anderswo sind schon große Leute wegen Korruption gefaßt worden. In Bangladesch hingegen gibt es sie nur auf den niedrigeren Stufen der Gesellschaft.

SPIEGEL: Warum ist dann Korruption eines der Hauptthemen Ihrer Reden?

MUJIBUR RAHMAN: Meine Herren, ich versichere Ihnen, meine höheren Beamten in der Verwaltung sind, anders als die in den entwickelten Ländern — *nicht* korrupt.

SPIEGEL: Ihre persönliche Integrität ist in- und außerhalb von Bangladesch unbestritten. Aber die Menge korrupter Leute, mit denen Sie sich umgeben, könnte auch Ihre eigene Stellung schwächen. Warum haben Sie nicht energischer gehandelt und stärker ausgesäubert?

MUJIBUR RAHMAN: Wenn von korrupten Leuten in meiner Umgebung gesprochen wird — auch das geschieht aus politischen Gründen. Wenn ich auch nur einen Hinweis auf Korruption bekomme, springe ich dem Schuldigen an die Kehle und mache ihn fertig.

SPIEGEL: Ein Politiker kann politische Gründe haben, gegen Korruption nicht zu hart einzuschreiten.

MUJIBUR RAHMAN: Ich hänge von niemandem ab außer von meinem Volk, das mich wie *ein* Mann unterstützt. Deshalb habe ich auch keinen politischen Grund, korrupte Menschen zu schützen. Ich brauche die Unterstützung korrupter Menschen nicht, denn ich habe die Unterstützung der ganzen Nation.

CHILE-KRISE

Rezept aus Chicago

Bei einer Inflationsrate von über 400 Prozent reichen die Einkommen vieler Chilenen nicht einmal mehr für den Lebensmitteleinkauf. Durch ein rigoroses Sparprogramm verschärft die Regierung die Not.

„Lerne leben", empfiehlt eine Komödie im „Petit Rex", einem kleinen Theater in Santiago, „ohne zu essen."

Das Bühnenstück, das einen Trick für erfolgreiche Null-Diät verrät, offenbart chilenischen Sinn für makabre Späße. Denn nach fast zwei Jahren Militärdiktatur in Chile herrscht in vielen Familien blanke Not, wird die wirtschaftliche Vorsorge in einem wachsenden Teil der Bevölkerung allein auf den Kampf ums Überleben reduziert.

Dabei war es der Militär-Junta durch Freigabe der Erzeugerpreise gelungen, die Agrarproduktion im vergangenen Jahr um rund zehn Prozent zu steigern. Um die schrumpfenden Devisenreserven zu schonen, senkte die Regierung jedoch die Nahrungsmittel-Importe noch stärker, als das inländische Angebot zugenommen hatte.

Sprunghaft gestiegene Lebensmittelpreise und gedrosselte Löhne drückten die Kaufkraft chilenischer Arbeiter in vielen Fällen auf oder unter das Existenz-Minimum herab. So büßten die Bauarbeiter im ersten Jahr unter dem neuen Regime 42 Prozent ihres Reallohns ein. Staatsangestellte mit Mindestlohn hatten sogar eine Halbierung ihres Lebensstandards hinzunehmen.

Selbst das Realeinkommen von Büroangestellten in der privaten Wirtschaft, die einen großen Teil der chilenischen Mittelklasse bilden, sackte inzwischen so stark ab, daß nach Angaben des Angestelltenverbandes ein Gehaltsempfänger mit zwei Kindern im Schnitt 20 bis 25 Prozent seines Salärs allein für den Brot- und Milchbedarf seiner Familie aufwenden muß.

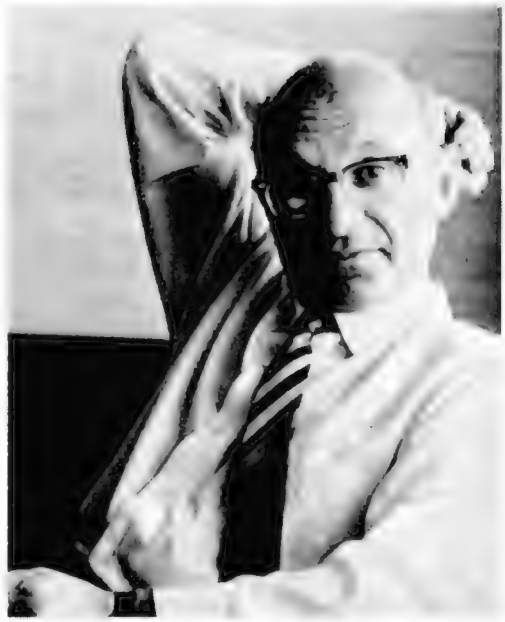
„Die Krise", stellte Verbands-Präsident Federico Mujica fest, „ist genauso schlimm oder schlimmer als die Depression der dreißiger Jahre oder die Krise, die Chile nach dem Zweiten Weltkrieg traf."

Haben schon die Beschäftigten unter der Nahrungsmittel-Teuerung zu leiden, so ist die Lage für das wachsende Heer der Arbeitslosen katastrophal. Bettelnde Kinder, ansteigende Kriminalität und Prostitution zeigen den verschärften Existenzkampf der ärmsten Schichten an.

Lehrer berichten von Schülern, die während des Unterrichts vor Hunger ohnmächtig werden. Denn das Essen-Angebot der staatlich subventionierten Schulküchen reicht nicht aus, um alle Kinder ausreichend zu ernähren. „Man hat den allgemeinen Eindruck", beobachtete die konservative Tageszeitung „El Mercurio", „daß die Unterernährung, vor allem in Slum-Gebieten, erheblich zunimmt, was sich in offiziellen Zahlen nicht widerspiegelt."

Nur allzu deutlich schlägt sich in den amtlichen Statistiken dagegen die mit einer Jahresrate von 427,4 Prozent galoppierende Inflation des Landes nieder. Den von den Vorgängern ererbten Geldwertschwund haben die mehr auf internationales Renommee als auf sozialpolitische Erfolge erpichten Militärherrscher denn auch trotz Hunger und Arbeitslosigkeit in breiten Bevölkerungsschichten zum wichtigsten ökonomischen Feind erklärt.

So setzte Finanzminister Jorge Cauas, dem Staatschef Augusto Pinochet im April das Kommando im Kampf gegen die Inflation übertragen hatte, in den vergangenen beiden Monaten ohne jede Rücksicht auf schwere soziale Nebenfolgen ein rigoroses Stabilitätsprogramm in Kraft. Er verordnete allen Behörden, Staatsgesellschaften und Universitäten drastische Sparmaßnahmen (beispielsweise einen Investitions- und Einstellungs-Stopp bis zum Jahresende), durch die Chiles Staatsausgaben um 15 bis 25 Prozent gekürzt werden sollen. Darüber hinaus hob er die Einkommen- und Luxussteuern an und verknappte die Kreditzufuhr für die private Wirtschaft.



Wirtschaftsberater Friedman
Schock-Behandlung empfohlen

Diese „Schock-Behandlung" hatte der amerikanische Wirtschaftstheoretiker Milton Friedman von der Universität Chicago empfohlen, zu dessen Schülern Cauas und etliche seiner Mitstreiter in Santiagos Ministerien zählen. Noch während der jüngsten Kabinetts-Umbildung im April war der konservative Wirtschaftsprofessor zu seinen Anhängern nach Santiago geeilt, um ihnen sein wirtschaftspolitisches Credo einzutrichtern, daß eine inflatorische Wirtschaft nur durch eine stark gedrosselte Geldversorgung und verringerte Staatsausgaben gerettet werden kann.

Nun ist die Friedman-Therapie zur Inflationsbekämpfung zwar theoretisch schlüssig und in Boom-Phasen auch durchaus praktikabel. In einem Land wie Chile aber, in dem gegenwärtig steigende Preise mit sinkender Produktion gekoppelt sind, wird der ohnehin stotternde Konjunktur-Motor durch die Vollbremsung abgewürgt.

Trotz niedriger Löhne und staatlich erzwungenen Arbeitsfriedens sind denn auch die chilenischen Unternehmer nicht recht glücklich. Wegen mangelnder Nachfrage bleiben sie auf ihren Produkten sitzen.

Durch Entlassung von Arbeitnehmern (gegenwärtige statistische Ar-

Staatschef Pinochet: Die Ärmsten kämpfen ums Überleben

Daß Frankfurt zu Europas Lieblings-Umsteige avanciert, liegt nicht nur an den 272 Lufthansa-Flügen täglich. Sondern auch an Richard Merdan und seiner Crew.

Richard Merdan, Lufthansa-Stationsleiter Frankfurt:
„Wir sind 722 Lufthanseaten im Flughafen Frankfurt. Wir sorgen dafür, daß Sie Ihre Bordkarte an jedem Lufthansa-Schalter bekommen. Egal, wohin Sie fliegen. Wir halten mit nur 45 Minuten den Rekord bei den Umsteigezeiten. Und wir versprechen Ihnen daher, daß Umsteigen in Frankfurt schneller geht als in jedem großen Flughafen der Welt."

Flugscheine erhalten Sie in über 700 IATA-Reisebüros mit Lufthansa-Agentur.

Lufthansa

LH 21/75

beitslosigkeit: über zwölf Prozent) verringern sie die zuvor schon unzureichende Massenkaufkraft noch und schwächen so ihre Absatzmärkte. Vor dem Bankrott stehende Unternehmen, die von ihren Eigentümern zum Verkauf angeboten werden, sind daher gegenwärtig das einzige, was in Chile wirklich billig zu haben ist.

Selbst ein so erbitterter Allende-Gegner und entschiedener Befürworter des Staatsstreichs wie Pablo Rodríguez Grez, Führer der faschistischen Bewegung „Patria y Libertad", griff das neue Wirtschaftsprogramm der Regierung als gefährlichen Irrweg an. Noch viel schlimmer als die chilenische Inflation, erkannte der Ultra-Rechte, seien Hunger und Arbeitslosigkeit.

USA

Alter Ruhm

1976 werden die USA 200 Jahre alt. Gefeiert wird jetzt schon — auf allen Ebenen.

In Pittsfield, Maine, werden am 26. Juli 600 Eier in eine Riesenpfanne geschlagen. Im Gefängnis von Michigan City schnitzen Gefangene patriotische Schachfiguren. In Miami wurden 1000 Einwanderer in einer Massenzeremonie zu US-Bürgern gesalbt, in Burbank, Kalifornien, alle Hydranten per Bemalung zu strammen kleinen Revolutionssoldaten gemacht. Und in Wooster, Ohio, bepinselte ein Ronald Douglas den Boden seines Schwimmbads mit „Old Glory", der amerikanischen Flagge.

Am 4. Juli 1976 werden die Vereinigten Staaten 200 Jahre alt, aber schon jetzt läuft ein Riesenrummel für das „Bicentennial", an dem sich wahrscheinlich 25 Millionen Amerikaner, mehr als ein Zehntel der Bevölkerung, aktiv beteiligen. „Überrascht, wie sehr sich die Leute engagieren", war der Geschichtsprofessor John Higham von der John-Hopkins-Universität. Er diagnostizierte ein „ungeheures Reservoir an Begeisterungsfähigkeit" bei seinen Mitbürgern.

4800 Gemeinden machen bei der Geburtstagsparty mit, die, wenn sie nächstes Jahr zu Ende geht, 500 Millionen Dollar gekostet haben wird. Rund 6000 Projekte führt das „Offizielle Register der Bicentennial-Aktivitäten" auf, darunter „die Verbesserung des Schienenstrangs zwischen Boston und Washington", eine „Rosenturnier-Parade", eine „Zweihundertjahrfeier-Flotte" und das „Pflanzen von einer Million junger Bäumchen im Bundesstaat Utah". 1000 neue Projekte wurden allein in der ersten Juli-Woche bei der „American Revolution Bicentennial Administration" (ARBA) registriert, die die allamerikanischen Festlichkeiten in Washington koordinieren soll.

Von Osten her rollt der Freiheitszug über Land, ein Museum auf Schienen, das in blauweißrot bemalten Waggons amerikanische Memorabilia zeigt, etwa das Drehbuch für „Vom Winde verweht", gegen ein Eintrittsgeld von zwei Dollar. Aus westlicher Richtung machte sich ein Pferdewagen-Treck auf, der die Erfahrungen der Siedler

Bemalter Hydrant
Strammer kleiner Soldat

bei der Eroberung des Westens in umgekehrter Richtung nachschöpfen soll.

Im Feierjahr, das offiziell vom 1. März 1975 bis zum 31. Dezember 1976 dauert, können sich Amerikaner auf der Matratze „Federalist" erholen, die ein Bundesadler, umgeben von den Sternen der dreizehn Gründerstaaten, ziert. Ähnlich patriotische Motive finden sich auf Eiszerkleinerern, Tapeten, Bettwäsche, Handtüchern und Geschirr. Es gibt sogar Plastiktüten mit der Unabhängigkeitserklärung darauf.

Auch die Kultur nahm Aufschwung: Hunderte von Büchern wurden im Zusammenhang mit den Feierlichkeiten geschrieben, so ein Washington-Führer der Watergate-Reporter Bob Woodward und Carl Bernstein, eine Geschichte der Freiheitsstatue, die die Größe der Figur aus dem Mutterkomplex des Künstlers erklärt, oder zahllose patriotische Liederbücher und Kalender. Eigens für den Anlaß komponierte Musik wird im Lauf des nächsten Jahres uraufgeführt, so die „Bicentennial Ballads" von Morton Gould.

Überall im Land und mit der Begeisterung von Schulkindern spielen Amerikaner in kolonialer Verkleidung ihre eigene Geschichte nach. In Smithtown, Long Island, trafen sich kostümierte Bürger zu einer Stadtversammlung, auf der das Protokoll einer Sitzung des gleichen Gremiums von vor zwei Jahrhunderten verlesen wurde. Ein Tagesordnungspunkt von damals beschäftigt sie noch heute: die herumlungernden Schweine auf dem städtischen Rasen. In Philadelphia trat erneut der „Kontinentalkongreß" zusammen, auf dem im Oktober 1774 die amerikanischen Kolonisten ihre Beschwerden gegen die englische Krone formuliert hatten. Nachahmer des historischen Boten Paul Revere machten sich am 19. April dieses Jahres zu Pferde auf, um die Bewohner davon zu informieren, daß die Briten kommen.

Oft genug wird dabei Geschichte verfälscht, gediehen Niederlagen zu Siegen. So waren bei der Schlacht von White Plains am 28. Oktober 1776 die amerikanischen Truppen nur mit Glück einer Niederlage entgangen. Doch der Vorsitzende der „Bicentennial Commission" von White Plains, Stephen Holden jr., verordnete: „Die Pläne des britischen Generals wurden durch die Schlacht zunichte gemacht, und wenn man seine Pläne nicht ausführen kann, hat man verloren."

Dem monumentalen Kostümfest fehlt, so die „New York Times", jede Idee, „ein vereinigendes Moment, an

Nachgespielte Schlacht: „200 Jahre lang erschossen und eingesperrt"

dem sich das ganze Land beteiligen kann". Liberale wie Konservative befürchten, daß vertan werden könnte, was Präsident Ford als „Chance unseres Lebens, das amerikanische Erbe zu erneuern", bezeichnet hatte. Zahllose Gruppen machen sich gegenseitig den Anspruch streitig, Nachfahren der Revolutionäre von 1776 zu sein. Eine Gruppe weißer Eltern wehrt sich in Boston unter dem Namen Roar („Restore Our Alienated Rights") gegen die rassische Schulintegration und vergleicht den Richter, der sie anordnete, mit dem Britenkönig Georg. Für eine linke Gruppe „People's Bicentennial" dagegen muß Georg für die „massive Macht" der Konzerne herhalten.

Etliche Amerikaner wiederum mögen sich überhaupt nicht mit dem Jubeljahr identifizieren. Bunny Woods, Yakima-Indianerin aus Los Angeles: „Warum feiern, daß wir 200 Jahre lang erschossen, getötet und in Reservate gesperrt worden sind?"

VERBRECHEN

Sein Hemd verlieren

Angelsächsische Ökonomen untersuchten, ob sich Verbrechen bezahlt machen.

Die Wirtschaftstheoretiker entdeckten keine entscheidenden Unterschiede. Ob jemand als ehrbarer Kaufmann oder professioneller Einbrecher zu Geld zu kommen versucht — für Professor Dennis Lees und Dozent Brian Chiplin von der Universität Nottingham (England) sind „die Gewinne aus einer erfolgreichen kriminellen Aktivität etwa die gleichen wie jene, die aus legalem Handel stammen".

Auch bei den Strafen im Falle des Mißerfolges machten die beiden britischen Betriebswirte nur „graduelle" Differenzen zwischen den zwei Gruppen aus. „Der gewöhnliche Geschäftsmann kann sein Hemd verlieren", so Lees und Chiplin in der Ökonomie-Zeitschrift „Lloyds Bank Review", „der Verbrecher kann darüber hinaus seine Freiheit verlieren und was immer er an sozialem Status haben mag."

Gefängnis und gesellschaftliche Schande aber sind letztlich auch nur „Gefahren wie jene des alltäglichen Geschäfts, auf die Unternehmer, die Pleite machen, nicht selten vorbereitet sind" (Lees und Chiplin).

In ihrem Vergleich von Gewinnchancen und Verlustrisiken legalen und kriminellen Erwerbsstrebens kamen die beiden Wissenschaftler zu dem Schluß, daß „die Entscheidung, Verbrechen zu begehen, mit den gleichen Methoden analysiert werden kann, wie sie der Ökonom in jeder anderen Wahlsituation anwendet" — daß also kriminelles Verhalten, zumindest zum Teil, durch die ökonomische Theorie erklärbar sei.

Die ersten Vorarbeiten auf dem neuen Spezialgebiet der Crime-Ökonomie hatten vor einigen Jahren US-Wirtschaftswissenschaftler wie Isaac Ehrlich und David L. Sjoquist geleistet. So entwickelte Professor Sjoquist ein wirtschaftstheoretisches Modell, „in dem ein Individuum seine Zeit zwischen legalen und illegalen Aktivitäten aufteilen muß, um den erwarteten Nutzen zu maximieren".

Durch empirische Modell-Tests prüfte Sjoquist, ob Amerikas Kriminal-Statistiken sein Theorie-Gerüst nicht zum Einsturz bringen würden. Doch die in der „American Economic Review" veröffentlichten Ergebnisse stützten die These des Ökonomen, „daß ein Anstieg der Wahrscheinlichkeit, verhaftet und überführt zu werden, und ein Anstieg der Kosten des Verbrechens (Strafe) zu einer sinkenden Zahl schwererer Eigentumsdelikte führen".

„Wenn man kein Berufsethos hätte – bei dieser Bilanz könnte man glatt auf ehrliche Gedanken kommen!"

Von diesem theoretischen Ansatz aus gingen die Briten Lees und Chiplin nun daran, zunächst für einen Polizeibezirk in Nottinghamshire die Gewinn-und-Verlust-Rechnung eines Durchschnitts-Einbrechers aufzustellen.

Bei der Schätzung des „Verdiensts" nahmen die Crime-Buchhalter an, daß die Gauner für Schmuck, Pelze, Perserteppiche und andere Beutestücke im Schnitt nur 30 Prozent des vom Bestohlenen angegebenen Werts beim Hehler erlösen können. Bei der Kalkulation der Kosten berücksichtigten sie neben Geldstrafen und Gerichtskosten auch die Einkommensverluste, die durch Verweilzeiten im Gefängnis entstanden waren.

Da Erwachsene sehr viel härter als Jugendliche bestraft werden, schieden Lees und Chiplin den Kriminellen-Nachwuchs aus ihren Berechnungen aus. Unter diesen Annahmen kamen die Universitätslehrer zu dem Ergebnis, daß die Einbrecher in Nottingham pro Delikt einen Verlust von 59,3 Pfund (311 Mark) erzielten.

Doch „während Verbrechen in Nottingham sich nicht lohnen", so Lees und Chiplin, „ist dies nicht für England und Wales insgesamt der Fall". Denn nach ihrer Nottinghamer Rechnung schätzten die Wirtschaftswissenschaftler auch Soll und Haben der gesamten englischen und walisischen Einbrecher-Zunft im Jahre 1972. Ergebnis: ein Netto-Gewinn von 32,2 Pfund (169 Mark) pro Einbruch — bei 168 836 einschlägigen Delikten ein Gesamt-Profit von 28,5 Millionen Mark für die Einbruchs-Branche.

Trotz regional erheblicher Einkommens-Differenzen dehnten die im defizitären Sektor Nottingham operierenden Kriminellen ihre Beutezüge kaum in lohnendere Gebiete wie das benachbarte Leicester oder gar in die City of London mit durchschnittlichen Brutto-Gewinnen von über 550 Mark aus.

Die theoretische Lösung, wie der mit Verlust arbeitenden Gauner-Gilde in Nottinghamshire zu helfen sei, ist so einfach wie unpraktikabel. „So wie Lancashire-Spinner dafür bezahlt wurden, nicht zu spinnen", schlagen Lees und Chiplin vor, „so könnten in Nottinghamshire Einbrecher dafür bezahlt werden, nicht einzubrechen."

Mit großem Erfolg dagegen arbeiten einige Sparten des amerikanischen Unterwelt-Gewerbes, wie Thomas Plate in seinem kürzlich erschienenen Buch „Crime pays!" berichtet. So bringt in den USA eine Lkw-Entführung mit einem Brutto-Erlös von 108 000 Mark im Schnitt etwa zehnmal mehr als ein Bankraub ein.

„Welchen praktischen Wert haben solche Untersuchungen?" fragt allerdings der Bremer Kriminologie-Professor S. Quensel: „Auf der Einbrecher-Ebene haben wir in Deutschland keine ökonomisch rational handelnden Täter festgestellt."

Ökonomie-Professor Gerd Fleischmann von der Universität Frankfurt denkt da anders. Fleischmann, der sich mit wirtschaftlichen Fragen des Strafvollzugs beschäftigt hat, findet die ökonomischen Verbrechens-Analysen „hochinteressant" und auch für deutsche Verhältnisse sinnvoll. ◆

Echt russischen Wodka finden Sie nicht in imposanten Zwiebelturm-flaschen mit renommierten russischen Namen und russisch wirkenden Etiketten und Emblemen drauf. Sondern in höchst unscheinbaren, um nicht zu sagen langweiligen Flaschen mit giftgrünen Schildchen und völlig unaussprechlichen Namen.

Nur echt russischer Wodka ist halbwegs echt russischer Wodka.

Für West-Berlin: Wissinger, 1 Berlin.

TBBA

Die Zauberin wurde verstaatlicht

SPIEGEL-Report über Aberglauben in sozialistischen Staaten

Der Angeklagte schluchzte: „Ich fragte Richter, Anwälte, Professoren und Geschiedene. Selbst beim Hexer bin ich gewesen." Desimir Kojić, laut Gerichtsgutachten ein Mann „von überdurchschnittlicher Intelligenz", Hauptmann und Pilot der jugoslawischen Luftwaffe, enthüllte vor dem Belgrader Militärgericht, daß selbst Kommunisten notfalls an Zauberwerk glauben: Er hatte mit Hilfe von Wundermitteln und Zaubersprüchen seine gescheiterte Ehe zu retten versucht. Nachdem auch die Magie nichts auszurichten vermocht hatte, brachte er seine Familie mit der Dienstwaffe um.

Der Glaube an dämonische Kräfte fiel den Menschen Osteuropas noch nie sehr schwer: Hexenverbrennungen, im Westen oft Volksfeste, stießen im Osten Europas häufig auf Volkswiderstand, weil die Hexe zum Dorf gehörte wie der Pope. Vampire, jene umhergeisternden Seelen, derer man sich nur erwehren kann, indem man der Leiche einen Pfahl durch das Herz stößt oder selbst Knoblauch ißt, wurden zum erstenmal in Medvedia in Serbien gesehen, und zwar am 7. Januar 1732.

Auch Dracula trieb, ehe er zum Film ging, sein Unwesen zunächst in den Karpaten und in der Walachei. Rumäniens kommunistische Regierung hofft heute, mit Hilfe der weltweiten Dracula-Anhängerschaft jährlich 150 000 Touristen zusätzlich an die Stätten seines bösen Tuns zu locken. Und noch im 19. Jahrhundert wurden in Serbien Gottesurteile gefällt: Wer als Dieb verdächtig war, mußte ein Stück glühenden Eisens anfassen und dabei unversehrt bleiben, um seine Unschuld zu beweisen. Der Beweis gelang niemandem.

Sowjetische Psychokinetikerin Nina Kulagina: Zaubersprüche und Knoblauch . . .

. . . gegen Hexen, Geister und bösen Blick: **Kulagina-Experiment**

Ungarische Museen werden auf der Suche nach steinzeitlichen Werkzeugen am ehesten bei Bauern fündig: Von geheimnisvoller Hand polierte Steine, oft vorzeitliche Äxte und Schaber, leiten nicht nur den Blitz, sondern auch böse Hexen ab. Fällt einem beim Frühstück ein Bissen aus dem Mund, so glauben manche Slowaken heute noch, kommt am Tage unerwarteter Besuch. Tschechische Abiturienten bringen zu ihren schweren Prüfungen wie selbstverständlich Talismane mit. Und mancher rumänische Autofahrer steuerte schon sein teures Gefährt gegen einen Telegraphenmast, um einer schwarzen Katze auszuweichen. In Polen bringt der Anblick einer Braut Glück, in der Sowjet-Union glauben Bauern noch immer, daß Kälber, bei Mondlicht geboren, zu Mißgeburten werden.

Um die Furcht vor der Zahl 13 auszumerzen zu helfen, veröffentlichte die sowjetische Zeitschrift „Ogonjok" eine lange Reportage mit Gegenbeweisen. Denn russische Hochzeitspärchen weigern sich, nach der Trauung ein Taxi mit der fatalen Nummer zu besteigen. Sportler weigern sich, mit der 13 auf dem Hemd aufs Spielfeld geschickt zu werden, am 13. verreist man möglichst überhaupt nicht, schon gar nicht mit dem Flugzeug, und wenn es sich irgendwie machen ließe, würden am 13. auch sehr viel weniger Kinder als an anderen Tagen geboren werden.

Dabei hatte der sowjetische Eishokkey-Repräsentant Igor Romischewski genauso wie der sowjetische Sportfallschirmspringer Leonid Minow gerade mit der Nr. 13 die besten Erfahrungen, und einer der besten Taxifahrer Moskaus, der den Fünfjahrplan in drei Jahren erfüllte, fährt einen „Wolga" mit der Nummer 13—13 MMT. Dennoch glauben, so ermittelte die sowjetische Zeitschrift „Wissenschaft und Religion", 80 Prozent aller Sowjetbürger an das Böse dieser Zahl.

Nicht nur zum Spaß und halben Herzens: Bei Krasnojarsk zimmerten Deputierte des Dorf-Sowjets zusammen mit dem Vorsitzenden des „Rybak"-Kolchos für eine alte, kranke Frau einen Bretterverschlag. Nachdem

Tabac Original
Der individuelle Duft

Tabac Original Deodorant gibt Frische für einen langen Tag
Tabac Original Anti-Transpirant hemmt Achselnässe für viele Stunden

Mäurer + Wirtz

man auf diese Weise vier Jahre lang vergeblich versucht hatte, der dort eingesperrten Jewdokija Borowskich „den Teufel auszutreiben", mußte die Greisin in eine Irrenanstalt eingewiesen werden. Als sich in einem Dorf im hohen Norden der Sowjet-Union herumsprach, daß einige alte Weiber den bösen Blick hätten, verließen die übrigen Frauen fluchtartig die Gemeinde.

In der kasachischen Hauptstadt Alma Ata beunruhigen alljährlich zum Sonnenwendfest „Himmelsbriefe" die Einwohner: Wundergläubige Sektierer künden darin an, ein Bote Gottes werde demnächst an einer Leiter vom Himmel steigen und das auserwählte Volk in ein neues Jerusalem führen. Als das Parteiorgan der Schwarzmeer-Gemeinde von Tuapse eine utopische Reportage veröffentlichte, in der sich eine „titanische Masse" auf die Erdkugel zubewegt, brach dort eine Panik aus: Einwohner verkauften Häuser und Vieh zu Schleuderpreisen und andere sanken reuig vor Kreuzen und alten Kirchen in die Knie. In der Nähe von Nowgorod verbrannte eine hysterische Menge gar eine Dorfschullehrerin: Sie sei eine Hexe, weil sie Gott leugnete und nicht an Wunder glaubte.

In Csongrád an der ungarischen Theiß erschien der Teufel einer Greisin in jeder Nacht. Er sprach durchs Schlüsselloch: „Hier ist der Teufel. Wenn du nicht öffnest, erschlage ich dich." Um sich freizukaufen, hob die Alte ihre Ersparnisse von 10 000 Forint ab, um sie dem Satan zu geben (es war der Nachbar Lajos). Mit Hilfe einer schwarzen Henne, mehrerer flackernder Kerzen, eines Thermometers und einer geheimen Zauberformel versprach der Rumäne Stanco Bran aus Petrila einem Ion Iacob, diesen vor einem drohenden Prozeß zu bewahren. Iacob glaubte, zahlte und verlor den Prozeß. Der erfolglose Zauberer erhielt fünf Monate Gefängnis.

Noch immer werden im jugoslawischen Golija-Gebirge Schlangen mit Zaubersprüchen ausgetrieben; 20 Jahre stand eine herrschaftliche Villa in der slowenischen Stadt Bled leer, weil es spukte. Slowake Juraj Lacko stattete seine Familie mit Knüppeln aus und überfiel einen Leichenzug: In dem Sarg, der zu Grabe getragen wurde, vermutete er sein eigenes Hemd, was für ihn den sicheren Tod bedeutet hätte. Er fand nicht das Hemd, aber für fünf Monate einen Platz im Gefängnis.

Die Partei kämpft mit Polizei und Propaganda gegen den wuchernden Aberglauben — aber nur gegen die schlimmsten Auswüchse: Ein Bukarester Verlag brachte für acht Lei (vier Mark), jedem erschwinglich, ein Buch über „Falsche Geister und echte Schwindler" heraus. Wegen „unerlaubter Betätigung und Schmarotzertums" erhielt der tschechische Dachdecker Rudolf Hrebačka, 47, drei Jahre Gefängnis: Er hatte ein Jahr lang nur Horoskope ausgestellt und damit 61 000 Kronen (24 600 Mark) verdient.

Wie in anderen Volksdemokratien wurde in Jugoslawien 1947 das Geschäft mit dem Okkulten bei Androhung von hohen Strafen verboten. Heute aber tanzen die Hexen immer noch, und es geht ihnen dabei besser als den Werktätigen: Marica Kadric aus Sarajevo, die „dreimal von den Toten aufstand", heilt Leukämie, Magengeschwüre und Epilepsie und sieht die Zukunft exakt voraus. Vier Hausmädchen und ein Portier helfen ihr, den Besucherstrom zu ordnen, der stundenlang in einer Schlange vor ihrem Drei-Etagen-Haus ansteht. Sie hat es sich schon durch ihre Heilerfolge verdient.

Links von mir ist Uriel. Um mich herum flammt das Pentagramm. Über mir ist das Hexagramm." Wer damit nicht zurecht kommt, kann seinen „Schlüssel der okkulten Wissenschaften" zum Preis von 51 Dinar zurückschicken.

Nur wenige machen davon Gebrauch, denn, so der Belgrader Psychologe Velimir Filipovic: „In der Zeit der Blüte der Wissenschaft und Technik sieht es so aus, als seien die Menschen gegen die Wissenschaft in den Krieg gezogen." Er glaubt, das 20. Jahrhundert werde nicht im Zeichen der Aufklärung, sondern der neuen Mystik stehen.

Zweifellos führen Technisierung und Rationalisierung des Alltags — wie im Westen — zum Wunsch nach Irrationalem, sucht besonders die auf Planer-

„Das Treffen mit Ford um einen Monat verschieben; Vorsicht mit den Chinesen ..."

füllung dressierte kommunistische Gesellschaft etwas jenseits des Geplanten.

In der jugoslawischen Landschaft Pomoravlje verlassen die Bauern ihre Gehöfte, wenn ein Neugeborenes im Haus stirbt. Sie ziehen erst wieder ein, wenn die unglückliche Mutter ein zweites Kind gesund zur Welt bringt: im Stall beim Vieh. Und in Babušnica verkauften Franjo und Brigita Dubavac gar ihr Haus zu einem Schleuderpreis, denn der Teufel war am Werk. Das verständnisvolle Dorf half, ein neues, gespensterfreies Haus zu errichten.

Längst betreiben geschäftstüchtige Manager das Geschäft mit dem Unbekannten en gros: Živorad Mihajlovic, der „die geheimen Wissenschaften" in Schweden erlernte und diplomierter Psychologe ist, empfiehlt als magische Formel:

„Vor mir ist Raphael. Hinter mir ist Gabriel. Rechts von mir ist Michael.

Lew Besymenski, Moskauer Korrespondent in Bonn, hält die Zaubertricks eines Uri Geller zwar für „magische Mätzchen", die nur von Lohnkämpfen, Preiserhöhungen und Streiks ablenken sollten. Doch Geller hat in der Sowjet-Union längst seine Meister gefunden. In großer Aufmachung berichtete die sowjetische Jugendzeitschrift „Komsomolskaja prawda" über „positive Ergebnisse bei telepathischen Übertragungen zwischen Erde und Kosmos", veranstaltet von Kosmonauten, und Frau Nina Kulagina bewegte vor den Augen sowjetischer Wissenschaftler nicht nur Uhrwerke und Gabeln, sondern sogar Kugeln und Flaschen. Vor laufenden Kameras ließ sie, nur mit der Kraft ihrer Augen, Äpfel vom Tisch

rollen und eine Aluminiumröhre auf Wanderschaft gehen.

Die sowjetische Agentur „Nowosti" veröffentlichte einen Bericht über eine Frau, die in Visionen den Tod ihres abwesenden Sohnes miterlebte, und ernsthafte Wissenschaftler wie Professor Wladimir Saizew stellten in aller Öffentlichkeit die These auf, Christus sei als Astronaut auf die Erde gekommen: aus dem Kosmos. „Literaturnaja gaseta" veröffentlichte ein Interview mit einer englischen Hexe. Warum auch nicht? Laut sowjetischer „Philosophischer Enzyklopädie" kann jemand, der sich im Bereich der Grenzwissenschaften bewegt und Formen der Sensibilität und Informationen unerklärlicher Aktivitäten studiert, „ungeachtet der möglicherweise entstehenden Zweifel nicht als Feind der marxistischen Philosophie bezeichnet werden".

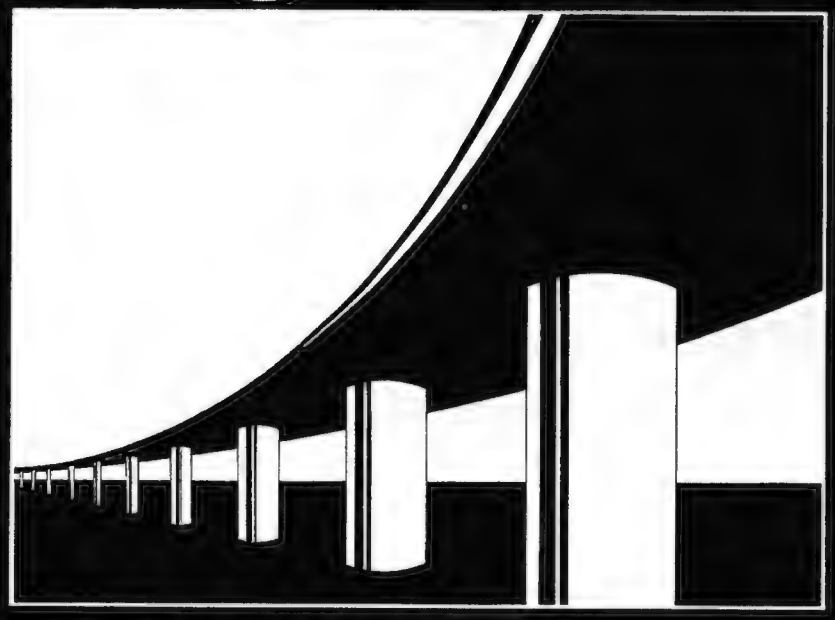
So bleibt die Position der kommunistischen Parteien gegenüber dem Okkulten widersprüchlich. Sofern die Gemeinschaft vom Aberglauben profitiert, wird er gar gefördert. Als im bosnischen Kladanj zum Beispiel ein Quell gefunden wurde, dessen Wasser älteren Herren die Lebensfreude zurückgeben soll, zögerte die sozialistische Industrie keine Minute: Das „Männerwasser" wurde auf Flaschen gezogen und auf dem Weltmarkt angeboten. Das Belgrader Staatssekretariat für Information karrte die in der jugoslawischen Hauptstadt akkreditierten ausländischen Journalisten an den Quell, um ihnen Geschmack zu machen, denn allein nach Frankreich sollten jährlich zwei Millionen Liter dieses „Jugendelixiers" exportiert werden, das nach fachlichen Untersuchungen nichts anderes als ein gewöhnliches Mineralwasser ist.

Jahrelang durfte unter den Augen der bulgarischen Polizei eine Hellseherin, die „Blinde Wanga", zweifelhafte Ratschläge erteilen. Einem jungen Mazedonier empfahl die Analphabetin, drei Tage Familie und Haus zu meiden, da ihm Unglück drohe. Freunde sperrten den Mann ein, doch der sprang, von Sehnsucht nach den Seinen gepackt, aus dem Fenster, woran er starb.

Erst als sich herausstellte, daß Wanga Dimitrowa mit 150 000 Lewa im Jahr für einen Werktätigen im Sozialismus zuviel verdiente, griff der Staat ein: Er verstaatlichte die Zauberin, stufte sie als „gesellschaftlich nützlich" ein, da ihre Gäste vor allem ausländische Devisenbringer sind, und zahlt ihr seither ein festes Monatsgehalt von 220 Lewa. In einem Kiosk vor dem Hause der Wanga regelt ein staatlicher Angestellter den Besucherstrom und verkauft Eintrittskarten.

Die Gemeinde konnte sich von diesen Mitteln ein neues Hotel bauen. Sie revanchiert sich bei der Hellseherin, indem sie ihr bei gelegentlichen Fahrten ins Krankenhaus einen Dienst-„Wolga" zur Verfügung stellt. ◆

Baugeschichte



Unsere Entwicklungen werden schon lange den Ansprüchen von morgen gerecht

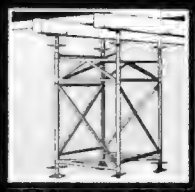
Schon vor mehr als zwanzig Jahren sorgten unsere Schalungs- und Rüstungs-Konstrukteure für ständigen technischen Vorsprung.

Unser Pioniergeist schrieb mit folgenden Entwicklungen Baugeschichte:
1953 die Stahlrohrstützen, 1954 die Stahlschalung, 1955 das Systemgerüst, 1958 die Säulenschalung, 1959 die Lastturmstütze, 1960 die Großflächenschalung und der Schnellspannanker, 1961 die U-Bahnschalung usw.
Wir waren jeweils die ersten.

Als Wegbereiter für wirtschaftliches Bauen haben wir im Laufe der Zeit Fortschritt und Partnerschaft bewiesen.

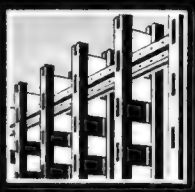
Weil wir wissen, daß die Zukunft immer höhere Ansprüche stellt, sind wir auch weiterhin unserer Zeit voraus.

Wir lösen die Probleme heute



Lastturmstütze LTS 20
20,82 mp freistehend bis 10 m Höhe – typengeprüft nach den ergänzenden Bestimmungen zur DIN 4420 – mit nur 2 Rahmengrößen für jede Höhe passend – aus nur 4 Bauteilen – keine losen Kleinteile – nur ca. 45 kg je stgm.

Neben der Schalung und Rüstung liefern wir absorbierende und reflektierende Lärmschutz-Systeme und im Bereich der Lagertechnik Kassettenläger und Stapelbehälter.



Schalungsträger AW 36 aus Holz
Superleicht bei hoher statischer Tragfähigkeit – geringe Durchbiegung (Prüfung des Otto-Graf-Institutes) – seitliche Öffnungen für Keilverbindungen – kombinierbar mit Baustellenmitteln – direktes Durchankern – gut zu lagern – unkomplizierte Ecklösungen – einfache Verriegelung der Elementstöße – überall nagelbar.

ACROW WOLFF

...und wir entwickeln weiter

Für Schalung und Rüstung sind wir prädestiniert

COUPON

ACROW WOLFF, 4000 Düsseldorf Vogelsanger Weg 49, Tel. (0211) 63911

Informieren Sie uns über Schalung und Rüstung ☐ Lärmschutz ☐ Lagertechnik ☐

Name

Anschrift

Sp./SR

Market Consult

VON REEMTSMA:

Die anderen Cigaretten werden sich fragen, woher die Ernte plötzlich den Mut nimmt, den Platz 2 unter allen deutschen Cigaretten erkämpfen zu wollen.

Sie können es in dem kleinen grünen Ei auf der neuen Ernte-Schachtel nachlesen.

Siebte Anzeige.

GGK

Hinterher ausgezogen

Joan Little, 20 und schwarz, erschlug einen weißen Gefängnisbeamten, der sie angeblich vergewaltigen wollte – die Tat erregt Amerika.

Es sah aus, befand ein Justizbeamter, „wie ein simpler Mord": Der Tote lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Betonboden der Gefängniszelle. Sein Körper wies elf Einstiche auf, einer davon saß mitten im Herzen. Die Mordwaffe, ein Eispickel, lag neben ihm.

Wer den Gefängniswärter Clarence Alligood, 62, umgebracht hatte, darüber gab es kein Rätselraten: die Gefangene Joan Little, 20, die nach der Tat aus dem Gefängnis der kleinen Stadt Washington in North Carolina („Little Washington") geflohen war und später gestand.

Dennoch ist bis heute unklar, wer bei der tödlichen Begegnung am 27. August vorigen Jahres Verbrecher und wer das Opfer war. Denn der Tote war von der Taille abwärts nackt. Gerichtsarzt Harry M. Carpenter stellte „eindeutig" fest, daß der Wärter kurz vor seinem Tod „sexuell aktiv gewesen" sei. Und Joan Little, die sich eine Woche später den Behörden stellte, sagte aus, Clarence Alligood habe versucht, sie zu vergewaltigen: „Ich habe getan, was ich tun mußte."

Joan Littles Fall, der ab Montag dieser Woche vor einem Geschworenengericht in Raleigh, einer größeren Stadt im US-Staat North Carolina, verhandelt wird, ist inzwischen in den USA zu einer Cause célèbre geworden, in der es um die Rechte von Schwarzen und Frauen und Häftlingen zugleich geht. Seither werden Vorwürfe immer häufiger, in amerikanischen Gefängnissen würden weibliche Insassen sexuell mißbraucht.

Zahlreiche Organisationen haben sich hinter Joan Little gestellt, 14 hatten für den vergangenen Freitag in New York zu einer Sympathiekundgebung aufgerufen. Das Southern Poverty Law Center hat zwei Millionen Briefe verschickt, in denen der junge schwarze Politiker Julian Bond, Senator im Bundesstaat Georgia, um Spenden für den Joan-Little-Verteidigungs-Fonds bat. Hunderttausende Dollar sind inzwischen eingegangen.

Joan Little war im Negerviertel von Little Washington als Älteste von neun Kindern aufgewachsen. Der Vater ging irgendwann verloren, mit 15 driftete sie aus dem Schulbetrieb, wurde ein paarmal bei Ladendiebstählen erwischt. Wegen Einbruchs in Wohnwagen erhielt sie im Januar 1974 sieben bis zehn Jahre Gefängnis.

Im Gefängnis von Washington, N. C., war sie einziger weiblicher Häftling. Der Wärter Clarence Alligood, ein schwerer, untersetzter Mann, stammte wie Joan aus der Unterschicht, der weißen allerdings. Sein ganzes Leben lang hatte er sich als Farmer und Lastwagenfahrer abgemüht, den Job als Nachtwächter im Gefängnis von Washington achtzehn Monate vor seinem Tod angenommen. Die Arbeit war leichter, aber er muß sich bedroht gefühlt haben. Der Eispickel, mit dem er erschlagen wurde, gehörte ihm. Er bewahrte ihn in seiner Schreibtischschublade auf.

Zu Joan Little entwickelte Alligood eine fast freundschaftliche Beziehung, für die er seine Vorschriften auch schon mal dehnte. Er ließ das Mädchen außer der Reihe im Büro telephonieren und besorgte ihr nachts manchmal ein Sandwich.

Über die Ereignisse in der Nacht zum 27. August gibt es noch kein gesichertes Wissen. Bewohner Little Washingtons vermuten, er sei „da halt mal reingegangen, um ein bißchen Spaß zu haben", so was sei doch „allgemein akzeptiert"; er hätte sich nur, tadelte ein Bewohner der Stadt, nicht so erwischen lassen dürfen.

Über Joan Little dagegen war das verdammende Urteil in der Stadt schnell gefunden. Harry Henry, Textilmanager in Washington: „Die hat in der Zelle ihre Ehre nicht verteidigt — die hat sie doch schon vor Jahren verloren." Ein Hilfssheriff: „Sie hat ihn verführt." Ein Kollege: „Sie hat ihn erstochen und hinterher ausgezogen."

In den Tagen nach der Tat herrschte in Washington Lynchjustiz-Stimmung. Joan Little sollte für vogelfrei erklärt werden — nach einem archaischen Gesetz, das in North Carolina jedem Bürger erlaubt, einen flüchtigen Häftling zu erschießen.

Polizei und Lokalpresse ließen die Umstände, unter denen Alligood aufgefunden wurde, zunächst unerwähnt. „In Erfüllung seiner Pflicht", schrieb die Washingtoner „Daily News", sei Clarence Alligood gestorben, „ein guter Mann". Die örtlichen Geschworenen von Beauford County weigerten sich, den Gerichtsmediziner anzuhören, und erhoben Anklage wegen vorsätzlichen Mordes. In North Carolina gibt es dafür nur eine Strafe: den Tod.

„Von Ungerechtigkeit durchtränkt" fand die „New York Times" die Umstände der Anklageerhebung. Und als die Kaution für Joan Little von 115 000 Dollar auf 150 000 Dollar heraufgesetzt wurde, erkannte die „New York Post" darin „die Rachestimmung der weißen Justizbeamten".

Angeklagte Joan Little: „Die hat ihre Ehre doch schon verloren"

Weil die Angeklagte vor Ort kein faires Verfahren erwarten konnte, ist ihr Prozeß nach Raleigh verlegt worden.

Ein sehr viel anderes Klima herrscht dort freilich nicht. Mehr als ein Dutzend schwarzer Aktivisten sind in diesem Bundesstaat seit 1972 zu Dekaden von Gefängnisstrafen verurteilt worden. 40 Prozent aller Kandidaten für die Todesstrafe, die nach einem Spruch des Supreme Court nicht mehr vollstreckt werden darf, warten hier auf eine endgültige Entscheidung.

Das Gefängnissystem im ganzen Staat ist laut „New York Times" verrottet und gelähmt. Vor 5000 Demonstranten erklärte der Bürgerrechtsführer Ralph Abernathy kürzlich, North Carolina sei zu „einem repressiven, womöglich dem repressivsten Staat der Union geworden". ◆

SERIE

Beschattete Eichmann-Frau Vera vor ihrem Haus: „Heute haben wir den Mann gesehen, auf den die Beschreibung paßt"

Das Haus in der Garibaldistraße

Ex-Geheimdienstchef Isser Harel über die Jagd nach Adolf Eichmann (II)

Der Hotelpage Pedro hatte die erste Spur zu den Eichmanns gewiesen. Am Nachmittag des 11. März 1960 fuhr unser Chefagent Yosef Kenet selbst hinaus nach San Fernando und fand bald die Garibaldistraße und das Haus, in dem die Familie Klement wohnen sollte.

Er sah ein alleinstehendes, einstöckiges Haus ohne Zaun; die Tür bestand aus einer Holzfaserplatte. Die Gegend wirkte verkommen: In der Nähe standen ein kleines Haus und ein Kiosk, sonst waren keine anderen Gebäude zu sehen.

Als Kenet auf der Landstraße, 25 Meter von der Front des Klement-Hauses entfernt, weiterfuhr, sah er eine untersetzte Frau von etwa 50 Jahren auf der Veranda sitzen, neben ihr einen Jungen. Kenet vermutete, daß es Vera Eichmann und ihr jüngster Sohn waren.

© 1975 Bantam Books, Inc., New York, und Verlag Ullstein, Berlin.

Am 12. März fuhr Kenet zusammen mit dem Agenten Primo nach San Fernando. Sie parkten den Wagen etwa 30 Meter von dem Haus entfernt. Primo stieg aus, öffnete die Motorhaube und beugte sich über den Motor, als wolle er ihn untersuchen, während Kenet mit seiner Leica eine Aufnahme von dem Haus machte.

Kenet hatte gute Gründe zu glauben, daß er die Familie Eichmann aufgespürt hatte, aber Glaube genügte ihm nicht. Er wollte Gewißheit haben.

Am 16. März fuhr Kenet-Helfer Lubinsky mit seinem Chef zum Rathaus von San Fernando. Sie sahen mehrere Kartenblätter durch, um die Nummer der Parzelle zu finden, auf der das Haus der Klements stand, dann füllten sie unter einem Decknamen ein Formular aus, mit dem sie Auskunft über die Eigentümer aller Grundstücke dieses Straßengevierts beantragten.

Der Gemeindesekretär versprach, ihnen die erbetenen Auskünfte am nächsten Vormittag zu geben.

Die Überwachung des Klement-Hauses wurde fortgesetzt. Am 17. März näherten sich Kenet und Lubinsky um 6.15 Uhr dem Haus. Sie versteckten sich in der Nähe hinter einer Baumgruppe. Um 7.15 Uhr sahen sie den jungen „Tito" (Dieter Eichmann) aus dem Haus kommen und zur Bushaltestelle gehen. Sonst rührte sich nichts. Um 8.25 Uhr mußten sie ihren Beobachtungsposten verlassen, da ein Fremder heranschlenderte.

Sie fuhren wieder zum Rathaus, aber dort erwartete sie eine enttäuschende Antwort: Es gab kein amtliches Register der Häuser in der Gegend, an der sie interessiert waren. Ein Beamter erklärte ihnen, beinahe jeden Winter sei dort alles überschwemmt, und das Ge-

biet gelte als herrenloser Grund und Boden.

Sie berieten sich über ihren nächsten Schritt. Lubinsky meinte, jetzt bleibe ihnen nur, sich an die Gesellschaft zu wenden, die das Land erschloß und an Baulustige verkaufte. Sie kamen überein, daß Lubinsky dies über eine kommerzielle Detektei versuchen solle — unter dem Vorwand, er vertrete eine Gesellschaft, die an dem Erwerb großer Grundstücke zur Bebauung und zur industriellen Erschließung interessiert sei.

Am 18. März traf sich Kenet mit Lubinsky in einem Café. Ehe Lubinsky ein Wort sagte, spürte Kenet schon, daß er gute Nachrichten mitbrachte. Lubinsky hatte in der Tat die Listen der Firma einsehen können, die die Grundstücke verkaufte, und er gab Kenet schriftliche Einzelheiten über die Parzelle Nummer 14: Sie war eingetragen auf den Namen Veronica Catarina Liebl de Fichmann, 4261 Chacabucostraße, Olivos.

Der Name „Fichmann" machte Kenet keine besonderen Sorgen: Der Sachbearbeiter mochte sich beim Abschreiben wegen der Ähnlichkeit der Buchstaben E und F geirrt haben, es konnte aber auch ein absichtlicher Fehler der Familie selbst sein.

Für Kenet war dies die bisher wichtigste Einzelinformation: Vera Eichmanns Mädchenname war Liebl, und daß sie jetzt den Namen Liebl de Eichmann (oder Fichmann) führte, schloß die Verheiratung mit einem anderen Mann aus. Und die Tatsache, daß das Haus auf ihren Namen und nicht auf den ihres Mannes eingetragen war, bewies offenbar außerdem: Eichmann selber wollte nicht in offiziellen Listen erscheinen.

Ihre häufigen Fahrten nach San Fernando wurden jedoch allmählich riskant. Sie mußten oft die Wagen austauschen, damit den Ortsbewohnern kein Auto allzu vertraut wurde. Am 19. März beteiligten sich zwei weitere Helfer Kenets, David und Hedda Kornfeld, an der Überwachung des Hauses.

Kenet und Hedda Kornfeld erkundeten zusammen die Umgebung. Als sie etwa um 14 Uhr an dem Haus vorbeikamen, sahen sie einen mittelgroßen Mann mit hoher Stirn, der im Hof Wäsche von der Leine nahm. Kenet versuchte, ihn zu photographieren, aber die Aufnahme mißlang.

Kenet war überzeugt, der Mann im Hof sei Eichmann gewesen. Er glaubte, Ähnlichkeiten zwischen Eichmann-Photos aus den dreißiger Jahren und dem Mann im Hof zu erkennen; die in den Akten festgehaltenen Angaben über Eichmanns Körpergröße und Körperbau paßten zu dem Mann, den Kenet gesehen hatte. Kenet nahm an, der Mann wohne im Haus und sei nicht nur ein zufälliger Besucher.

An diesem Abend meldete er nach Israel:

> Im Haus der Frau Eichmann ist heute ein Mann gesehen worden, auf den die Beschreibung von Adolf Eichmann paßt.

Fahnder Harel: „Heikelste Aktion unseres Geheimdienstes"

> Schon die ganze Zeit war meine Hypothese, falls Ricardo Klement Adolf Eichmann sei, werde er versuchen, vor seiner übermorgen stattfindenden Silberhochzeit von Tucumán zurückzukommen. Da Klement tatsächlich zu der geschätzten Zeit aufgetaucht ist, kann nicht mehr bezweifelt werden, daß er Eichmann ist.

Kenet wollte es jedoch noch genauer wissen. Am Sonntag, dem 20. März, fuhr er mit einem kleinen, klapprigen, alten Lastwagen, der hinten mit einer Plane abgedeckt war, nach San Fernando; am Steuer saß Primo. Sie parkten den Wagen etwa 150 Meter von dem Haus entfernt.

Gegen 11.45 Uhr kam der Mann, den Kenet am Tag zuvor gesehen hatte, von der Landstraße her auf das Haus zu. Er wirkte einigermaßen gepflegt, trug hellbraune Hosen, einen grauen Mantel, eine schlichte grüne Krawatte und braune Schuhe. Kenet notierte: „Etwa dreiviertel des Schädels kahl, blondes Haar an beiden Seiten des Kopfes, große Nase, breite Stirn, Brille, vielleicht Schnurrbart, geht langsam."

Der Mann betrat das Anwesen von der Rückseite, bückte sich, um unter dem Draht durchzugehen, der die Grenze des Grundstücks kennzeichnete, und ging in den Hof. Mit langsamem Schritt stieg er die Stufen zu der Veranda am Hauseingang hinauf, verscheuchte mit der Zeitung, die er in der Hand hatte, die Fliegen und wollte gerade die Tür aufmachen, als die untersetzte Frau sie von innen öffnete.

Drei Tage später photographierte Kenet das Haus von mehreren Seiten und machte vom nahegelegenen Bahndamm aus Aufnahmen von der ganzen Umgebung. Um 18.30 Uhr sah er wieder den Mann im Hof. Später, in der Dunkelheit, schlich sich Kenet an das Haus heran. Auf der Westseite, zu den Eisenbahngleisen hin, sah er ein erleuchtetes Fenster. Er ging so nahe heran, daß er den Mann in dem von einer Petroleumlampe beleuchteten Zimmer sehen konnte.

Am 3. April machte Kenet einen letzten Versuch, den Mann aus der Nähe zu photographieren. Er nahm Primo mit und gab ihm eine Aktentasche mit eingebauter Kamera. Die Blende wurde so eingestellt, daß Primo nur auf den Knopf zu drücken brauchte.

David Kornfeld fuhr den Lastwagen zum Zielgebiet. Sie hielten unter der Bahnunterführung in der Nähe der Garibaldistraße an. Sobald Kenet sah, daß Klement aus dem Haus kam und zu dem Vorratsschuppen im Hof ging, gab er Primo ein Zeichen, der daraufhin mit der getarnten Kamera auf das Anwesen zuging.

Kenet und David beobachteten Primo mit angehaltenem Atem — bereit, ihm rasch zu Hilfe zu kommen, falls die Klements merkten, daß er sie photographierte, und etwa versuchen sollten, ihm die Aktentasche zu entreißen. Primo hatte die Grenze des Grundstücks schon erreicht, da kamen ihm Klement und sein Sohn Dieter von der anderen Seite her entgegen. Auch Kenet photographierte sie mit seinem Te-

leobjektiv, obwohl er wenig Hoffnung hatte, daß eine Aufnahme aus dieser Entfernung glücken würde.

Zwei Minuten später ging Klement wieder zu dem Vorratsschuppen zurück. Primo war stehengeblieben und unterhielt sich mit dem jungen Burschen, dann lief er zu dem benachbarten kleinen Haus, mit dessen Bewohner er ebenfalls ein paar Minuten sprach.

Weisungsgemäß kehrte er nicht zu dem Lastwagen zurück, sondern ging zur Landstraße und fuhr von dort mit dem Bus zum Bahnhof von San Fernando. Kenet und Kornfeld holten ihn dort ab. Primo berichtete, er habe Klement gefragt, ob in der Nähe ein Haus zu verkaufen sei, und dabei habe er Vater und Sohn photographiert.

Wie bekommt man Eichmann aus dem Land heraus?

Am 4. April rief ich Kenet zur Berichterstattung nach Israel. Am 6. April verabschiedete er sich von den Kornfelds, von Lubinsky und Primo. Ihre Wege trennten sich, denn alle reisten jetzt nach Hause.

Am nächsten Tag fuhr Kenet nach Europa. Ich traf mich mit ihm in einem Flugzeug, das von Paris nach Tel Aviv flog. Wir wechselten ein paar Worte, dann stellte ich die eine entscheidende Frage: „Wissen Sie genau, daß er der Mann ist, den wir suchen?"

Kenet zog ein Bild aus der Tasche und sagte: „Sämtliche Zweifel sind ausgeräumt."

Ich konnte jedoch nicht ausschließen, daß Vera Eichmanns gegenwärtiger Ehemann nicht unser Mann war, deshalb mußte ich die alten Photographien Eichmanns mit Kenets Bildern vergleichen lassen. Der Leiter des Erkennungsdienstes der israelischen Polizei, den wir um Hilfe gebeten hatten, gab die Bilder Eli Ilan, dem Fachmann für den Vergleich von Photographien zu Identifizierungszwecken.

Ilan wußte nicht, wen er identifizieren sollte. Vor ihm lagen die Bilder aus San Fernando und Photographien, die einen SS-Führer in Uniform zeigten. Auf beiden Photoserien zog Ilan Linien, die die äußeren Punkte der verschiedenen Gliedmaßen berührten, so daß Vierecke entstanden, die für bestimmte Vergleiche die Basis abgaben. Eine andere Methode erbrachte noch bessere Resultate: Ilan überprüfte und verglich ein Ohr auf den Photos beider Serien. Die Größe des Ohrs, die Stelle, an der es am Kopf sitzt, der Winkel des Abstands zwischen Ohr und Gesicht und die Form der Ohrmuschel erlaubten Ilan, den Mann der Agentenphotos als den SS-Führer auf den alten Bildern zu identifizieren.

Jetzt galt es, die eigentliche Operation vorzubereiten. Ich hielt sie für technisch schwieriger und politisch heikler als alles, was unser Geheimdienst bis dahin unternommen hatte. Deshalb wollte ich mich jetzt selber um jedes Detail der Operation kümmern.

Es mußte sofort eine Einsatzgruppe zusammengestellt und in zwei Sektionen geteilt werden: Eine Vorausabteilung sollte sich ins Zielgebiet begeben, um Ricardo Klement weiterhin zu beobachten und erste Vorbereitungen für seine Festnahme zu treffen, während die Hauptgruppe so lange auf den Einsatz zu warten hatte, bis die Vorausgruppe Nachricht geben würde.

Das Transportmittel, mit dem Eichmann nach Israel gebracht werden sollte, mußte bereitstehen, ehe wir genau festlegten, wann die Einsatzgruppe losschlagen würde, denn es hatte keinen Sinn, den Mann festzunehmen, wenn der Abtransport nicht gesichert war. Außerdem konnten Art und Umstände der Transportierung den Zeitpunkt und vielleicht sogar die Methode der Festnahme beeinflussen.

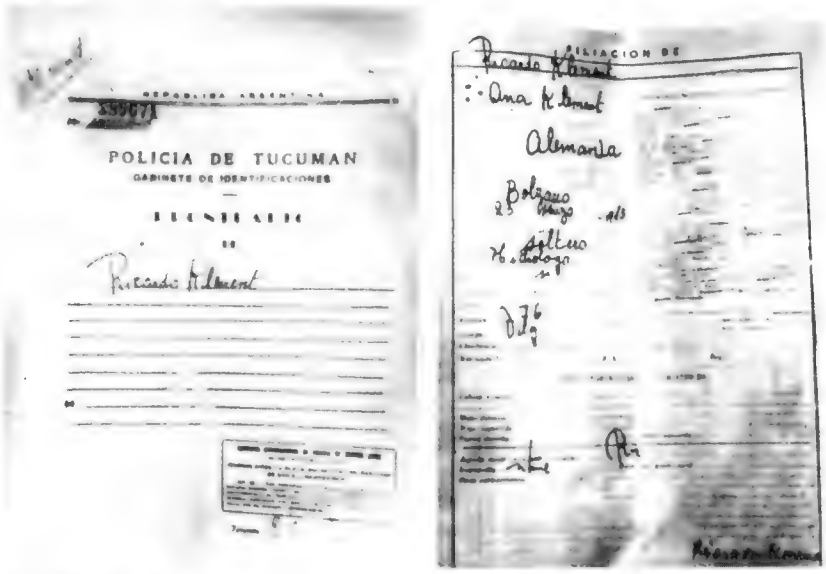
Die Operationsgruppe konnte nur aus kühnen und phantasievollen Agenten bestehen, bereit, jeden Auftrag auszuführen — mochte er noch so schwierig erscheinen. Ich wandte mich an einen höheren Geheimdienstoffizier und bat ihn, mir solche Männer zur Verfügung zu stellen. Er schlug mir den Agenten Gabi Eldad als Leiter der Gruppe vor.

Ich bat Gabi Eldad sofort zu mir und weihte ihn ein. Nichts in der Welt konnte diesen hageren, lächelnden Sabra aus der Ruhe bringen. „Große Sache", sagte er, „so eine Operation haben wir noch nie gemacht."

Dann ließ ich feststellen, ob in den kommenden Wochen ein israelisches Schiff in den südamerikanischen Gewässern oder in deren Nähe erwartet werde. Das Ergebnis war negativ, also prüfte ich nun die Möglichkeit eines Lufttransports. Als größte Schwierigkeit erwies sich dabei, plausible Gründe für den Flug eines israelischen Flugzeuges nach Argentinien zu finden.

Das Glück kam uns zu Hilfe. Just zu dieser Zeit meldete die Presse, in Argentinien bereite man sich auf die Feier des 150. Jahrestages der Unabhängigkeit vor; große Festlichkeiten waren für Ende Mai 1960 vorgesehen. Israel war eingeladen worden, an den Feiern teilzunehmen. Tatsächlich beabsichtigte das Außenministerium, eine Delegation prominenter Israelis hinzuschicken.

SS-Führer Eichmann
Ohrform im Labor getestet



Argentinische Eichmann-Akte: „Sämtliche Zweifel sind ausgeräumt"

Eichmann in Argentinien: Geheimphoto aus der Agententasche

Ich schlug dem Außenministerium vor, die israelische Delegation mit einem Sonderflugzeug nach Argentinien reisen zu lassen. Das wurde günstig aufgenommen, zumal die Lateinamerika-Abteilung des Ministeriums meinte, das Eintreffen eines direkt aus Israel kommenden Flugzeuges werde das Ansehen des Staates noch vergrößern.

Dann besprach ich den Flug mit Moshe Tadmor, dem stellvertretenden Direktor der israelischen Fluggesellschaft El Al. Natürlich wußte er, daß es nicht zu meinen Aufgaben gehörte, für die Delegation des Staates Israel Flugvorbereitungen zu treffen.

Als ich ihm dann noch erklärte, die Zusammensetzung der Flugzeugbesatzung müsse von mir genehmigt werden, begriff er offenbar, worum es ging. Als er mein Büro verließ, drehte er sich, die Hand bereits auf der Türklinke, zu mir um. „Hat es etwas mit Eichmann zu tun?" Ich nickte.

Die Festlichkeiten in Argentinien sollten am 20. Mai 1960 beginnen; von allen Delegationen aus dem Ausland wurde erwartet, daß sie vorher in Buenos Aires eintreffen würden. Es lag mir daran, unseren Flug so früh wie möglich anzusetzen. Blieb das Flugzeug in Buenos Aires länger, so würde dies möglicherweise auffallen — man durfte höchstens einen dreitägigen Aufenthalt in Erwägung ziehen.

Die Festnahme Eichmanns mußte möglichst kurz vor dem Abflug erfolgen, da es Schwierigkeiten verursachen würde, auf argentinischem Boden einen Mann versteckt zu halten. Deshalb mußten der Zeitpunkt der Festnahme und der des Flugs eng koordiniert werden.

Nach längeren Diskussionen zwischen Außenministerium und Luftfahrtgesellschaft wurde der Flugtermin auf den 11. Mai festgesetzt.

Zugleich half mir Asher Kedem, ein Abteilungsleiter der Fluggesellschaft, den man mir zur Verfügung gestellt hatte. Er sollte bei den argentinischen Behörden die Erlaubnis für die israelische Maschine erwirken, bei ihrem Abflug Passagiere von Argentinien nach Israel mitzunehmen. Außerdem bat ich ihn, die Verhältnisse auf dem Flughafen von Buenos Aires zu erkunden.

Inzwischen hatte Gabi Eldad einen Plan ausgearbeitet und geeignete Agenten für die Operation ausgewählt:

Zunächst war da Ehud Revivi, ein ausgezeichneter Planer, der mehrere Sprachen beherrschte und Erfahrungen mit Auslandsaktionen hatte. Eli Yuval, der zweite Mann auf Gabis Liste, war in Polen geboren; seine Schwester und deren drei Kinder waren von den Nazis ermordet worden. Das dritte Mitglied der kleinen Gruppe war Zev Keren, ein geborener Litauer, der „Mann mit den goldenen Händen" — er konnte jedes Schloß öffnen. Als besonders erfahrener und kaltblütiger Agent galt Ezra Eshet; schließlich sollte auch Kenet wieder eingesetzt werden.

Die Männer konnten nicht direkt von Israel nach Argentinien reisen. Jeder mußte zunächst in einem anderen Ort im Ausland untertauchen und von dort aus, mit entsprechenden Papieren ausgestattet, zu seinem Ziel aufbrechen. Jeder mußte mit Pässen, Impfzeugnissen und Reisebilletts versehen werden. Wir konnten uns nicht an eine Agentur wenden — wir mußten selbst ein „Reisebüro" einrichten.

Diese wichtige Aufgabe übertrug ich Nahum Amir, der zu den ersten Geheimdienstagenten der „Haganah" gehörte. Er sorgte mit großer Umsicht dafür, daß keiner der Reisenden wegen eines Visums zu einem Konsulat oder wegen eines Tickets zu einem Reisebüro gehen mußte.

Ein anderer Helfer kam hinzu: Yitzhak Nesher. Er war kein Agent und hatte keine besonderen technischen Talente, aber er besaß eine seltene Gabe: Er erweckte Vertrauen. Sein unschuldiges, fast ausdrucksloses Gesicht rief in jedem Beobachter die instinktive Überzeugung hervor, jedes Wort aus seinem Munde sei die unverfälschte Wahrheit.

Der Auftrag, den ich ihm erteilte: alles zu mieten oder notfalls zu kaufen, was das Team brauchen würde — Häuser, Notunterkünfte, Autos. Er sollte auch mit einer „Ehefrau" das Haus bewohnen, in dem wir Eichmann nach der Festnahme einquartieren wollten.

Auf der Suche nach Konspirativen Wohnungen.

Unser Aktionsplan erforderte auch einen Arzt, der Eichmann bei der Festnahme betäuben sollte. Die Auswahl des richtigen Mannes war nicht sehr schwierig. Es stand uns ein Mann zur Verfügung, der für diesen Job geradezu geboren war: ein Narkosearzt in einem großen Krankenhaus in Israel. Er machte mit.

Die endgültige Planung mußte aufgeschoben werden, bis die Vorausabteilung den Schauplatz erkundet hatte. Ehud Revivi übernahm die Leitung der

Vorausgruppe, zu der außerdem Ezra Eshet und Kenet gehörten. Zu ihr stieß noch Yitzhak Nesher.

Die Männer der Vorausabteilung reisten einzeln ab, zunächst erwartet von Nahum Amir. Ich ging davon aus, daß die argentinischen Behörden angesichts der Ankunft offizieller Delegationen aus vielen Ländern die Sicherheitsvorkehrungen verstärken und jeden Ausländer, der während dieser Zeit einreisen wollte, genauestens kontrollieren würden. Daher gab ich Nahum Amir strengste Anweisung, besonders vorsichtig zu taktieren.

Er vermied es peinlichst, mehr als einen Mann von derselben Stadt aus weiterreisen zu lassen; in vielen Fällen ließ er nicht mehr als zwei von demselben Land aus nach Argentinien aufbrechen. Wenn er sich bei Reiseagenturen über Flüge und Flugpläne erkundigte, achtete er genau darauf, nicht bekannt werden zu lassen, daß das endgültige Reiseziel des Passagiers Buenos Aires war.

In manchen Fällen bestellte er bei einem Reisebüro kombinierte Flugbilletts und annullierte dann die überzähligen Flüge bei der betreffenden Luftfahrtgesellschaft. Dann wieder bestellte er Rundreisebilletts für andere südamerikanische Länder, wobei Buenos Aires nur eine Zwischenstation der Reiseroute war.

Bevor die Angehörigen des Vorauskommandos in Europa starteten, nahm in Argentinien bereits ein Quartiermacher seine Arbeit auf: Menashe Talmi. Er traf am 22. April in Buenos Aires ein und suchte sich ein weit vom Stadtzentrum entferntes Hotel, um nicht einem seiner vielen Freunde in der argentinischen Hauptstadt über den Weg zu laufen. Seine Aufgabe: einen Stützpunkt für die nachfolgende Einsatzgruppe zu finden.

Er sollte eine konspirative Wohnung mieten, in der die Einsatzgruppe ihre Besprechungen abhalten und ihre Aktionen vorbereiten konnte. Am nächsten Tag fand Talmi geeignete Räume und bezahlte die Miete für mehrere Monate im voraus; er richtete Arbeits- und Wohnräume ein und legte einen Lebensmittelvorrat an. Später gab die Einsatzgruppe der Wohnung einen Decknamen: „Maoz" (Festung).

Talmi hatte Order, täglich zweimal verschiedene, im voraus festgelegte Treffpunkte anzulaufen und die anreisenden Agenten zu empfangen. Jeder Angehörige der Einsatzgruppe hatte eine Liste mit Hotels bekommen, aus denen er sich eines aussuchen konnte, und es war dafür gesorgt worden, daß nicht zwei Agenten dasselbe Hotel nahmen. Auch sie waren angewiesen, Talmi zu kontaktieren.

Zimmer im Eichmann-Haus: Vor dem Fenster ein Agent

Am folgenden Tag, dem 24. April, traf Ezra Eshet ein, tags darauf auch Yosef Kenet. Die drei beschlossen, zunächst ein Auto zu mieten, um die Gegend von San Fernando zu erkunden und wieder „Kontakt" mit Ricardo Klement aufnehmen zu können.

Das Auto wurde ohne Zwischenfall gemietet, worauf sie sofort daran gingen, aufgrund einer in Israel vorbereiteten Liste Ausrüstungsgegenstände zu kaufen: Klappbetten, Bettzeug und Küchengeräte — für den Fall, daß mehrere Leute in Maoz bleiben mußten.

Als die Erkundung begann, waren sie bereits vier Mann. Ehud Revivi war von Israel zunächst nach Rom geflogen und dann mit dem Zug zu dem Ort gereist, in dem ihn Nahum Amir erwartete. Alle Flüge nach Südamerika waren ausgebucht, er konnte erst ab Lissabon eine Maschine bekommen.

In dem Flugzeug saß auch Yitzhak Nesher. Sie beachteten einander nicht, sie wechselten während des langen Flugs kein Wort miteinander. Die Maschine landete um 15 Uhr, und jeder fuhr in sein Hotel. Das Vorauskommando war jetzt vollständig.

Revivi packte seinen Koffer aus und eilte zu dem verabredeten Treffpunkt. Dort kamen ihm Kenet und Eshet schon entgegen. Der gemietete Wagen war in der Nähe geparkt. Sie beschlossen, keine Zeit zu verlieren und sofort nach San Fernando zu fahren. Kenet, der am Steuer saß, kannte die Strecke samt den Abkürzungen auswendig.

Harel sucht ein Eichmann-Double.

Um 19.15 Uhr sahen sie auf der Landstraße 202 in der Nähe des Kiosks Ricardo Klement. Er ging auf der linken Seite der Straße, die von dem Kiosk zu Eichmanns Haus führte. Revivi erkannte ihn sofort anhand der Photographie, die Kenet mitgebracht hatte.

Eshet stieg aus und folgte Klement auf der Landstraße 202 in Richtung Bancalari, wobei er einen Abstand von etwa 90 Metern hielt. Er sah, daß Klement von der Landstraße auf einen unbefestigten Weg einbog, 20 Meter weiterging und ein kleines, isoliert liegendes Haus betrat. Eshet kannte das Haus von Kenets Aufnahmen.

Auf der Rückfahrt nach Buenos Aires analysierten sie, was sie beobachtet hatten. Aus der Anwesenheit Klements in der Nähe seines Hauses an einem gewöhnlichen Werktag schlossen sie, daß er nicht mehr fern von seinem Wohnort, sondern in Buenos Aires oder im Umkreis der Stadt arbeitete. Wahrscheinlich ging Klement regelmäßig von der Bushaltestelle zu seinem Haus; meist war es um diese Tageszeit schon dunkel. Das bedeutete: Man konnte Eichmann auf dem Weg zwischen Bushaltestelle und Klements Haus überwältigen.

Revivi glaubte daher, man könne jetzt nach Israel melden, Klements Aufenthalt sei bekannt und die Operation möge beginnen. Am Abend des 26. April schickte Revivi eine entsprechende Meldung nach Tel Aviv.

Die Meldung erreichte mich am 27. April gegen Abend. Ich alarmierte die Einsatzgruppe. Ihr Leiter, Gabi Eldad, überprüfte alle Pläne und bereitete seine Männer auf eine sofortige Abreise vor, während ich mich darum bemühte, die Bestätigung der Vereinbarungen für den Transport Eichmanns von Argentinien nach Israel zu bekommen.

Ich bat Asher Kedem zu mir, und wir beschlossen, daß er sofort nach Argentinien reisen solle, um sicherzustellen, daß Landung und Start des Flugzeuges reibungslos abliefen. Er schlug vor, seinen Freund Aharon Lazar zur Unterstützung mitzunehmen, damit er

sich um jedes auftauchende Problem kümmern könne.

Die Direktion der Fluggesellschaft El Al hatte inzwischen einen ranghohen Piloten für den Sonderflug ausgewählt: Yoav Meged.

Ich traf mit Meged zusammen und weihte ihn in die Operation ein. Ich betonte, es sei notwendig, der Besatzung israelische Mechaniker beizugeben, damit vermieden wurde, daß ausländische Mechaniker die Motoren warteten. Er müsse sich auch notfalls auf einen vorzeitigen Start und einen Rückflug mit möglichst wenigen Zwischenlandungen einstellen.

Bei einer Besprechung mit dem für die Kriegsverbrecher-Fahndung zuständigen Abteilungsleiter Hillel Ankor skizzierte ich, wie ich mir Eichmanns Transport zum Flugzeug in Buenos Aires vorstellte: Man müsse ihn als Besatzungsmitglied, das plötzlich krank geworden sei, zum Flugzeug bringen. Damit seine Papiere authentisch wirkten, hatte ich vor, der Besatzung einen unserer Männer beizugeben, der Eichmann ähnelte.

Mit anderen Worten: Ich wollte ein Double haben. Ankor nannte mir einen unserer Agenten, der für diese Rolle geeignet war, doch ich sagte ihm, er solle erst handeln, wenn man ihn davon unterrichtet habe, daß Eichmann festgenommen sei.

Zwei weitere Männer sollten als Begleiter des kranken oder verletzten „Besatzungsmitglieds" fungieren, ihm beim Besteigen des Flugzeugs helfen und ihn während des Flugs überwachen. Die beiden und das Double könnten gegenüber der Besatzung als Leibwachen der offiziellen israelischen Delegation ausgegeben werden.

Dann reiste ich selber ab. Erst als ich im Flugzeug saß, hatte ich Zeit, mir meine neuen Papiere anzusehen und mir die Details meiner neuen Identität einzuprägen. Am 1. Mai traf ich in Buenos Aires ein.

Der Flug der Entführungsmaschine muß verschoben werden.

In der Maoz, der einzigen Konspirativen Wohnung, die wir im Augenblick besaßen, warteten Kenet, Talmi und Nesher, die mir ausführlich über die Beschattung Klements in den letzten vier Tagen berichteten. Jetzt schien Tatsache, was zunächst Hypothese gewesen war: Klement war fest angestellt, und zwar wahrscheinlich bei einer Firma in Buenos Aires.

Ich informierte dann meine Agenten über die letzten Vorkehrungen für den Flug. Immer noch war als Datum für den Abflug der Delegations-Maschine aus Israel der 11. Mai vorgesehen. Daher müsse der Zugriff, so erklärte ich, spätestens am 10. Mai erfolgen, denn das Flugzeug solle am 13. oder 14. Mai zu seinem Rückflug starten; wir selbst brauchten für den Fall unvorhergesehener Schwierigkeiten ein paar Tage Spielraum.

Inzwischen meldeten sich auch Asher Kedem und sein Freund Lazar bei mir. Ich wies sie an, das Flugfeld und dessen verschiedene Einrichtungen gründlich zu erkunden und sich mit den Zoll-Prozeduren vertraut zu machen.

Nach der Ankunft Zev Kerens, der mit viel Gepäck kam, fuhr ich mit Talmi aus der Stadt hinaus, um eines der Häuser zu besichtigen, das ihm von einem Makler angeboten worden war. Die Gegend war geeignet, die Miete nicht allzu hoch. In der Nähe der Villa standen zwar andere Häuser, doch mit diesem Nachteil war fertigzuwerden, selbst wenn dies nicht mit den Grundsätzen übereinstimmte, die man in der Geheimdienstschule lernt.

Vom Zielgebiet aus war die Villa leicht zu erreichen, sie lag auch in der Nähe des Flughafens. Talmi schloß den Mietvertrag ab, und die Villa gehörte uns. Ich gab ihr den Decknamen „Tira" (Palast).

Auch Kedem und Lazar waren inzwischen aktiv gewesen. Sie suchten das Hauptbüro der staatlichen Luftfahrtgesellschaft Argentiniens auf und baten um Unterstützung bei den Vorkehrungen für den Sonderflug der israelischen Delegation. Kedem und Lazar erhielten die Erlaubnis, den Fernschreiber zu benutzen, um mit den Direktoren ihrer Fluggesellschaft in Israel Verbindung zu halten.

Dann machten sich die beiden Besucher mit den Angestellten der argentinischen Luftfahrtgesellschaft und den Managern der Flughafenbehörde bekannt, die ihnen die Routineabläufe auf dem Flughafen erklärten.

Schon wollten die beiden Israelis den Flughafen verlassen, da erfuhren sie plötzlich, daß die für die Jubiläumsfeierlichkeiten zuständigen Protokollbeamten die israelische Delegation erst am 19. Mai empfangen könnten. Das bedeutete: Der Sonderflug mußte um eine volle Woche verschoben werden.

Sofort war mir klar, daß sich vor uns ein unüberwindliches Hindernis auftürmte. Die Verschiebung der Operation enthielt große Risiken: Wir konnten zwar davon ausgehen, daß sich an Klements täglicher Routine nichts ändern würde, aber wer garantierte, daß Klements Tagesablauf zwei Wochen hintereinander derselbe blieb? Woher sollten wir wissen, ob er nicht einer anderen Schicht zugeteilt wurde? Und was geschah, wenn er die Stellung wechselte oder krank wurde?

Kiosk beim Eichmann-Haus: „Hier kann man ihn überwältigen"

Mehr noch: Wenn wir die Operation um eine Woche verschoben, dann mußte dementsprechend die Überwachung fortgesetzt werden. Damit aber wuchs die Gefahr, von Klement, seinen Nachbarn oder von Passanten entdeckt zu werden.

Immer wieder wog ich alle Faktoren ab, bis ich mir schließlich eine Entscheidung abrang: Die Entführung mußte an dem festgesetzten Tag stattfinden — andernfalls würde uns eine einzigartige Gelegenheit entgehen. Ich wies die Männer an, sich darauf einzustellen, daß die Entführung Adolf Eichmanns am 10. Mai 1960 stattfinden werde.

Im nächsten Heft

Harels Agenten bauen ein Versteck für den Gefangenen Eichmann aus — Die Entführung in der Garibaldistraße — Eichmann: „Ich würde gern einen Schluck Wein haben"

TV: Emma Peels mißratenes Comeback

Als Karate-Emma (Peel) aus dem britischen Erfolgsserial „Mit Schirm, Charme und Melone" ist sie den Deutschen in bester Erinnerung. Noch heute, neun Jahre danach, fordern Diana-Rigg-Fans vom ZDF ein Comeback ihres Idols. Es ist so-

Diana Rigg

weit: Als propere, patente Modezeichnerin in New York kehrt „Diana" (Serientitel) ab kommendem Montag 15mal, um 18.20 Uhr, in den zweiten Kanal zurück. Doch mit der kekken Emma — Steed hab' sie selig — hat diese klamottenkomische „Diana" nur entfernt Ähnlichkeit. Amerikanische TV-Kritiker rüffelten den „abgedroschenen Humor" der Serie; nach acht Wochen flog „Diana" aus dem NBC-Programm. Auch das ZDF hat die Rigg-Episoden schon als Flop abgebucht. „Wenn das gelaufen ist", prophezeit Redakteur Willi Kowalk, „geben die Rigg-Fans bestimmt für zwei Jahre Ruhe."

Film: Rohmers „Marquise von O."

Er hat schon immer „einen romantischen deutschen Stoff in deutscher Sprache" verfilmen wollen; bei Kleist hat er nun „ein vorzüglich geeignetes" Sujet gefunden. „Wort für Wort", aber auch „mit der Distanz, aus der Kleist seine Geschichte erzählt", inszeniert der französische Regisseur Eric Rohmer derzeit, auf einer Burg im fränkischen Ansbach, des Preußen tragisch-ironische Novelle „Die Marquise von O." Rohmer, Kino-Ästhet und Moralist („Claires Knie"), hat neben vielen Laiendarstellern (sich selbst als Statisten) die Elite der Berliner „Schaubühne"

Ganz, Rohmer bei Dreharbeiten

vor die Kamera geholt: Edith Clever spielt die Titelpartie, Bruno Ganz den russischen Grafen, der die tugendsame Marquise im Schlaf vergewaltigt und später ehelicht. Der Hessische Rundfunk, der am Produktionsetat beteiligt ist, wird das Lichtspiel (nach der Kino-Auswertung) ins ARD-Fernsehen bringen.

Komponisten: Mahler auf dem Prüfstand

Ist Gustav Mahler bloß „in", sein gegenwärtiger Erfolg nur ein „Mißverständnis"? Fragen, die an Tabus rühren und kompetenter Antwort harren. Der Neutöner Dieter Schnebel will Mitte Dezember in Bonn ein Tribunal veranstalten, auf dem der nostalgische Boom des österreichischen Spätest-Romantikers analysiert werden soll. Schnebel hat dazu prominente Komponisten, Interpreten, Literaten, Psychologen und Soziologen eingeladen, die in Diskussionen auch anhand von Filmvorführungen (Viscontis „Tod in Venedig") und Konzertdarbietungen allerlei Aspekte der Mahler-Konjunktur erörtern werden: Mahlers „Modernität", „Mahler im Sozialismus" und die Auswertung seiner Werke in der Schallplatten-Industrie.

Kunst: Mailands Brera gastiert

Ein Weltmuseum auf Deutschland-Besuch: Weil die Mailänder Brera, Spitzengalerie für oberitalienische Malerei, ihr brüchiges Haus umbauen muß und nur noch wenige Säle geöffnet hält, ergriff der Baden-Badener Kunsthallendirektor Hans Albert Peters die Chance zu einem ungewöhnlichen Gast-Engagement. Trotz hemmender italienischer Ausleihe-Paragraphen konnte er 73 repräsentative Brera-Gemälde (nebst zehn Privat-Leihgaben) nach Baden-Baden holen und dort zu einem Museum auf Zeit gruppieren (bis 14. September). Die „Botschaft der Freundschaft" (so Italiens Kulturgüter-Minister Spadolini) umfaßt neben Werken venezianischer Großmeister wie Giovanni Bellini, Tizian und Tiepolo einen in Deutschland beispiellosen Querschnitt der Malerschulen von Bologna bis Genua.

Schallplatten: Pop-Tops überspielen die Sommerflaute

In einem nachgebauten Focker-D-VIII-Doppeldecker aus dem Ersten Weltkrieg schlägt der Hamburger Plattenmillionär James Last derzeit in den USA Reklame-Loopings. Er wirbt für seine erste mit besten amerikanischen Studiomusikern in Los Angeles aufgenommene US-LP „Well Kept Secret" (Polydor) — eine überraschend hochwertige Jazz-Rock-Unterhaltungsproduktion in modischem Diskotheken-Sound. Aber nicht nur Last, dessen über 100 in Deutschland gefertigte Gold-LPs trotz weltweiter Beliebtheit immer nur Provinz-Echos aktueller Musikmoden transportierten, auch Vicky Leandros wird in der Sommerflaute des Plattengeschäfts auf Weltniveau gehievt. Ihre in Nashville, Tennessee, mit der Country-&-Western-Elite eingespielte Platte „Across the Water" (Philips), im August zur Veröffentlichung vorgesehen, klingt erfreulich lakonisch und unmanieriert. Zum Top-Entertainer fehlt ihr nur noch ein Quentchen Erfahrung und Personality. Daran ist bei den in Zürich und München lebenden Amerikanern Bill Ramsey und Don Paulin kein Mangel. Sie legen in ihrem Album „Hard Travelling" (Warner Brothers) eine erstklassige Kollektion inspiriert vorgetragener Blues und Folksongs vor.

Last-Werbung

75 Jahre **Dual** Zum guten Ton gehört Dual

Bei Ihrem Fachhändler hören Sie am besten, warum Dual HiFi-Lautsprecherboxen in neutralen Testberichten Bestnoten erhalten!

Vergleichende Tests neutraler Fachleute und unabhängiger Testinstitute geben Dual Lautsprecherboxen in allen tonangebenden Kriterien Bestnoten. Die Fachzeitschrift »HiFi-Stereophonie« bescheinigt im Großtest den Dual Boxen: »Klangneutralität im so wichtigen Bereich der Mitten und Höhen kann man allen Modellen bis herab zu den kleinsten bestätigen«.
Dual bietet praktisch lückenlos in jedem Preis/Leistungsbereich optimale Lösungen. Damit sich auch bei unterschiedlichen Raumgegebenheiten jeder Wunsch erfüllen läßt, hat Dual ein breites, fein abgestuftes Lautsprecher-Programm:
Von der buchgroßen Minibox bis zur kompakten Regalbox; von der superflachen Wandbox bis zur Discothekbox für große und stark gedämpfte Räume.

Machen Sie bei Ihrem Fachhändler die Hörprobe.

Dual Gebrüder Steidinger, Abt. FV,
7742 St. Georgen/Schwarzwald

Niederlande:
Rema Electronics B.V., FVN,
Isarweg 6-8,
NL-1015 Amsterdam-Sloterdijk

Österreich:
Othmar Schimek, Abt. FVA,
Willibald-Hauthaler-Str. 23,
A-5020 Salzburg

Schweiz: Dewald AG,
Abt. FVC, Seestr. 561,
CH-8038 Zürich

Dual HiFi-Beratungsscheck

Schicken Sie mir kostenlos den Spezialprospekt Dual Lautsprecher-Programm und Testberichte Lautsprecher.
(Absender bitte deutlich schreiben)

7510

Entkleidung zu Lust und Tod

SPIEGEL-Redakteur Jürgen Hohmeyer über die Berner Ausstellung „Junggesellenmaschinen"

Es ist ein eigentümlicher Apparat — ein schiere Wirklichkeit gewordenes Stück Alptraum-Erinnerung, das sich gut so beschreiben ließe: „Es war ein großer Aufbau. Das Bett und der Zeichner hatten gleichen Umfang und sahen wie zwei dunkle Truhen aus. Der Zeichner war etwa zwei Meter über dem Bett angebracht; beide waren in den Ecken durch vier Messingstangen verbunden, die in der Sonne fast Strahlen warfen. Zwischen den Truhen schwebte an einem Stahlband die Egge." Wer hat das schon einmal gesehen?

Gesehen hat es noch keiner, aber gelesen hat man's, in Kafkas Erzählung von der „Strafkolonie": die ebenso phantastische wie präzise Beschreibung einer Maschine, die mit den Nadeln ihrer „Egge" einem auf das „Bett" geschnallten Delinquenten sein Verbrechen tödlich in den Rücken schreibt. Nun kann das Ungeheuer, vom Berner Warenhaus Loeb aus Metall und Plexiglas und Watte aufgebaut, leibhaftig in der Kunsthalle der Schweizer Hauptstadt bestaunt werden.

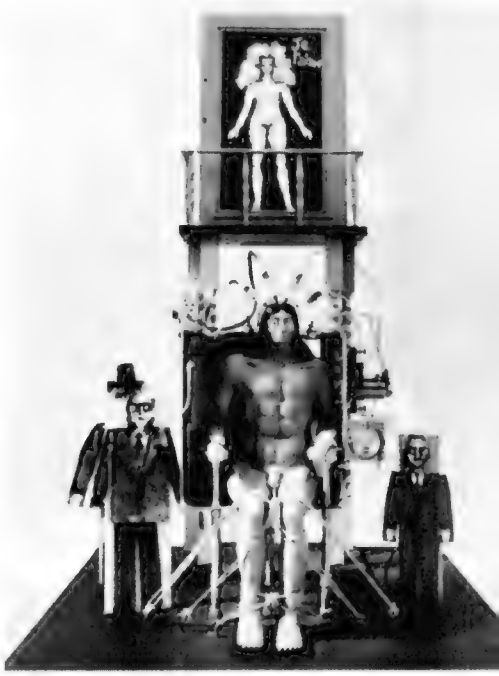
Daß Kafka bei solcher Beschwörung ins Materielle nichts gewinnt und nichts riskiert, versteht sich nebenbei. Die Frage ist, was die Kunsthalle davon hat. Antwort: die „Visualisierung eines mentalen Klimas".

Ausstellung gewordenes Bestreben also, nicht länger bloß Künstler-Werke vorzuzeigen, sondern selber ein System geistiger und psychischer Bezüge ins Anschauliche zu übersetzen. Solcher Ehrgeiz bewegt Harald Szeemann, 42, den früheren Berner Kunsthallen- und späteren Documenta-Leiter, der jetzt als freier Gastregisseur am alten Arbeitsplatz auftritt. Schon im Projektstadium hat seine Inszenierung so viel Echo gefunden, daß sie noch bei acht Instituten von der Biennale in Venedig bis zur Düsseldorfer Kunsthalle fest gebucht ist und somit vor einer annähernd zweijährigen Tournee durch Europa steht*.

Was Szeemann auszudrücken, aufzuführen verlockt hat, umschreibt er mit dem Reiz- und Rätselwort „Junggesellenmaschinen" — eine zwielichtige Vokabel, die in privateste Seelenschlünde zu deuten scheint, die aber auch ihre konkrete Geschichte und Vorgeschichte hat.

Die Fakten: Als „machine célibataire" bezeichnete Dada-Vater Marcel Duchamp den unteren Teil seines unvollendeten Hauptwerks „Das große Glas", ein auf die durchsichtige Scheibe gemaltes Ensemble vom Künstler sogenannter „männischer Gußformen" und scheinfunktionellem Gestänge.

Ein Buch des französischen Schriftstellers Michel Carrouges erhob dann „Die Junggesellenmaschinen" (1954) zum Begriff. Es demonstrierte Ähnlichkeiten (nach Bauplan und symbolischer Bedeutung) zwischen dem „Großen Glas" und mancherlei imaginären Apparaten, die in der schönen Literatur aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg beschrieben stehen: so bei Kafka, so bei den Phantasten Raymond Roussel und Alfred Jarry.



Liebesmaschine nach Jarry

Diese bis ins Detail geschilderten Science-fiction-Ausgeburten sind, auf die knappste Formel gebracht, doppeldeutige Sexual- und Tötungsmaschinen, sie dienen der Exekution und dem (selbstgenügsamen, sterilen) Eros zugleich. Wie Kafkas Hinrichtungsapparat sein Opfer in Ekstase versetzt, stirbt Jarrys „Supermann" auf einer „Liebesmaschine" in Gestalt eines elektrischen Stuhls. Duchamps „Gußformen"-Junggesellen „entkleiden" die im oberen Bildteil angedeutete „Braut" zu Lust und Tod.

„Diamant" nach Roussel

Dieser makabre Mythos ist keineswegs so aus Welt und Zeit, wie es zunächst erscheinen könnte, keineswegs mit der Epoche zwischen 1902 (als Jarrys „Supermann" erschien) und 1923 (als Duchamp die Arbeit am „Großen Glas" abbrach) hermetisch eingesargt. Im Bewußtsein seiner Adepten kommuniziert er nicht nur mit gemalten oder realen Künstlermaschinen bis Klapheck und Tinguely oder den Selbstbefriedigungsapparaturen gerichtsnotorischer Psychopathen, sondern auch (Bazon Brock handelt davon im Berner Katalog) mit jüngsten Emanzipationsdebatten: fortpflanzungsunwilliges Junggesellentum als Kondition der Selbstverwirklichung.

Es ist die Stärke Szeemanns und sein Risiko, den Gesichtskreis so weit zu ziehen. Bei der Documenta hat er das erprobt, in Bern gelingt es ihm mit weniger Verzettelung, weil an einem enger gefaßten Thema. Kunst jedenfalls war nicht das entscheidende Kriterium für die Exponate: Gleiches Recht wie Robert Müller, der ein Künstler ist und ein witziges Masturbations-Fahrrad („Die Witwe des Rennfahrers") montiert hat, bekommt jener Heinrich Anton Müller, der ein Geisteskranker war und seine Perpetuum-mobile-Entwürfe zum „Überleben" (Szeemann) brauchte. In den Kreis der Ausstellungs-Bei-

* In Bern bis 17. August. Ausstellungsverzeichnis 24 Seiten; 2 Franken. Katalog-Buch 224 Seiten; 20 Franken.

träger tritt, primus inter pares, der Organisator selbst. Szeemann reklamiert die Gesamt-Schau als „Ausdrucksmittel, wie man" — nämlich er — „die Dinge sieht", als Prototyp einer neuen, subjektiven Ausstellungskategorie, in der sich auch ein „Museum der Obsessionen" errichten und die Zahlensymbolik des wahnsinnigen Malers Adolf Wölfli optisch darstellen ließe.

Zwar: „Ein Künstler ist man auch noch (!) nicht", aber was sagt das schon, wenn der Künstler doch seine Sonderstellung eingebüßt hat. Mag die Hinrichtungsmaschine, die jetzt in der Berner Kunsthalle steht, aus zweiter, ja dritter Hand sein (denn außer Kafkas Text war noch die — illustrierte — Deutung durch Carrouges notwendig): Um sie zu bauen, mußte erst Ausstellungsmacher Szeemann kommen, der diese Obsession jahrelang mit sich herumgetragen hatte.

Hinrichtungsmaschine nach Kafka

Duchamps „Großes Glas"

„Junggesellenmaschinen" in Bern
Mythos aus Plexiglas und Watte

Das Kafka-Stück, die einzige Konstruktion aus dem Geist der Literatur, die Szeemann allein mit Handwerkern erstellt hat, ist, bedrängend monumental, auch die glaubwürdigste. Wo ihm der französische Bastel-Künstler Jacques Carelman beisprang, bei Jarrys elektrischer Liebesmaschine und zwei Apparaten aus dem „Locus Solus" von Roussel, hat sich ein plumper Panoptikums-Effekt eingeschlichen; im märchenhaften „Diamanten" gehen Puppen an Schnüren auf und ab wie die Rheintöchter in Wagner-Aufführungen der Gründerzeit. Es wäre nur konsequent gewesen, auch noch das „Große Glas" als realen Apparat in drei Dimensionen auszuführen; daran jedoch hat Szeemann sich nicht gewagt, sondern eine Kopie des angeknacksten Originals aufgestellt.

Mit dem Bau dieser Junggesellenmaschine, interpretiert der Duchamp-Forscher Robert Lebel, habe sich ihr Schöpfer von ihr, das heißt von Leerlauf und Autismus, befreit. So ist wohl manches Ausstellungsstück zu betrachten und nicht zuletzt die Inszenierung als ganze, eine Exhibition in doppeltem Sinn. Sie ist ein Ausbruchsversuch unter anderem aus dem Zirkel des Kunstbetriebs, der stets nach frischen Neuerungen giert. Szeemann widmet das „Junggesellen"-Werk, im Katalog eine Gefährtin anredend, „meinen, nein: Deinen, ah ja: unseren Kindern".

ARCHÄOLOGIE

Torte auf Karton

Ihr Schicksal wähnten sie abhängig vom Gang der Gestirne — welch meisterliche Astronomen Maya und Tolteken dabei wurden, lehrt ein Bauwerk, das bislang nur wegen seiner Häßlichkeit berühmt war.

Der kultische Ballspielplatz von Chichen Itzá, mehr als 80 Meter lang und von über acht Meter hohen Wänden gesäumt, war der größte und schönste in Mittelamerika. Auch sonst künden in der Zeremonialstätte der Maya, später Metropole eines Tolteken-Königreichs, imposante Ruinen von Macht und Pracht.

Auf der Plaza ragt das Castillo auf, die steile Tempelpyramide. Den von weiten Säulenhallen umgebenen Kriegertempel bewachen noch immer steinerne gefiederte Schlangen, Sinnbilder des Heros Kukulcan-Quetzalcóatl. Und aus dem Heiligen Brunnen des religiösen und politischen Zentrums auf der Halbinsel Yucatán wurden Skelette von Geopferten, Jadeschmuck und reliefgezierte Goldplatten geborgen.

„Jede Stadt freilich errichtet früher oder später irgendein monströses Gebäude", notierte J. Eric S. Thompson, einer der besten Kenner der Indianer-Hochkulturen, „aber keines ist so scheußlich wie der Caracol von Chichen Itzá." Dieser Rundturm im Süden der Tempelanlagen, benannt nach der Wendeltreppe (Caracol = Schnecke) im Innern, gleiche mit seiner eckigen Plattform „einer doppelstöckigen Hochzeitstorte auf dem Karton, in dem sie geliefert wurde".

Der eigentümliche Mangel an Ebenmaß erscheint erst recht mißlich in architektonisch anspruchsvoller Umgebung. Deshalb haben die Archäologen die Turmkonstruktion mit einer besonderen Funktion — gigantischer Sonnenuhr-Zeiger oder Wachtturm — zu erklären versucht. Seit einem Jahrhundert vermuten sie auch, wenngleich sie Beweise dafür schuldig bleiben mußten, die stumpfe Phallus-Form lasse auf ein Observatorium schließen.

Auf überraschende Weise hat jetzt ein Forscher-Team nachgewiesen, daß der geschmähte Bau tatsächlich geheimnisvolle Beziehungen zum Himmel hat: Die Astronomen Anthony F. Aveni und Sharon L. Gibbs von der Colgate

University in Hamilton (New York) und der Architekt Horst Hartung von der mexikanischen Universität Guadalajara entdeckten an Plattform und Turm eine Vielzahl von Fluchtlinien, die nach astronomisch bedeutsamen Fixpunkten ausgerichtet sind.

Offenbar absichtlich, so erläutern die Wissenschaftler in der US-Zeitschrift „Science", hatten die indianischen Baumeister die meisten Kanten und Achsen des Komplexes nicht parallel oder im rechten Winkel zueinander gezogen.

Diese Linien weisen vielmehr auf den ersten oder letzten Tageslichtschimmer am Horizont bei der Sommersonnenwende und bei Herbst- und Frühlingsbeginn. Durch die Türöffnungen können Auf- und Untergangspunkte der hellen Sterne Canopus, Castor, Pollux und Formalhaut anvisiert werden. Und die Fenster zeigen ebenfalls auf außergewöhnliche Bahnpunkte der Sonne sowie der Venus, der als Abend- und Morgenstern in der altamerikanischen Mythologie göttergleicher Status zukam.

Von der exakten astronomischen Peilung weichen die Fluchtlinien im Bau kaum je mehr als ein Grad ab. Daß solchen kosmischen Bezügen des Turms Zufall zugrunde läge, scheint mithin ausgeschlossen, zumal der Caracol mehrfach nach dem gleichen unsymmetrischen Schema erweitert wurde, bis seine Hauptstrukturen um das Jahr 1000 vollendet waren.

So wird die befremdliche Glaubenswelt der vorkolumbianischen Hochkulturen eher verständlich: Nicht aus astrologischem Fatalismus hielten sie den Gang der Gestirne für schicksalhaft, sondern weil sie darin mit naturwissenschaftlich anmutender Genauigkeit übermächtige Gesetze erkannten.

Vor allem die Maya waren, wie es der Experte Michael D. Coe formulierte, „augenscheinlich besessen von allem, was mit Daten oder dem Kalender zu tun hat". In ihrer komplizierten Zeitrechnung etwa überlagerten sich das 365jährige Sonnenjahr und ein 260-Tage-Zyklus derart, daß jedem Tag bestimmte Vorzeichen zugeordnet waren, deren genaue Folge sich erst nach jeweils 52 Jahren wiederholte.

Diese Zählung, so Coe, „wirkte wie eine dauernd laufende Prophezeiungsmaschinerie": Den Priestern (Titel: „Ah Kin — der Sonne zugehörig") oblag es gleichermaßen, danach die Zeremonien bis hin zum blutigen Menschenherz-Opfer auszurichten, wahrzusagen und Kranke zu heilen, wie Gunst und Ungunst von Tag, Monat und Jahr zu kalkulieren.

Plaza von Chichen Itzá: „Besessen . . .

. . . von Daten und Kalender": **Maya- und Tolteken-Observatorium Caracol**

Die als symbolisch verstandene Himmelsmechanik bestimmte den Ablauf der Arbeiten von Bauern, Fischern und Jägern, Imkern und Handwerkern bis ins einzelne. Vor und während der Riten, die schlechte Vorzeichen ausgleichen sollten, hatte das gesamte Volk zu fasten und geschlechtlich enthaltsam zu sein.

„Wir meinen", folgern denn auch Aveni, Gibbs und Hartung aus ihrer Untersuchung des Caracol, „Astronomen-Priester" hätten zu verschiedenen Jahreszeiten von bestimmten Stellen des Gebäudes aus „den Himmel beobachtet, um dem Volk religiöse und weltliche Ereignisse vorherzusagen".

Ein Bau-Detail erweist besonders deutlich, als wie zwingend die Bewohner von Chichen Itzá das Kreisen der Sterne empfanden. In der Treppe des Caracol-Sockels ist wider alle architektonische Vernunft eine Nische ausgespart; als diese Stelle archäologisch untersucht wurde, kamen zwei Säulen zutage, von denen die eine rot, die andere schwarz bemalt war.

Rot aber galt in der Maya-Kosmologie als Farbe des Ostens, schwarz als Farbe des Westens. Und eine durch den Spalt zwischen den Säulen gezogene Linie weist zum nördlichsten Untergangspunkt der Venus.

Die trotz aller Überbauungen bewahrte Doppelsäule, erklären Aveni und seine Kollegen, wird also wohl „ein Monument des Abend- und Morgensterns" gewesen sein.

Mit diesem Planeten nahmen die Maya es ohnehin genau. Das scheinbare („synodische") Venus-Jahr bestimmten sie mit 584 Tagen. Moderne Berechnungen ergaben — höhere Präzision erst zwei Stellen hinter dem Komma — eine Dauer von 583,92 Tagen.

LITERATUR

Mutmaßung über Bullerjann

Rechtzeitig zum Prozeß veröffentlicht Gerhard Zwerenz einen Roman über den Fall Guillaume — über „die größte humoristische Einlage der deutschen Nachkriegsgeschichte".

Wenn Günter wirklich ein Spion ist", sagt Frankfurts „uriger" SPD-Oberbürgermeister Bullerjann, „fress' ich 'nen Besen." Auch der zwielichtige „Chef", offiziell „Abteilungsleiter Abwehr-DDR vom Bundesverfassungsschutzamt", sucht angeblich

noch immer nach einem Beweis für die Spionagetätigkeit des „G". Oberstaatsanwalt Parilla hingegen, CDU-Mitglied, überlegt: „Warum sollten sie nur einen einzigen Guillaume entsandt haben? Warum nicht zwei? Zehn? Hundert?"

So steht es geschrieben, zwar nicht gerade in den Gerichtsprotokollen, wohl aber im Buch zum Prozeß. Denn während noch in Düsseldorf über den fatalen DDR-Agenten verhandelt wird, ist er schon da, der erste Roman zum Fall Guillaume — auch er ein bedenkliches Ding, das monatelang wie eine Geheimsache gehütet worden war:

Um wenigstens bis zur Auslieferung einstweiligen Verfügungen zu entgehen, hatte der Verlag weder Vorausexemplare verschickt noch sonst irgendeine Vorwerbung betrieben; ein juristisches Gutachten war eingeholt worden; und Autor Gerhard Zwerenz, 50, der sonst nie viel Federlesens beim Produzieren von Literatur macht, hatte das Werk schließlich noch einmal gründlich überarbeitet.

Am vergangenen Mittwoch kam „Die Quadriga des Mischa Wolf" in den Handel und Zwerenz eigens nach Bonn, um auf einer Pressekonferenz vom gefährlichen Geschäft des Schreibens und einer „literaturfeindlichen Rechtslage" zu künden*.

Nicht, daß er sich etwa der Ausspähung von Staatsgeheimnissen schuldig fühlen müßte, nicht, daß sein Buch sonderlich Neues über Guillaume offenbarte — er wollte ja auch bloß eine „literarische Komödie" verfassen, eine „Clownerie" über „die größte humoristische Einlage der deutschen Nachkriegsgeschichte", einen echten Zwerenz (Motto: „Ich neige zum anarchischen Schreiben") über „die Guillaumisierung der Landschaften und Orte".

Und so erfand er denn einen mitunter reichlich konfusen Detektivroman, in dem Fakten und Fiktionen, erdachte und reale Gestalten sowie „Mischfiguren" mit echtem und erfundenem Namen so kunterbunt durcheinanderwirbeln, daß sich daraus fast so etwas wie ein Polit-Quiz ergibt: Wer ist wer an Rhein und Main?

Wen zum Beispiel soll jener „knochenkonservative" christdemokratische „Energieprotz" Parilla mit der Beinprothese darstellen, der über den enttarnten Spion ermitteln muß? Wer ist jene aparte schwedische Journalistin Barbara, die „so scharf war auf Willy Brandt"? Wer vor allem könnte mit jenem hohen Verfassungsschützer gemeint sein, der sich am Ende als gerissener Super-Guillaume entpuppt?

Dazwischen gibt es Bonmots über den Kanzler und seinen Beschatter, respektlose Bemerkungen über Wehner,

Romanautor Zwerenz
Freiheit mit Schnepfen

Ehmke und Werner Höfer, Mutmaßungen über Leber, den DDR-Geheimdienst-General Mischa Wolf und dessen Emissäre. Auch die CIA ist mit von der Partie, sogar die Leiche von Evita Perón; und eine „resche Frau Andreas", noch „bis vor kurzem im Bundeskanzleramt beschäftigt", informiert über „die erotische Ausstrahlung bei Guillaume".

Daß freilich solch ein literarischer Cocktail nicht ganz unbedenklich ist, haben Autor und Verlag spätestens dann geahnt, als der Roman auf den Fahnenabzügen vorlag. Der renommierte Stuttgarter Urheberrechts-Experte Ferdinand Sieger, um Belehrung ersucht, klärte sie über die „in den letzten Jahren entwickelten Kriterien" zur „Abwägung zwischen Informations- und Kunstfreiheit und den verschiedenen Bereichen des Persönlichkeitsschutzes" gründlich auf.

Keine andere literarische Form sei beim gegenwärtigen Stand der Rechtslehre und Rechtsprechung „so leicht und sicher angreifbar wie die Mischung aus Fiction und Non-Fiction", schrieb er und verwies auf ein Präzedenz-Urteil: 1971 hatte das Bundesverfassungsgericht in letzter Instanz die Verbreitung von Klaus Manns „Mephisto"-Roman untersagt, weil in ihm das Persönlichkeitsrecht von Gustaf Gründgens (der im Buch unter anderem Namen, aber dennoch deutlich erkennbar auftritt) verletzt worden sei.

„Persönlichkeiten der Zeitgeschichte", instruierte der Anwalt, müßten sich zwar die Abbildung in optischer, epischer oder dramatischer Form gefallen lassen, doch nur „relativ" und nur insoweit, „als sie der Zeitgeschichte und der Öffentlichkeit zugeordnet sind".

In ihrem „Privat- oder Intimbereich" jedoch — und der, meint Sieger, beginne „gewissermaßen schon mit Dienstschluß" — sind die illustren Zeitgenossen rechtlich geschützt: Dort „fällt in der Bundesrepublik in aller Regel die Interessenabwägung zugunsten des Persönlichkeitsschutzes und zu Lasten der Publikationsfreiheit aus".

Daß beispielsweise das Modell zum „berühmt-berüchtigten" „Quadriga"-Bullerjann (falls real vorhanden) zum dritten Mal verheiratet ist, sei seine Privatsache und ginge niemanden etwas an. Im „Intimbereich" schließlich, rund ums Bett herum, höre die Informationsfreiheit vollends auf, „weil es überhaupt nicht mehr auf den Wahrheitsbeweis, wäre dieser selbst erbringbar, rechtlich ankommt".

Eben diesen „Privatbereich" und diese „Intimsphäre" aber, schrieb Sieger, habe Zwerenz so ausgiebig verletzt, daß er nur einen Ausweg wisse: Der Romancier solle allen Anspruch auf Authentizität fallenlassen und zur „Camouflierung" der Wirklichkeit einen Erzähler nach Art von Thomas Manns „Doktor Faustus"-Chronisten Serenus Zeitblom einführen, „der die ganze Geschichte und ihre Zeit- und Personen-Bezüglichkeiten als Phantasiegebilde ausgibt".

Zwerenz, der nun merkte, „wohin der juristische Hase läuft", hat diesen Rat so gewissenhaft beherzigt, daß Sieger fast schon als Mitautor gelten darf.

In der neuen „Quadriga"-Fassung präsentiert sich als erzählende Körperschaft eine „Projektgruppe Zeitblom"

Spion Guillaume, Kanzler Brandt: Masken vorgebunden

* Gerhard Zwerenz: „Die Quadriga des Mischa Wolf". S. Fischer Verlag, Frankfurt; 312 Seiten; 29,80 Mark.

neu dtv

Allgemeines Programm:

Jeremy Bernstein:
Albert Einstein
Deutsche Erstausgabe
1014 / DM 5,80

Bernhard Grzimek:
Auch Nashörner gehören allen Menschen
Kampf um die Tierwelt Afrikas
Mit zahlreichen farbigen und einfarbigen Fotos des Verfassers
1082 / DM 9,80

Edward Bulwer-Lytton:
Was wird er damit machen?
Nachrichten aus dem Leben eines Lords
Ein Criminal-Roman. 2 Bände
1083, 1084 / je DM 9,80

Ernst Heimeran:
Lehrer, die wir hatten
1085 / DM 3,80

Gedichte auf Bilder
Anthologie und Galerie
Hrsg.: Gisbert Kranz
dtv-Originalausgabe
1086 / DM 8,80

Der Kampf um Berlin 1945
in Augenzeugenberichten
Hrsg.: Peter Gosztony
Vorwort von Propst H. Grüber
1088 / DM 9,80

Heinz Zahrnt:
Wozu ist das Christentum gut?
1089 / DM 5,80

Wissenschaftliches Programm:

Stuart R. Schram:
Das politische Denken Mao Tse-tungs. Das Mao-System
WR 4169 / DM 12,80

Gebhardt
Handbuch der deutschen Geschichte
Hrsg.: Herbert Grundmann
Band 17: Wilhelm Treue
Gesellschaft, Wirtschaft und Technik Deutschlands im 19. Jahrh.
WR 4217 / DM 9,80

Adalbert Stifter:
Studien. Vollständige Ausgabe nach dem Text der 2. Auflage (1847–1850)
Nachwort Fritz Krökel. 2 Bände
Dünndruck-Ausgabe
6037, 6038 / je DM 9,80

dtv zweisprachig:

Antoine de Saint-Exupéry:
Le Désert. Les Camarades
Die Wüste. Die Kameraden
französisch-deutsch
9103 / DM 4,80

von der „Universität Eurasia-City", die im Jahr 2024, nach „verheerenden Bürgerkriegen um die Jahrtausendwende" und nach „massiver Vernichtung der Archive", den Fall Guillaume „intuitiv", in einem „Roman der alten Schule" zu rekonstruieren versucht.

Warum sie das allerdings tut, ist nicht recht ersichtlich. Denn „zeitkritisch-ironische Einsichten" oder gar ein „Psychogramm der Gesellschaft" von 1974, das Zwerenz wohl im Sinn hatte, vermittelt sie kaum. Sie liefert allenfalls einen Jux mit Längen, der vielleicht noch offenbart, wie weit ein Autor zu jener Guillaume-Zeit gehen durfte, wenn er Fakten „fiktionalisierte" und zum Beispiel Hinweise auf des Kanzlers „Schnepfen" als dichterische Freiheiten abtat.

Fürs erste fühlt sich Zwerenz fein raus. „Ich habe", sagt er, „den Figuren Masken vorgebunden. Soll nun mal einer kommen und behaupten, er sei darunter und fühle sich beleidigt. Wer so was sagt, verantwortet seine Demaskierung selbst und spricht mich frei von jeder Schuld."

Sieger hatte ihn schon zuvor beruhigt: „Viele offen benannte oder aber den eingeweihten Kreisen identifizierbare potentielle Anspruchsberechtigte werden gute Gründe haben, von ihrem Unterlassungsanspruch keinen Gebrauch zu machen."

FILM

Rote Hilfe

„Mutter Küsters' Fahrt zum Himmel". Spielfilm von Rainer Werner Fassbinder. Deutschland 1975; Farbe; 119 Minuten.

Keiner nutzt Film so flink und fleißig, um Ärger oder Ängste loszuwerden, wie der Mann, der nach Art banger Seelen gern in Leder und schweren Landsknecht-Stiefeln geht: Rainer Werner Fassbinder, 29.

In seinem 27. Film schlägt er, endlich, den schrecklichsten Erscheinungen unserer Zeit aufs Haupt, den Linken und den Medien: Gleisnerische Ausbeuter alle beide und schuld am Tode seiner Heldin Emma Küsters.

„Mutter Küsters' Fahrt zum Himmel" nimmt den Titel von einem berühmten Prolet-Film des Jahres 1929, „Mutter Krausens Fahrt ins Glück". Nach Mutter Krausens Freitod faßt, auf der Leinwand, die Weltrevolution ehern Tritt; die Küsters hinterläßt nur Ratlosigkeit und Resignation.

Der Film spielt in Frankfurt, wo Fassbinder als Theaterdirektor genügend Muße hatte, linke Rankünen zu erdulden. Er spielt aber auch in Fass-

Bestseller

	BELLETRISTIK		SACHBÜCHER	
1	**Habe: Palazzo** Walter; 29,50 Mark	(2)	**Vester: Denken, Lernen, Vergessen** DVA; 28 Mark	(1)
2	**Lenz: Der Geist der Mirabelle** Hoffmann und Campe; 16,80 Mark	(1)	**Leonhard: Am Vorabend einer neuen Revolution?** C. Bertelsmann; 32 Mark	(2)
3	**Knef: Das Urteil** Molden; 29,80 Mark	(4)	**Ryan: Die Brücke von Arnheim** S. Fischer; 39,80 Mark	(4)
4	**Kishon: Kein Öl, Moses?** Langen-Müller; 19,80 Mark	(3)	**Köhnlechner: Vermeidbare Operationen** Droemer; 24 Mark	(3)
5	**Danella: Die Hochzeit auf dem Lande** Hoffmann und Campe; 24 Mark	(5)	**Schelsky: Die Arbeit tun die anderen** Westdeutscher; 34 Mark	(5)
6	**Dahl: Kuschelmuschel** Rowohlt; 25 Mark	(8)	**Gordon: Familienkonferenz** Hoffmann und Campe; 22 Mark	(7)
7	**Palmer: Dicke Lilli – gutes Kind** Droemer; 29,50 Mark	(6)	**Illich: Die Enteignung der Gesundheit** Rowohlt; 19,80 Mark	(9)
8	**West: Harlekin** Droemer; 29,80 Mark	(7)	**Kogon: Der SS-Staat** Kindler; 9,80 Mark	(8)
9	**Bergman: Szenen einer Ehe** Hoffmann und Campe; 18 Mark	(9)	**Küng: Christ sein** Piper; 38 Mark	(6)
10	**Handke: Die Stunde der wahren Empfindung** Suhrkamp; 19,80 Mark	(10)	**Heyerdahl: Zwischen den Kontinenten** C. Bertelsmann; 29,80 Mark	(10)

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „Buchreport".

binders Kino-Welt aus zitierten Klischees und falschen Gefühlen, wo die kleinen Leute in Lore-Zungen reden („Ich trage neues Leben, Mutter") und die Schicksalsbändiger aus dem Melodram herabsteigen.

Eingangs sehen wir Mutter Küsters (Brigitte Mira, volkstümlich) beim Zubereiten von Salat. Da plötzlich, Menetekel, unterbricht das Radio seine Feierabendmusik für eine „Durchsage": Ein Arbeiter habe seinen Personalchef erschlagen und Selbstmord verübt.

Bald wird es klar: Das Schicksal hat mit hartem Knöchel an die Tür der Küsters geklopft. Denn der Mann, der da Amok lief, aus Sorge um Massenentlassungen, war Vater Küsters, „ein guter Mensch", wie Mutter Küsters sagt. Aber nicht für die Medien.

Sie wollen der Alten helfen, Vater Küsters zu rehabilitieren, schreiben Aufrüttelndes in der „UZ" und machen ihn postum zum Revolutionär. „Ein Revolutionär war mein Hermann nie", sagt Mutter Küsters, aber weil sie mit Kommunisten „so gut reden" kann, tritt sie der DKP bei, wird als Werbeträger ausgenutzt und fallengelassen.

Rote Hilfe findet sie, nun zum Kohlhaas erwacht, bei einem jungen Mann mit Brille. Der hat einen fanatischen Blick, zu Haus ein nacktes Mädchen auf der Matratze und spricht zu Mutter Küsters, sie brauche „eine Aktion".

Und die geht dann so: Mit ihr und einem „Kommando Küsters" besetzt er die „Illustrierte", nimmt Geiseln, fordert Gegenbericht, „Freilassung aller politischen Gefangenen", und den Rest

Fassbinder-Film „Mutter Küsters' Fahrt zum Himmel"*: „So ist die DKP"

Vor allem der Reporter der „Illustrierten", der sich Mutter Küsters in menschlicher Haltung genähert hatte, macht aus dem „Fabrikmörder" einen Saufkopf und Kinderprügler; überdies liiert er sich mit Tochter Küsters, einer drittklassigen Nachtklub-Sängerin.

Verlassen von allen, sieht Mutter Küsters zwei vornehme Gestalten nahen, das reiche Ehepaar Tillmann (Karlheinz Böhm und Margit Carstensen). Milde wie Quäker ziehen sie die Witwe ans Herz und ins schöne Heim, und in einer trauten Stunde gestehen sie: „Ja, Mutter Küsters, wir sind Kommunisten", Abteilung DKP.

Das kann Mutter Küsters gar nicht glauben, sie hielt sie für Millionäre. „Was wir haben, haben wir schon lange", belehrt sie Herr Tillmann, versonnen über eine rote Blume gebeugt. Und Frau Tillmann küßt sie auf die Stirn.

erzählt Fassbinder auf Rolltiteln: Ballerei, Mutter Küsters tot.

Das sei kein Film über Politik, sagt Fassbinder, sondern über das Leben, und das bestehe nun mal aus Klischees. „Die DKP-Leute, die ich kenne, die sind so", sagt er, „und die Anarchisten darf ich gar nicht kennen."

Es ist, in seinem Tunnelblick (Fassbinder: „Alle Linken sind dumm"), ein ärgerlicher, präpotenter Film, so schlagend die Häme wirkt, mit der Fassbinder seine Linken malt, und so subtil er den alltäglichen Schrecken zeichnet, in dem seine kleinen Leute leben müssen.

Das Rochieren mit Klischees auf privatem Seelengrund kann viel zutage fördern, Sprachlosigkeit der Figuren und ihre eisige Einsamkeit. Polemik mit Klischees auf politischem Terrain zeugt von Denkfaulheit. Wo steht er selbst? Fassbinder sagt es: „Hinter der Kamera, und da gefall' ich mir ganz gut."

Fritz Rumler

* Mit Margit Carstensen, Brigitte Mira, Karlheinz Böhm.

MEDIZIN

Dichte Schlieren

Das Röntgenbild des weiblichen Brustdrüsengewebes — so glaubt ein US-Mediziner — kann Aufschluß darüber geben, ob eine Frau besonders brustkrebsgefährdet ist.

Alle Ärzte kennen das fächerig feinverzweigte Schattengewirr — das Drüsengewebe der weiblichen Brust, wie es sich in einer Mammographie darstellt. Wann aber bedeutet die Diagnose „ohne Befund" aus dieser speziellen Röntgenaufnahme „gesund"?

Allein in der Bundesrepublik erkranken jedes Jahr 22 000 Frauen an Brustkrebs. Sie haben Glück, wenn ihr Gynäkologe sie lehrte, in regelmäßiger Selbstuntersuchung nach Knötchen zu tasten, oder wenn ein Röntgenologe bei der Routine-Mammographie einen kleinen diffusen Fleck findet und richtig beurteilt: Frühzeitig erkannt, beträgt auch beim Brustkrebs die Rate der Dauerheilungen zwischen 70 und 90 Prozent.

Die Wahrscheinlichkeit zu erkranken, so weit geben Statistiken Aufschluß, wächst zu Beginn der Wechseljahre. Jedoch wie wenig oder stark gefährdet die einzelne Frau ist, schien bislang nicht vorhersehbar.

Anhaltspunkte, daß es doch warnende Vorzeichen für die bösartigen Wucherungen gebe, glaubt nun ein US-Mediziner gefunden zu haben. Dr. John N. Wolfe, Chef-Radiologe am Hutzel-Hospital von Detroit, kam zu dieser Hypothese bei der Auswertung von mehr als 5000 Mammographien seiner Klinik und aus dem Tumor-Register der Krebsstiftung von Michigan.

Das Brustkrebs-Risiko schätzt Wolfe nach vier Kategorien ab:

- ▷ Es ist am geringsten, wenn die Brust normal viel Fettgewebe enthält; zu dieser Gruppe zählten etwa 41 Prozent der untersuchten Frauen — nur jede Tausendste aus dieser Gruppe erkrankte in den ersten 30 Monaten nach der Mammographie;
- ▷ die zweite Gruppe bilden Frauen, bei denen sich etliche Drüsengänge im Röntgenbild deutlich abzeichnen — es waren 26 Prozent der Fälle mit einer Erkrankungshäufigkeit von 0,4 Prozent;
- ▷ in der dritten Gruppe gibt schon die Hälfte des Drüsengewebes einen schärferen Röntgenkontrast — es waren ebenfalls 26 Prozent der Fälle, die Erkrankungshäufigkeit jedoch lag bei 1,7 Prozent;
- ▷ das höchste Risiko schließlich besteht offenbar, wenn das gesamte Drüsengewebe (das sich normalerweise mit zunehmendem Alter zurückbildet) auf dem Röntgenbild in

Mammographie
Vier Risikogruppen für Krebs

dichten Schlieren erscheint — zu dieser Gruppe gehörten die restlichen sieben Prozent der untersuchten Frauen, ihre Brustkrebs-Quote betrug 2,2 Prozent.

„Für die tägliche Praxis folgt", konstatierte Wolfe, „daß eine Frau der Gruppe mit höchstem Risiko von ihrem Arzt sehr viel sorgsamer untersucht und wahrscheinlich jedes Jahr oder öfter geröntgt werden müßte."

Fachkollegen indes bezweifeln, ob dieses Schema verallgemeinert werden kann. So weist Dr. Margaret A. Child von der Michigan-Krebsstiftung darauf hin, daß die Mammographien der Wolfe-Studie durchweg von Frauen stammten, die wegen irgendwelcher Verdachtsmomente zur genaueren Untersuchung geschickt worden waren. Immerhin, meinte die Biostatistikerin in einem Bericht der „Medical World News", wäre Wolfes Klassifikation „außerordentlich wertvoll", wenn auch bei der Gesamtbevölkerung etwa die Hälfte aller Frauen in die Gruppe der „nur gering Gefährdeten" einzuordnen wären.

„Das Schema gilt nicht absolut", räumt auch Wolfe ein. Im Einzelfall jedoch wendet er es schon an — für radikale Vorsorge.

„Wenn eine Frau der höchsten Risiko-Gruppe anderweitig vorbelastet ist, also zum Beispiel Knoten in der Brust hatte oder wenn ihre Mutter oder Schwester an Brustkrebs gestorben ist, sollte der prophylaktische Eingriff erwogen werden", erläuterte er. „Wir machen das bereits."

Wenn das erkrankungsverdächtige Drüsengewebe herausgeschält und durch ein Kunststoff-Implantat ersetzt werde, „bleibt das Aussehen der Brust erhalten, die Gefahr eines Karzinoms aber wird in 99 Prozent dieser Fälle gebannt".

PSYCHOANALYSE

Ende eines Traumas

Ein sowjetischer Literaturforscher erschüttert die Analytiker-These, Dostojewski sei ein literarischer Vatermörder gewesen.

Mit 17 Jahren verlor Rußlands — neben Tolstoi — bedeutendster Romancier, Fjodor Michailowitsch Dostojewski, seinen Vater, und über 100 Jahre lang galt als sicher, daß der reiche, geizige und jähzornige Säufer von seinen Leibeigenen erschlagen wurde. Nunmehr hat der sowjetische Literaturwissenschaftler Gennadij Fjodorow ermittelt: Der Arzt und Gutsbesitzer Michail Andrejewitsch Dostojewski war arm, krank und rechtschaffen, er starb an einem Gehirnschlag.

Den Artikel Fjodorows publizierte die Moskauer „Literaturnaja gaseta" am 18. Juni zusammen mit einem Kommentar des Fjodorow-Kollegen W. J. Kirpotin auf einer vollen Seite. Die Entlarvung der Legende vom bösen Vater ist wichtig, denn sie entkräftet die psychoanalytische These über Dostojewskis Vaterhaß und dessen Rückwirkung auf Leben und Werk des Dichters, eine These, die Biographen, Historiker und Kritiker entscheidend beeinflußt hat.

Maßgebend hierfür war auch die Autorität Sigmund Freuds. Der Begründer der Psychoanalyse griff 1928 mit einem Aufsatz „Dostojewski und die Vatertötung" in die Diskussion ein, nachdem sein Schüler Jolan Neufeld schon 1923 eine kleine Schrift zur Psychoanalyse Dostojewskis (1821 bis 1881) veröffentlicht hatte. Sie erschien zwei Jahre später auf russisch.

Neufeld und Freud übernahmen aus den 1920 publizierten „Memoiren" der Dichter-Tochter Ljubow Fjodorowna die Version von der Ermordung des Vaters, die in den achtziger Jahren schon Dostojewskis jüngerer Bruder Andrej Michailowitsch in die Welt gesetzt hatte. Die Dostojewskaja schilderte ihren Großvater zudem als trunksüchtig, tyrannisch und wohlhabend.

Freud zog aus der angeblichen Ermordung des Vaters den Schluß, dieses Ereignis sei für den Dichter das „schwerste Trauma" seines Lebens und der „Angelpunkt seiner Neurose" gewesen. Er fand auch „die Formel für Dostojewski", den Neurotiker: „Ein besonders stark bisexuell Veranlagter, der sich mit besonderer Intensität gegen die Abhängigkeit von einem besonders harten Vater wehren kann" — eine Formel, in die er auch die „affektive" Epilepsie des Romanciers und dessen „lethargische Schlafzustände" in der frühen Jugend einbezog. Freud deutete sie wie die epileptischen Anfälle nach dem vermeintlichen Mord-Trauma als „Selbstbestrafung für den Todeswunsch gegen den verhaßten Vater". Dafür sprach auch, daß der Dichter während seiner Verbannung in Sibirien angeblich „frei von Anfällen" gewesen sein sollte.

In diesen analytischen Deutungszusammenhang paßte der Vatermord in Dostojewskis berühmtestem Roman „Die Brüder Karamasow". Freud-Schüler Neufeld war von der „Identität" des Dichters mit der Figur des indirekt am Vatermord beteiligten Iwan

Sträfling Dostojewski (l.), Leidensgefährten: Irrte Freud?

Karamasow überzeugt, und auch Freud sprach von der „unverkennbaren Beziehung" zwischen dem Roman-Mord und dem „Schicksal von Dostojewskis Vater".

Sowjet-Forscher Fjodorow hat nunmehr dieses Schicksal anhand amtlicher Dokumente und anderer Quellen aufgeklärt:

- ▷ Der natürliche Tod an Gehirnschlag wurde von zwei Ärzten unabhängig voneinander bezeugt und von zwei Gerichten bestätigt.
- ▷ Eine zweite Untersuchung fand statt, als ein Gutsbesitzer Leibrecht vage Zweifel vom Hörensagen an der Todesursache äußerte. Das Verfahren erbrachte keine Verdachtsmomente für einen gewaltsamen Tod, Leibrecht wurde daher amtlich verwarnt.
- ▷ Die Behauptung, die angeblich schuldigen Bauern hätten Ärzte und Juristen bestochen, um die Untersuchung niederzuschlagen, erwies sich, schon von allen Forschern angezweifelt, als unhaltbar.

Die Bestechungsthese erschien bereits ihrem Urheber, Dostojewskis jüngerem Bruder, als fragwürdig. Seinen Bericht kommentiert Fjodorow: „Es ist erstaunlich: Dem Sohn war nicht bekannt, daß die Untersuchung länger als 16 Monate gedauert hat."

Ebenso sind für Fjodorow die Behauptungen der Dostojewskaja über den Charakter ihres Großvaters „durch sichere Quellen nicht belegt". Er nennt Michail Andrejewitsch vielmehr einen „bemerkenswerten Arzt" und „großartigen Vater", der Gesundheit und Geld opferte, um seine beiden ältesten Söhne auf eine teure Ingenieur-Schule nach Petersburg schicken zu können.

Nach dem Tod seiner Frau, die mit 37 Jahren an Schwindsucht starb und ihm sieben Kinder hinterließ, das jüngste anderthalb Jahre alt, war Dostojewskis Vater völlig gebrochen und konnte, selbst krank, nicht mehr praktizieren. Sein Versuch, das Gut wieder hochzubringen, scheiterte. Kurz vor seinem Tod am 6. Juni 1839 schilderte er seinem Sohn Fjodor brieflich die Katastrophe: Schnee bis zum Mai, dann Hitze, Dürre und Stürme — „eine Bedrohung nicht mehr mit der Armut, sondern mit dem nackten Hunger".

Fjodorows Entdeckung ist auch ideologisch bedeutsam. Noch immer gilt die Psychoanalyse in der Sowjet-Union als bürgerlich-reaktionär. Daß es Fjodorow nunmehr gelungen ist, die analytische Dostojewski-Deutung zumindest erheblich anzukratzen, wird in der „Literaturnaja gaseta" voller Genugtuung verzeichnet.

So heißt es im redaktionellen Vorspann: „Der Erfolg der sowjetischen Dostojewski-Wissenschaft ist eng mit ihrem offensiven Charakter verbunden, mit der Kritik der bürgerlichen Konzeptionen . . . vor allem jener, die sich darum mühen, Dostojewskis Werke ihres entschiedenen sozialen Engagements zu berauben und sie auf die Besonderheiten von Persönlichkeit, Seele und Charakter einzuschränken."

MUSIKMARKT

Neger vom Dienst

International werden Popmusiker von der Unterhaltungsindustrie ausgetrickst. Schlußlicht: die deutschen („Kraut"-)Rocker.

Wir stehen in jedem Rock-Lexikon, doch das nützt uns gar nichts", so besang, kürzlich im ZDF, Baßgitarrist Lothar Meid musizierende „Helden aus dem Untergrund". Wer „Kraut-Rock" (Sendungstitel) macht, so belegte der TV-Beitrag, ist übel dran.

Rockband „Triumvirat": Hoffnung auf plus minus null

So groß das Renommee der Pop-Germanen im Ausland neuerdings auch sein mag, so unterprivilegiert werkt das Gros der Elektrogitarristen und Schlagzeuger daheim — bei Durchschnitts-Monatseinkommen um 700 Mark.

Nur etwa 100 der rund 3000 Rockgruppen in der Bundesrepublik können — knapp — vom Musikmachen leben; sie haben keinen Platz in den Medien, keine Chance in der staatlichen Arbeitsvermittlung, und sie erhalten, Neger vom Dienst, keinerlei staatliche Subvention, wie sie die Kulturbürokratie für Provinztheater und Opernhäuser willig zahlt.

Pop-Talente zu fördern — wie es beispielsweise die kanadische Regierung zugunsten ihres Rock-Exports tut —, kam deutschen Kultusministerien auch nach Vorlage der Künstler-Enquete des „Instituts für Projektstudien" nicht in den Sinn. Dort wurde, Anfang dieses Jahres, die Situation der Popmusiker ausführlich dokumentiert.

Westdeutschlands Rock-Volk ist, von keinem Interessenverband gestützt, dem Zugriff der internationalen Musikindustrie schutzlos ausgeliefert. Und „der totale Wirtschaftsliberalismus" der Rock-Szene ruft zwangsläufig Spekulanten auf den Plan — so Pop-Kritiker Franz Schöler in einer „kommerziellen Skandal-Chronik der Rockmusik".

Die Chronik, Bestandteil einer kürzlich von Schöler herausgegebenen Essay-Anthologie*, belegt allerdings auch, daß der Kraut-Rocker lediglich das Schlußlicht in einem weltweiten System von Ausbeutungsmechanismen des Musik-Business ist: Sogar die Beatles und die Rolling Stones waren trotz Spitzen-Umsätzen Ende der sechziger Jahre kaum fähig, ihre Steuerschulden abzutragen.

Nach Experten-Schätzung betrug der Gesamtumsatz der Beatles mit allen Nebenrechten bis 1970 rund eine Milliarde Dollar; bis heute aber konnte nicht geklärt werden, auf welchen obskuren Sperrkonten, in welchen zweifelhaften Management-Kanälen der Großteil dieses Geldes geblieben ist. Denn nicht nur Raubpresser, Copyright-Diebe und Tonband-Piraten beuten Rockmusiker ohne Rücksicht aus. Parasiten hocken auch in allen Abteilungen der Unterhaltungsindustrie.

So sind Amerikas Tourneeveranstalter offenbar stillschweigend übereingekommen, daß eine ausländische Newcomer-Gruppe auf der ersten USA-Tour grundsätzlich nichts verdienen dürfe. Die Impresarios lassen sich die Einstands-Konzertreise prinzipiell von einer interessierten Plattenfirma finanzieren, die derlei Unkosten später von den Musikertantiemen aus Plattenum-

* „Let it rock". Herausgegeben von Franz Schöler. Reihe Hanser. 240 Seiten; 12,80 Mark.

sätzen einbehält. Geschädigt sind die Bands: Die im Odenwald ansässige Combo „Nektar“ mußte zu ihrer (erfolgreichen) USA-Tournee Ende letzten Jahres rund 100 000 Mark zuschießen, das Kölner „Triumvirat“ und die Hamburger Soul-Band „Atlantis“ hoffen nach ihren erfolgreichen US-Tourneen noch auf eine Abrechnung „plus minus null“.

Natürlich gibt es auch gutverdienende Stars, die ihr Geld gelegentlich bedenkenlos verschwenden. Aber daran allein kann es nicht gelegen haben, daß die Millionen-Dollar-Bluessängerin Janis Joplin nach ihrem Heroin-Tod 1970 ein Barvermögen von nur 2500 Dollar hinterließ. Unklare Verträge, dubiose Abmachungen und die clever verbrämte Profitgier der Pop-Kapitalisten haben es ermöglicht, daß auch der erbberechtigte Vater des schlafmitteltoten Gitarren-Genies Jimi Hendrix von dessen auf eine halbe Million geschätztem Nachlaß-Vermögen bislang kaum einen Dollar bekommen hat.

„Im Musikgeschäft“, soll der umstrittene Beatles- und Stones-Manager Allen Klein gesagt haben, „gibt es keinen geschriebenen Vertrag, den man nicht brechen könnte“ — wie wahr. Vor zwei Jahren verklagte der Sänger und Songkomponist John Phillips vom Ensemble „Mamas and Papas“ seine Plattenfirma ABC-Dunhill auf neun Millionen Dollar Schadenersatz. Die Firma habe — laut Phillips in der US-Musikindustrie ein gebräuchliches Verfahren — vom Handel remittierte Platten widerrechtlich noch einmal ausgeliefert und dafür keine Tantiemen bezahlt. Der Prozeß läuft noch.

Eine ähnlich lukrative Untugend lasten deutsche Rockmusiker, Verleger und Produzenten deutschen Plattenfirmen an. Da sich die Künstlertantieme — vier bis zwölf Prozent vom Großhandelspreis oder 18 bis 22 Prozent für eine von den Musikern finanzierte Eigenproduktion — bei Exporten halbiert, manipulieren einzelne Firmen mutmaßlich zu eigenen Gunsten ihre Export-Abrechnungen: Die zum halben Tantieme-Satz etwa nach Holland gelieferten LPs werden von firmennahen Großhändlern nach Deutschland rückimportiert und hier vertragswidrig und gewinnträchtig abgesetzt.

„Grateful Dead“, die ehemalige Hippie-Musikkommune in San Francisco, hat daher nicht nur — wie andere Rockbands — ein eigenes Plattenlabel eingerichtet. Aus Skepsis gegenüber den in Super-Konzerne eingebetteten Vertriebsfirmen etablierte die Gruppe auch einen (von Fan-Clubs getragenen) eigenen Vertrieb. Für die ausgepowerte deutsche Rock-Szene wäre das ein denkbares Modell.

„Als wir unsere Platten vom Warner-Brothers-Konzern vermarkten ließen“, sagt Grateful-Dead-Geschäftsführer Ronald Rakow, „verdienten wir 33 Cents pro LP, jetzt sind es 1,22 Dollar. Von unserem letzten Warner-Brothers-Album ‚Europe '72‘ haben wir in einem halben Jahr in den USA 360 000 Exemplare verkaufen können, vom ersten Album ‚Wake of the Flood‘ in unserem eigenen Verteilersystem in der gleichen Zeit 423 000 Stück.“

FORSCHUNG

Edle Wilde

Bis 1971 lebten die Tasaday auf den Philippinen wie Steinzeitmenschen — dann sahen sie sich dem 20. Jahrhundert konfrontiert.

Der amerikanische Journalist John Nance kletterte in Manila in einen Hubschrauber und landete knapp 15 Flugstunden später im Paläolithikum: Im Regendschungel der Philippinen-Insel Mindanao, 800 Kilometer südöstlich von Manila, stieß er auf den bislang unerforschten Urwaldstamm der Tasaday, die dort — mitten im 20. Jahrhundert — ein friedliches Leben unter Steinzeitbedingungen führten: Sie nährten sich von Wurzeln, kannten weder Jagd noch Ackerbau und schliefen in Felshöhlen.

Bis zu jenem Junitag des Jahres 1971, als der „große heilige Vogel“ am Rande ihres Regenwaldes aufsetzte, hatten die 26 Steinzeitmenschen — nach Ansicht führender Wissenschaftler „die bedeutendste anthropologische Entdekkung dieses Jahrhunderts, wenn nicht gar mehrerer Jahrhunderte“ — noch nie einen Zeitgenossen aus der zivilisierten Welt, geschweige denn einen Helikopter, zu Gesicht bekommen.

Kein Wunder, daß der Kulturschock die Tasaday nach eigenem Bekunden „wie ein Blitzschlag“ traf, „vor dem wir nicht gewarnt worden waren“. Sie zitterten, bekamen vor Schreck starre Augen, warfen sich zu Boden und fürchteten: „Wir sterben, wir werden alle sterben!“

Doch auch die Zivilisations-Menschen, die vom Himmel in die Vorzeit der eigenen Spezies gefallen waren, spürten Erschütterung. Fanden sie sich doch unversehens mit Rousseaus „edlen Wilden“ konfrontiert, deren Arglosigkeit, Freundlichkeit und Güte ihnen „einfach unglaublich“ erschien.

John Nance, AP-Korrespondent in Manila, hat die Tasaday nach dieser ersten Begegnung noch einige Male besucht und insgesamt 72 Tage mit ihnen gelebt. Die literarische Ausbeute seiner Ausflüge in die philippinische Regenwald-Idylle ist jetzt in den USA auf den Markt gekommen*.

Tasaday-Gruppe in ihrer Wohnhöhle: Angst vor dem großen Wort

Die erste Kunde von der Existenz des primitiven Stammes, so berichtet Nance in seinem populärwissenschaftlichen Report, war durch einen eingeborenen Jäger und Märchenerzähler namens Dafal an die Außenwelt gedrungen. Anfang der sechziger Jahre folgte er beim Aufstellen von Fallen in dem gebirgigen Dschungelgebiet von Mindanao rätselhaften menschlichen Fußspuren und stieß auf drei kleine braunhäutige Männer, die nackt bis auf einen Lendenschutz aus Blättern mit einem spitzen Stock in der Erde nach Wurzeln

* John Nance: „The gentle Tasaday“, Verlag Harcourt Brace Jovanovich, Inc., New York, 480 Seiten; 15 Dollar.

Beim SONY können Sie sehen, warum er nicht so billig ist wie andere: auf dem Bildschirm.

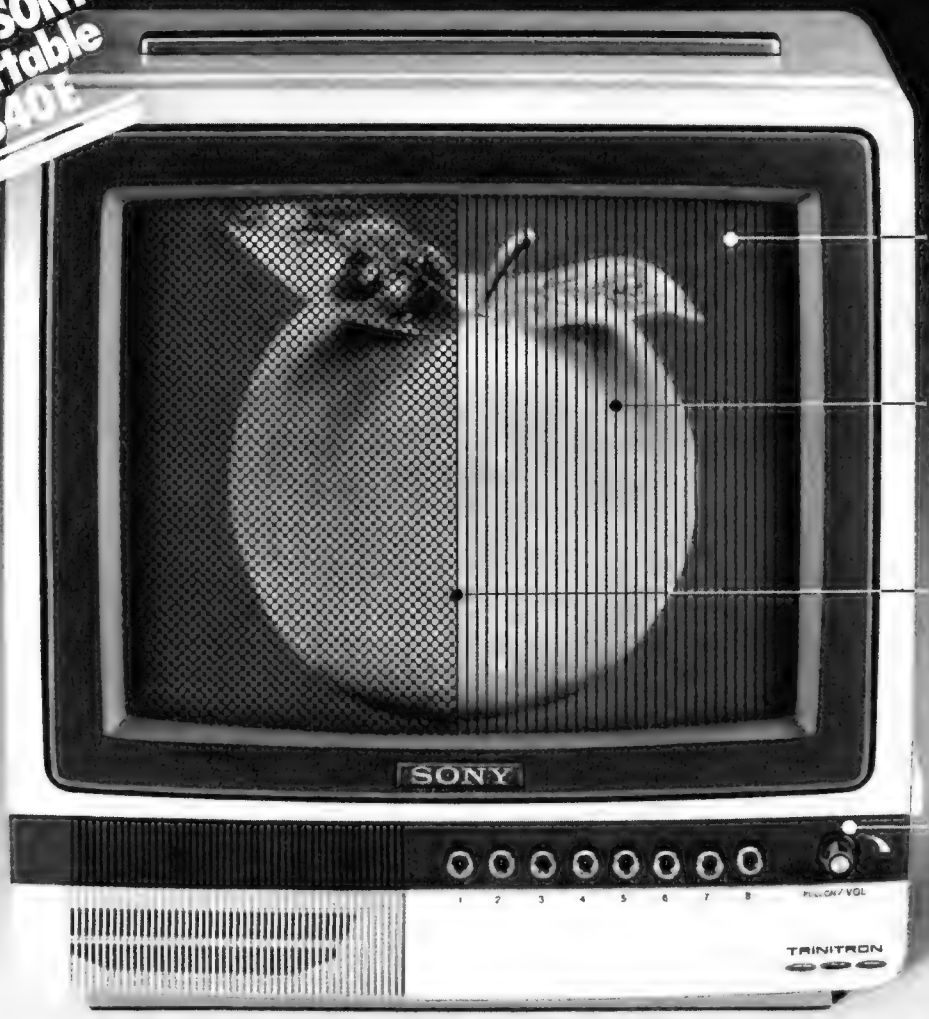
Andere heben oft heraus, daß sie etwas billiger sind. Wir erklären hier, warum wir etwas teurer sein müssen. Und warum es sich gerade bei wirtschaftlicher Überlegung lohnt, in einen SONY zu investieren.

1. Nur SONY Farbfernseher haben die einzigartige TRINITRON-Bildröhre. Sie liefert ein um 30% helleres – und schärferes Bild. Sie können also mit weniger Belastung betrieben werden. Ergebnis: eine ungewöhnlich lange Lebensdauer.
2. Durch die außerordentlich ausgereifte Technik haben Reparaturen bei SONY Farbfernsehern Seltenheitswert. Dazu trägt auch die doppelte Einzelkontrolle jedes Gerätes bei.

Deshalb lohnt es sich, vor der Entscheidung für einen Farbfernseher einen SONY anzusehen. Schon beim ersten Blick werden Sie wissen warum.

Der neue SONY Farb-Portable KV-1340E

Die einzigartige SONY TRINITRON-Röhre. Nur eine große elektronische Linse statt 3 kleiner: exaktere Strahlenbündelung, ein deutlich schärferes Bild.



Streifenmaske statt konventioneller Lochmaske: ein um 30% helleres Bild.

Durch Streifenmaske vertikale Farbverschiebungen unwirksam: ungewöhnliche Farbgenauigkeit.

Vergleich konventionelle Lochmaske gegen SONY Streifenmaske. Zur Verdeutlichung in vergrößerter Darstellung.

Sofortton – und für ein schnelleres Bild: das neue Quick-Start-System mit Restspannungs-Speicher.

SONY®

Auf der Funkausstellung finden Sie uns vom 29. 8. – 7. 9. 1975 in Halle 20, Stand 2020.

Wegbereiter für die audio-visuelle Zukunft.

SONY GmbH, 5 Köln 30, Mathias-Brüggen-Str. 70/72

stocherten. Er setzte den Fliehenden nach und konnte sie allmählich von seinen friedlichen Absichten überzeugen.

Später versorgte Dafal die Waldbewohner im Austausch gegen eßbare Wurzeln, seltene Pflanzen und saftigen Bethel-Priem mit metallenen Ohrringen, Stoffschutz für ihre Geschlechtsteile, einer Mundharfe aus Bambus, aber auch mit Pfeil und Bogen und mit einer Art Buschmesser — Danaer-Geschenke, welche die primitiven Steinzeitmenschen mit einem Schlag durch Jahrtausende menschlicher Entwicklungsgeschichte katapultierten.

Im Laufe der Jahre kamen Dafals Tasaday-Storys auch dem philippinischen Regierungsbeauftragten für ethnische Minderheiten, Manuel Elizalde jr., zu Ohren, und er bat Dafal, ein Treffen zu arrangieren und die scheuen Ureinwohner aus ihrer Abgeschiedenheit zu locken, bevor Straßentrassen die Idylle zerstörten. So verließen die Tasaday im Juni 1971 zum erstenmal ihr Dschungel-Refugium, um den Besuch

Tasaday, Hubschrauber

Aufstieg zur Wohnhöhle

Tasaday beim Feuermachen

Tasaday-Steinaxt

Steinzeit-Stamm Tasaday: „Zurück zu den Wurzeln unserer alten Gefühle?"

aus Himmelshöhen zu erwarten. Er war für sie „momo dakel diwata", der große Gottmensch der Tasaday, dessen Ankunft ihnen von den Ahnen vorausgesagt worden war.

Mit Hilfe von Dolmetschern aus nahegelegenen Bergstämmen erfuhren Elizalde und sein Begleiter Nance allmählich mehr über die Lebensgewohnheiten dieser einzigartigen sozialen Gruppe.

Die Tasaday kannten weder Aggressionen noch Herrschaftsansprüche. Sie beschnüffelten und tätschelten einander zärtlich und teilten jeden Bissen miteinander. Freund heißt bei ihnen „kakay", Begriffe wie Kampf, Krieg, Feind oder Töten existierten in ihrer Sprache nicht. Auch ihre Kinder erzogen sie mit Argumenten, nie mit Schlägen. Folgerichtig kannten sie auch keine Angst, außer vor dem „großen Wort" — Tasaday-Bezeichnung für Donner und Gewitter.

Nicht nur untereinander, auch mit der Natur lebten die Dschungelmenschen in Harmonie. Bevor sie den Gebrauch des Messers, sowie Pfeil und Bogen und das Fallenstellen gelernt hatten, waren sie Vegetarier; höchstens Krabben oder Frösche variierten den Küchenzettel. „Schweine und Affen", erzählten die Tasaday dem Journalisten aus Manila, „waren unsere Freunde, wir konnten sie berühren." Jetzt aber, so wunderten sie sich, „laufen sie weg". Dafür kannten sie rund zweihundert Pflanzen. Pflanzenstrünke, deren Wurzeln oder Früchte sie geerntet hatten, setzten die Tasaday wieder in den Boden ein — erste Ansätze einer Akkerbau-Kultur?

Doch obwohl die Tasaday infolge dieser frugalen Kost täglich höchstens 1000 bis 1500 Kalorien zu sich nehmen, litten sie nicht an Unterernährung, Parodontose, Tuberkulose oder anderen Mangelerscheinungen. Die einzigen Krankheiten, die bei ihnen festgestellt wurden, waren Leistenbrüche, Blutvergiftungen und Bronchitis.

Religiöse Bedürfnisse und Vorstellungen hatten die Tasaday nicht. Ihr einziger Gott, der Regierungs-Abgesandte Elizalde, von dem sie nur Gutes erwarteten, war von Fleisch und Blut. Ihre Toten begruben sie nicht, sondern ließen sie im Wald liegen und bedeckten sie mit Blättern, ohne die Stelle irgendwie zu markieren. „Wir denken nicht gern über Tasaday nach, die fortgegangen sind", erklärte einer von ihnen, „das schmerzt uns von innen."

Nach mehreren Visiten erst führten die Tasaday Elizalde und Nance zu ihren drei Wohnhöhlen in einem abgelegenen Gebirgstal, zu denen sie sich mittels Wurzelstrünken und Lianen hochhangelten. Dort schliefen sie auf dem nackten Felsboden, den sie mit Blättern sauberfegten. Die Hausarbeiten waren genau aufgeteilt. Meist sorgten die Männer für Nahrung und Brennholz, während die Frauen das Essen bereiteten und auf die Kinder aufpaßten — aber die Rollen waren nicht festgelegt.

Da sie in der Minderzahl waren, kam den Frauen besondere Bedeutung zu (zwei Drittel der Tasaday sind Knaben oder Männer). Trotzdem lebten die vier erwachsenen Paare streng monogam. Da bei den Tasaday der Inzest ta-

buiert ist, müssen sich die Männer ihre Ehefrauen zudem bei anderen Stämmen suchen, mit denen sie freilich schon längere Zeit keinen Kontakt mehr haben. Doch Scham- und Potenzängste waren ihnen fremd. Geschlechtsverkehr bedeutete in ihrer Sprache „miteinander spielen", und darüber unterhielten sie sich auch ganz offen. („Hast du es letzte Nacht getan?", „O ja, dreimal").

Doch ein größeres Problem als die Brautsuche dürfte für die Tasaday, die ihr bedürfnisloses Leben in der unwegsamen Dschungellandschaft liebten, die Außenwelt sein, die so unvermittelt bei ihnen eingebrochen war. Reporter, Fernsehleute und Wissenschaftler bedrängten sie mit Neugier und Indiskretion. „Wir werden ganz wund innerlich, wenn die Leute uns fragen, fragen, fragen", beklagte sich ein Tasaday, „aber wir wissen nur, was wir wissen." Schließlich lehnten sie sich auf: „Vielleicht sollten wir zur Wurzel unserer alten Gefühle zurückkehren."

Doch dazu war es bereits zu spät. Die Tasaday, Nance bestätigt es in seinem Buch, hatten „vom Baum der Erkenntnis genascht" und Gefallen daran gefunden. Mehr Messer bedeuteten für die einst so genügsamen Waldläufer und Sammler mehr Nahrung, mehr Brennholz, ein besseres Leben.

Doch schon haben sie auch dessen Kehrseite kennengelernt: „Wir essen mehr, unsere Körper werden schwerer, unsere Beine werden schwerer, und vielleicht bekommen wir Schwierigkeiten, im Wald zu laufen." Einer befürchtet sogar das Allerschlimmste: „Wenn wir nicht aufpassen, ist das der Anfang von schweren Köpfen."

FRAUEN

Hilfe in Holland

Die Frankfurter Staatsanwaltschaft ermittelt gegen Frauen, die Abtreibungsfahrten nach Holland organisieren — Folgen des Karlsruher Urteils.

Der Spruch der Karlsruher Verfassungsrichter, der im Februar die 218-Reform mit der Fristenregelung vereitelte, ließ Trotz hochkommen. Dem, protestierte das Frankfurter Frauenzentrum laut, „beugen wir uns nicht". Denn, propagierten die Feministinnen unverdrossen, „über unseren Körper bestimmen wir".

Zu Leibe rückten den Frauen am Dienstag vorletzter Woche acht Beamte der Frankfurter Mordkommission und ein Staatsanwalt. Zu Beginn der Sprechstunde stürmte der Fahndungstrupp den Frauentreff in der Eckenheimer Landstraße 72 — wohlfeile und wohlbekannte Adresse für Schwangere, denen ihre Umstände nur Last sind.

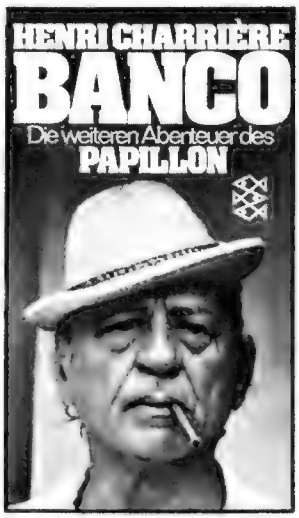
Die Polizisten beschlagnahmten Karteien, photographierten Plakate

Fischer Taschenbücher. Neu im Juli:

Diese und alle anderen neuen Fischer Taschenbücher in Ihrer Buchhandlung.

Henri Charrière
Banco
Die weiteren Abenteuer des Papillon
Band 1615/DM 6,80

Seine Devise war: Alles oder nichts! Ob als Kompagnon eines Falschspielers in den Diamantenfeldern, als Bankräuber oder oder Liebhaber, Papillon steht seinen Mann.



Carlos Castaneda
Eine andere Wirklichkeit
Neue Gespräche mit Don Juan
Band 1616/DM 5,80

Bei seiner zweiten Begegnung mit Don Carlos geht es um das zentrale Thema des „Sehens," eine Art der Welt- und Selbsterfahrung, die mit unseren rationalen Denkweisen weder psychologisch zu erklären, noch in der Erlebnisintensität überhaupt zu vergleichen ist.

Henry James
Daisy Miller
Novelle
Band 1647/DM 3,80

Franz Kafka
Brief an den Vater
Band 1629/DM 3,80

Autorenkollektiv
Kinderfernsehen
Wenn Ernie mit der Maus in der Kiste rappelt
Vorschulerziehung im Fernsehen
Band 1580/DM 6,80

und notierten die Personalien der Anwesenden. „Genug Material", stellte Oberstaatsanwalt Dietrich Rahn nach der Staatsaktion fest, um „oganisierte Beihilfe zur Abtreibung" nachweisen zu können. Und für die politische Abteilung der Staatsanwaltschaft fiel auch einiges ab. Denn in letzter Zeit, weiß Rahn, sei „die ganze Materie eindeutig zu einer politischen Angelegenheit geworden".

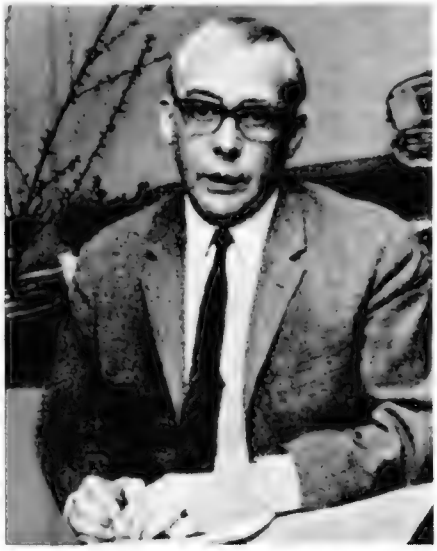
Die brisante Sache: Nach dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts bot die links orientierte Frankfurter Frauengruppe neben den Adressen auch gleich die Autofahrt zu Abtreibungskliniken in Holland an: Zunächst mit Privatwagen, dann, der großen Nachfrage wegen, jeden Samstag im gecharterten Omnibus, nach dem Motto „Gemeinsam im Bus — mit der Angst ist Schluß" und zum Preise von rund 280 Mark, alles inklusive.

Gleich dem Beispiel von Frankfurt, wo die Behörden den Frauen die Tour vermasseln wollen, könnte bald bundesweit die Bewegung ins Stocken geraten. Preiswerte Hilfe in Holland haben Frauenzentren schon allerorten besorgt — in München und Münster, Hamburg und Heidelberg; und eine „Solidaritätsfahrt nach Holland", zu der letzte Woche die Feministinnen aufriefen, soll das Bundesbündnis festigen. Doch dann „kommen auch anderswo die Staatsanwälte nicht umhin", warnt Hessens Justizminister Herbert Günther, „die Ermittlungen aufzunehmen".

Eher lasch lavierte die Justiz in den letzten Jahren, wenn es galt, Verstöße gegen den Paragraphen 218 zu ahnden. Wurden 1968 im Bundesgebiet noch nahezu 600 Personen wegen illegalen Abortes bestraft, so schrumpfte die Zahl im Zuge der Änderungs-Diskussion über die Abtreibungs-Bestimmung zusehends: 1973, so die Buchführung im Bonner Justizministerium, verurteilten Richter nur noch 150 Delinquenten — zwei Drittel kamen mit einer Geldstrafe davon. Und nachdem im letzten Jahr die Fristenregelung das Parlament passiert hatte, ließen die Justizbehörden die Abtreibungsakten einfach liegen.

Doch „der Schwebezustand ist durch das Karlsruher Urteil beendet", weist Hessens Günther jetzt die neue Richtung: „Es bleibt uns keine Wahl mehr." Und die Frankfurter Staatsanwaltschaft beruft sich denn auch darauf, gegen das Frauenzentrum streng nach ihrem gesetzlichen Auftrag zu handeln: „Einschreiten, sofern zureichende tatsächliche Anhaltspunkte vorliegen" — wie Paragraph 152 der Strafprozeßordnung (StPO) fordert.

Doch anderswo, so scheint es, treten die Fahnder lieber auf der Stelle, etwa, wenn Frauen-Zeitschriften Adressen



Frankfurter Oberstaatsanwalt Rahn Sturm mit der Mordkommission

im Ausland offerieren, oder auch, wenn Namen hilfsbereiter Ärzte die Runde machen. „Die ermitteln da", klagt Rechtsanwältin Inge Hornischer für die Frauenorganisation, „wo es ihnen gerade recht ist."

Kritik kam auch von anderer Seite. Die Frankfurter SPD bedauerte den Vorstoß, da die hilfesuchenden Frauen jetzt, so Vorsitzender Fred Gebhardt, „geradezu in die Arme von Kurpfuschern getrieben werden". Die FDP rügte, daß man hier, so Frankfurts Vorsitzender Andreas von Schoeler, „demonstrativ gegen einige Frauen vorgeht, nur weil sie sich offen zur Abtreibung bekennen". Und die Humanistische Union nannte den Staatsakt eine „formaljuristische Heuchelei".

Selbst der juristische Nachwuchs ging mit den Staatsanwälten ins Gericht. Eine Gruppe Hanauer Rechtsreferendare bot prompt „den von der Strafverfolgung bedrohten Frauen jede uns mögliche Unterstützung" an und gestand selbst, „in der Vergangenheit Abtreibungsmöglichkeiten vermittelt" zu haben.

Die Frankfurter Fahnder rückten sich derweil noch weiter ins schiefe Licht. Sie wollten nur Helferinnen verfolgen, kündigten sie an, nicht aber die Frauen, denen in Holland geholfen wird. Durchaus rechtens: Zwar macht sich auch strafbar, wer im Ausland einen unerlaubten Eingriff vornehmen läßt, selbst wenn dort der Schwangerschaftsabbruch, wie in England beispielsweise, legal ist. Die Staatsanwaltschaft kann in diesem Fall aber, nach eigenem Ermessen, „von der Verfolgung . . . absehen".

Anwältin Hornischer: „Die Absicht ist klar, allein das Frauenzentrum soll kriminalisiert werden." Unbeirrt wollen die Feministinnen die Busse weiter rollen lassen. „Wenn wir die Aktion stoppen", befürchtet eine Zentrums-Sprecherin, „dann müssen die Frauen wie früher auf den Küchentisch."

Frankfurter Frauenzentrum: „Mit der Angst ist Schluß"

SPRECHFUNK

Schrapp im Schrott

Einen neuen Volkssport — Kommunikation über Sprechfunk — erwarten westdeutsche Fachhändler. Bonn hat für Walkie-Talkies „die liberalsten Bestimmungen der Welt" erlassen.

Der „Deutschen Weston Corporation/Funkgeräte GmbH" in Nürnberg rennen die Kunden neuerdings „die Bude ein". Die „Kaiser electronic GmbH" zu Heidelberg erwartet „ein immenses Geschäft".

Den mittsommerlichen Nachfrage-Boom bei Händlern und Herstellern von Funkgeräten hat eine Verfügung des Postministeriums ausgelöst, die seit dem 1. Juli jedermann erlaubt, mit je-

dem per Äther zu kommunizieren. „Jetzt heißt es", jubelte letzte Woche ein Sprecher der „Drahtlose Nachrichtentechnik GmbH & Co KG", „Funk frei für Lieschen Müller".

Gestützt auf Empfehlungen der Konferenz der Europäischen Post- und Fernmeldeverwaltungen (CEPT), haben Bonns Postler Bestimmungen erlassen, die Fachleuten wie dem hannoverschen Spezialhändler Reinhard Richter als „die liberalsten der Welt" erscheinen: Nach Jahrzehnten der Prohibition dürfen Bundesbürger nunmehr gebührenfrei und ohne besondere Genehmigung bestimmte postalisch geprüfte Walkie-Talkies und Autofunkgeräte betreiben; für solche „Sprechfunkanlagen kleiner Leistung" hat die Post zwölf Kanäle im Kurzwellen-Frequenzbereich um 27 Megahertz freigegeben**.

In diesem „Citizen-Band" (CB), wie Insider das nunmehr bürgeroffene 27-MHz-(11-Meter-)Band nach US-Vorbild nennen, kann sich tummeln, wer immer sich mit begrenzten Reichweiten zufriedengibt: im Stadtgebiet zwei bis drei Kilometer, auf dem Land das Doppelte. „Bald", hofft ein Hamburger Händler, „kann man jede Menge Schuljungs sehen, die mit solchen Dingern auf der Straße rumlaufen."

Schon richten sich die Hersteller darauf ein, daß auf die Taschenrechner-Welle eine Walkie-Talkie-Welle folgt und CB-Funken zum Volkssport wird — betrieben beim Pilzesammeln, im Auto und im Kinderzimmer. Gebannt beobachten Elektronik-Unternehmer den CB-Markt in den USA, wo bislang zehn Millionen Geräte abgesetzt werden konnten.

Der Heidelberger Händler Kaiser ist gar sicher, daß in der Bundesrepublik „eines Tages jeder Autofahrer so eine Anlage in seinem Fahrzeug hat". Sein Kollege Richter erwartet Kundschaft auch aus den Reihen der Lkw-Fahrer: „Die könnten sich dann auf Staus und auf Radarfallen hinweisen."

Bis zum 1. Juli war das 27-MHz-Funken lediglich Bundesbürgern erlaubt, die ein amtlich anerkanntes Bedürfnis nachzuweisen verstanden hatten. Diese rund 80 000 „Bedarfsträger" — Hilfsorganisationen, Betriebe, Sportvereine — mußten allerdings „irre Auflagen" (Richter) beachten.

Das strikte Reglement war jedoch während der letzten Jahre von immer mehr Funk-Fanatikern durchbrochen worden. Überall in der Bundesrepublik taten sich sogenannte Autohilfsklubs auf, die als Ziel angaben, Rettungsdienste zu leisten, primär aber ihren Mitgliedern Funkgenehmigungen verschaffen wollten. „Offenbar", kommentierte das Fachblatt „Funkschau", „verbindet hier die Illegalität."

Viele dieser Freizeit-Funker dachten nicht daran, sich an die Auflagen zu halten; manch einer machte sich einen Spaß daraus, den Funkmeßdienst der Post (CB-Jargon: „Meßdiener") zu narren — etwa mit unzulässigen Sende-Hochantennen, die beim Nahen der „gelben Gefahr" mit wenigen Handgriffen in zugelassene Empfangsantennen verwandelt wurden.

Neben Tausenden solcher Graufunker sind im 27-MHz-Bereich Hunderttausende von Schwarzfunkern — nach Expertenschätzungen eine halbe Million — mit Geräten aktiv geworden, die in der Bundesrepublik zwar vertrieben, aber nicht betrieben werden dürfen und die vom Handel mit dem augenzwinkernden Hinweis „Nur für den Export" angeboten werden.

Die Postler, von den Schwarzen als „Gilb" verspottet, mußten schließlich klein beigeben — was ihnen nicht schwerfiel. Denn Schwarz- und Graufunker sind im CB-Bereich, so das Postministerium, oft selbst „im Nahfeld nicht einzupeilen"; zudem können Privatfunker im Bürgerband „kaum Schaden anrichten", weil auf diesen Frequenzen, von Profis verächtlich „Schrottband" genannt, kommerzieller Funkbetrieb ohnehin kaum möglich ist.

Im 27-MHz-Bereich nämlich stören häufig die Hochfrequenz-Generatoren der Industrie ebenso wie ärztliche Diathermie-Geräte und, bei bestimmten ionosphärischen Bedingungen, ausländische Sender. „Oft hört man da", jammert ein CB-Praktiker, „lauter Schrapp-schrapp und Gequatsche aus Italien, aber nicht den Partner."

Für viele der alten CB-Funker ist die Freigabe denn auch „eine herbe Enttäuschung": Nun, meint beispielsweise der seriöse „Not-Funk-Dienst Niedersachsen e. V.", werde das CB-Band „noch dichter", so daß „in einigen Jahren auch der härteste CB-Funker die Waffen gestreckt" haben werde. Schon erwägen ernsthafte Nutzer, von Firmen bis hin zu ländlichen Feuerwehren, auf jene kürzeren Wellen auszuweichen, auf denen seit langem schon Polizei und viele Taxen funken.

Polizei-Funkgerät
Geschäft mit Format

Jedermann-Funkgeräte*
Frei für Lieschen

Weil sich dieser Trend eher verstärken wird, rechnen Elektronik-Händler und -Hersteller nun mit einem doppelten Geschäft: erst der Ansturm auf die relativ billigen Jedermann-Geräte (zwischen unter 100 und 600 Mark), sodann der Reibach mit teureren Anlagen von Taxifunk-Format (rund 2000 Mark) für jene „kommerziellen Bedarfsträger, die langfristig aus dem 27-MHz-Bereich vergrault werden, weil Hinz und Kunz dazwischenbrabbeln".

Vorerst allerdings müssen sich Hinz und Kunz gedulden: Noch sind die Hersteller erst dabei, Anlagen zu entwickeln, die den verschärften gerätetechnischen Bestimmungen entsprechen; noch hat das Fernmeldetechnische Zentralamt (FTZ) kein einziges Gerät mit einer seiner neuen Serienprüfnummern versehen.

Gleichwohl wurden schon in der vergangenen Woche vielerorts Walkie-Talkies verkauft: Mancher Elektronik-Händler sah eine Chance, seine Lagerbestände an alten, nicht genehmigungsfähigen CB-Geräten abzubauen.

Um die FTZ-Bestimmungen kümmerten sich Geschäftsleute und Kunden nun weniger denn je. Ein Händler: „Wenn die Post bislang nicht zur Überwachung in der Lage war, wird sie es in Zukunft erst recht nicht sein." ◆

* Im Neckermann-Katalog; mit alten FTZ-Nummern.

** Zugelassen für jedermann sind seit dem 1. Juli neben mobilen auch ortsfeste Funkanlagen mit einer Ausgangsleistung von 0,5 Watt. Für stationäre Anlagen müssen allerdings Gebühren (monatlich 15 Mark) gezahlt und Einzelgenehmigungen beantragt werden; der Antragsteller braucht jedoch weder einen Verwendungszweck anzugeben noch einen Bedarf nachzuweisen.

spectrum

Elan mit 30 – Schwung im Alter

Wer mit 30 Jahren glücklich und zufrieden ist, hat auch mit 70 noch Spaß am Leben. Das enthüllt eine US-Studie, die auf Interviews aus den Jahren 1928 und 1929 zurückgreift. Damals hatte das „Institut für menschliche Entwicklung" 142 Männer und Frauen aus dem Raum von San Francisco nach ihrer Lebenseinstellung befragt. Ein Interviewer-Team der Universität von Kalifornien griff das Material auf und besuchte 1968/69 dieselben Personen, um neuerlich nachzufragen. Erstmals liegt damit ein Forschungsbericht über das Altern vor, der einen Zeitraum von 40 Jahren berücksichtigt. Es stellte sich heraus: Personen, die im Alter zu Depressionen, Ängstlichkeit und Passivität neigen, äußerten schon mit 30 Selbstzweifel und Niedergeschlagenheit. Aktivität, verschiedene Interessen und Aufgaben halten dagegen die Menschen bis ins hohe Alter frisch und bei Laune. Frauen, so beobachteten die Wissenschaftler, die in ihren besten Jahren ausschließlich auf ihre Familie konzentriert waren, hätten später den höchsten Grad an Unzufriedenheit zu Protokoll gegeben.

„Playboy"-Service auf Spesen?

„Häschen", Gast

Vom Gütesiegel „Playboy" ist der Lack ab. Das berühmte Männer-Magazin — im Vergleich zur nachdrängenden, scharfen Konkurrenz eher onkelhaft und steril geworden — verliert ständig an Auflage, die „Playboy"-Hotelkette meldet Verluste, die Aktien des Imperiums fallen. Oberplayboy und Konzernherr Hugh Hefner will nun sogar auf den Lock-Effekt des von ihm gewählten Markenzeichens verzichten, wenn es der Zahlenbilanz dient: Aus den Namen verschiedener Clubs soll das Wort „Playboy" verschwinden, so daß nichts mehr an die traditionellen „Häschen" erinnert, die dort die Gäste betreuen. „Wir hatten Mühe", so „Playboy"-Vizepräsident Victor A. Lownes, „die Chefs großer Firmen davon zu überzeugen, daß ihre Angestellten auf Geschäftsreisen bei uns tatsächlich arbeiten — und nicht nur Hasen jagen."

TV-Weltrekord in Japan

Das fernsehverrückteste Volk der Welt sind die Japaner. Sie sitzen durchschnittlich sieben Stunden und 17 Minuten am Tag vor dem Fernsehapparat (83 Prozent haben Farbe, 43 Prozent ein Zweitgerät). Die erste Einschalt-Spitze wird bereits um acht Uhr morgens verzeichnet. Erleichtert stellte die US-Firma Nielsen nach Erhebung der TV-Daten fest: Mit sechs Stunden und elf Minuten pro Tag könnten die Amerikaner allenfalls auf dem zweiten Platz landen — gleichauf mit den Kanadiern. Die Bundesrepublikaner bringen es auf knapp zwei Stunden täglich.

Cola aus der Plastikflasche

Jahrelang hat Coca-Cola der Plastik-Epidemie auf dem Verpackungssektor glas-klaren Widerstand entgegengesetzt — jetzt ist auch hier die Kunststoff-Ära angebrochen. Fünf Jahre lang bastelten die Coca-Strategen an einem Plastikbehälter, der die vertraute Glasflasche ablösen soll: stabil, bruchsicher und nur ein Achtel so schwer. Während die Herstellerfirma Monsanto bereits zwei neue Fabriken baut, um den Großauftrag bewältigen zu können, wurden die ersten Proteste laut: Die Umweltschützer warnen vor den gigantischen Abfallmengen, die „Coke"-Trinker künftig hinterlassen würden. Biochemiker behaupten, das in dem Material enthaltene Acrylnitril bilde mit dem Volksgetränk eine säureartige Lösung, deren Giftigkeit noch nicht ausreichend überprüft sei. Die amerikanische Food and Drug Administration hat Tierversuche angeordnet. Testverkäufe und Werbekampagnen laufen bereits.

Cola-Plastikflasche

Literatur der Frauenbewegung

Über die „Märchenonkel der Frauenfrage" und den „Mythos vom vaginalen Orgasmus", über Selbstuntersuchungen und Selbsterfahrungsgruppen, über Mütter, Hausfrauen und Kleinstadtlesben berichtet ein ganzer Stapel neuer Frauenbücher, die soeben auf den Markt gekommen sind. Die Titel lesen sich sachlich („Frauenjahrbuch '75") oder bewußt provokativ („Hexengeflüster", herausgegeben im Frauenselbstverlag „Die rasenden Höllenweiber"). Das Frauenjahrbuch (Frauen-Verlag Roter Stern) wurde von sieben Frankfurterinnen selbst gesetzt und umbrochen, sie lasen Korrektur, machten das Layout, beschafften die Bilder, lösten Kalkulations- und Vertriebsfragen. Falls es Gewinn abwirft, soll er „für ein überregionales Projekt der Frauenbewegung" verwendet werden.

Frauen-Titel

Sinkende Moral in der UdSSR

Tendenzwende in der prüden Sowjet-Union? Von hundert Ehen werden 28 wieder geschieden, jede zehnte Geburt ist unehelich, vor- und außerehelicher Sex sind — auch bei Frauen — eher die Norm als die Ausnahme. „Die Familie", so der Meinungsforscher Wiktor I. Perewedenzew aus Moskau, „muß mit ernsthaften Problemen fertig werden". Für sinkende Geburtenraten, wachsende Ehe-Unlust und zunehmende sexuelle Freizügigkeit seien jedoch „mehr wirtschaftliche als moralische" Gründe die Ursache.

GGK

Wer nichts für sein Haar tut, tut etwas dagegen.

Darum erfahren Sie hier, was Sie für Ihr Haar tun können. Präziser, was Sie mit PANTEEN, dem einzigen Haarwasser mit dem Vitamin-B-Wirkstoff Pantyl, für Ihr Haar tun können:

Pantyl dringt in die Kopfhaut ein und bewirkt, dass sich keine lästigen Schuppen mehr bilden.

Das wirkt gepflegter.

Pantyl dringt aber auch in das Innere jedes einzelnen Haares ein und bewirkt, dass Ihr Haar von innen stark und von aussen glänzend wird.

Das wirkt besser.

Pantyl dringt aber auch in die Haarwurzel ein und bewirkt, dass Ihr Haar länger gesund und länger Ihr Haar bleibt.

Das wirkt jugendlicher.

Und das alles zusammen wirkt. Zum Beispiel auf Frauen.

Das ist die Normalflasche PANTEEN. In ihr ist alles, was Sie täglich für Ihr Haar tun können.

Das ist ein Portionenfläschchen PANTEEN für den Friseur. Lassen Sie sich doch gleich bei Ihrem nächsten Haarschnitt eine Friktion mit PANTEEN machen.

Nur Ihr Fachhändler kann Sie richtig beraten. Fragen Sie ihn!

PANTEEN

PANTEEN GMBH, 7889 Grenzach-Wyhlen

PERSONALIEN

Kurt Gscheidle, 50, Bonner Verkehrsminister, weihte vorige Woche in Soest die neue Autobahn Ruhrgebiet — Kassel ein und lauschte dabei Miteinweiher Heinz Herbert Karry, Wirtschaftsminister in Hessen, der eine Schimpfkanonade auf den Bonner Finanzchef Hans Apel losließ. Karry wetterte, und Gscheidle hörte es gern, gegen Etatkürzungen am Straßenbau und gegen Apels Anti-Auto-Politik — jedoch nicht lange. Auf dem Höhepunkt der Freiluftbeschimpfung des Finanzkollegen fiel das Mikrophon aus. Karry maulte weiter, doch niemand hörte ihn mehr, und Gscheidle vermutete: „Jetzt hat der Apel zurückgetreten."

Erich Mende, 58, CDU-Bundestagsabgeordneter, vormals Vizekanzler und IOS-Manager („Mein Lebensbuch kann ich überall aufschlagen, und es wird nirgends ein dunkler Punkt sein"), verriet jetzt, wie er sich gegen Lauscher schützt: Vertrauliche Gespräche führt er im Garten promenierend. Seit 1961 habe er seinen Freunden „immer wieder empfohlen, bei Telephongesprächen und der Abfassung von Briefen stets zu berücksichtigen, daß ihr Inhalt veröffentlichungsreif ist".

Walter Scheel, 56, Bundespräsident, verzichtet auf den geplanten Sommerurlaub in seinem österreichischen Feriendomizil Hinterthal und will stattdessen mit Familie nur hin und wieder einen Abstecher ins Grüne unternehmen. Den Verzicht begründet der Präsident: „Wenn ich in Österreich so lange Urlaub mache, muß ich viel zu viele Leute beschäftigen, die über meine Sicherheit wachen" — und für die würde es dann keinen Urlaub mit der Familie geben.

Helmut Schmidt, 56, Bundeskanzler, hielt die Bundestags-Bibliothekare und das Freiburger Militärgeschichtliche Forschungsamt in Trab, „um herauszufinden, ob das Motto ‚Mehr sein als scheinen' ursprünglich von Moltke stammt oder ob es von Schlieffen auf Moltke geprägt worden ist" (Schmidt). Der Kanzler hatte es unlängst als Moltke-Wort bezeichnet, der Bonner Journalist Walter Henkels („FAZ") hatte daraufhin richtiggestellt, daß es sich um einen Ausspruch des Generalstabschefs Alfred Graf von Schlieffen handele. Verlauf und Ergebnis seiner Zitatensuche teilte Kanzler Schmidt dem Hofchronisten Henkels in einem drei Seiten langen Brief mit. Zu seinen Gunsten buchte er: „Einzelne Autoren, wie z. B. Teske und Görlitz führen den Ausspruch eindeutig auf Moltke zurück." Andere schrieben ihn sowohl Moltke als Schlieffen zu. Und bevor der Kanzler kapitulierte, schweifte er noch ab: „Übrigens hat sich bei meiner Suche auch ergeben, daß der Gedanke ursprünglich von den alten Griechen stammt." Das Militärgeschichtliche Forschungsamt gab den Ausschlag, es votierte für Schlieffen, wie es auch längst in Büchmanns „Geflügelten Worten" steht. Schmidt chevaleresk: „Lieber Herr Henkels, dokumentarisch belegt ist ausschließlich *Ihre* Quelle und Version — ich verbeuge mich!"

Etta Schiller, 41, Regierungsdirektorin in der Kölner Oberfinanzdirektion, bringt Neugierige mit der Feststellung zum Schweigen: „Jan ist mein persönlicher Beitrag zum Jahr der Frau." Bei Jan handelt es sich um einen Knaben, dessen die blonde Beamtin am 24. Juni genas — elf Monate nach ihrer Scheidung vom ehemaligen Superminister Karl Schiller. Den Namen des Herrn, der ihr die Beitragsleistung zum Frauenjahr erst ermöglichte, verschweigt Etta Schiller.

Werner Klosterkötter, 56, Direktor des Instituts für Hygiene und Arbeitsmedizin der Universität Essen sowie Präsident der Deutschen Gesellschaft für Arbeitsmedizin, behauptete in der Münchner „Abendzeitung", daß Nichtraucher durch Raucher allenfalls belästigt, nicht aber geschädigt würden: „Wenn ich im Konzert neben einer Dame mit einem mir unangenehmen Parfum sitze, kann man mir auch zumuten, das zu ertragen." Die Parfum-These empörte Ferdinand Schmidt, Leiter der Forschungsstelle für präventive Onkologie an der Universität Heidelberg/Mannheim sowie Vorsitzender des Ärztlichen Arbeitskreises Rauchen und Gesundheit. Nichtraucher Schmidt ereiferte sich im selben Blatt: „Geradezu absurd." Raucher Klosterkötter dagegen revoziert nicht. Ein Psychiater („Lassen Sie meinen Namen heraus") dazu: „Das Schädliche am Rauchen ist nicht Nikotin oder Teer, sondern der Vorsatz, es sich abzugewöhnen. Viele versagen dabei, und das kann sie neurotisch machen."

Nelson A. Rockefeller, 67 (Photo r.), US-Vizepräsident, lernte in München und Umgebung die derben Formen bayrischer Gastlichkeit kennen. Mit einer Umarmung und den Worten „Da geh' her, kriagst an Kruag von mir, weils'd so nett bist" verehrte die Kellnerin **Franziska („Fanny") Alborn,** 54 (2. v. r.), im Vorstadt-Biergarten „Aumeister" dem Milliardär am vorletzten Sonntag einen weiß-blau gemusterten Bierkrug. Diese Einkehr war der Abschluß eines fünftägigen Urlaubs, bei dem sich der Vizepräsident samt Ehefrau **Happy Rockefeller,** 48 (l.), und drei Stieftöchtern an die klassischen Routen des US-Tourismus gehalten hatte: Von Rothenburg ob der Tauber (Rockefeller: „Haben Sie Bratwürste und Sauerkraut?") zum Münchner „Hofbräuhaus" („Da müssen wir hin"), von den Königsschlössern Neuschwanstein und Hohenschwangau zum Hitler-Nachlaß in Berchtesgaden. Der 32köpfige Troß von Sicherheitsbeamten hatte Mühe, dem je nach Laune und Wetter entscheidenden Touristen auf der Spur zu bleiben und die zahlreichen Präsente nach versteckten Sprengkörpern zu untersuchen — etwa ein edelweißgeschmücktes Latschengebinde. Trotz Lobs für Bayerns Bier und Wein flog Rockefeller rechtzeitig ab, um seinen Geburtstag daheim zu begießen.

Möchten Sie wissen, welche Boxen bei den Vergleichstests der Fachzeitschriften am besten abschneiden?

Ja, von neutraler Seite hätte ich das gerne mal gehört. Schicken Sie mir deshalb kostenlos die Testberichte und Hörvergleiche der führenden deutschen Fachzeitschriften.

An Telefunken Fernseh und Rundfunk GmbH, Abt. WB, 3 Hannover-Linden, Postfach

Name

Anschrift

Technik von Telefunken. Schöne Gehäuse bauen wir natürlich auch.

Die TL-Boxen von Telefunken. TL 400: 2-Wege-Kompaktbox, 20/30 Watt Belastbarkeit, Frequenzbereich 44—20 000 Hz. TL 500: 2-Wege-Kompaktbox, 35/50 Watt Belastbarkeit, Frequenzbereich 40—20 000 Hz. TL 600: 3-Wege-Flachbox, 40/55 Watt Belastbarkeit, Frequenzbereich 40—20 000 Hz. TL 700: 3-Wege-Regalbox, 45/60 Watt Belastbarkeit, Frequenzbereich 30—20 000 Hz. TL 800: 4-Wege-Standbox mit Fußgestell, 60/100 Watt Belastbarkeit, Frequenzbereich 25—20 000 Hz.

TELEFUNKEN

Zu Kaisers Zeiten
gab es
Genüsse par excellence.

Hoehl.
Geschätzt
seit Kaisers
Zeiten.

REGISTER

GESTORBEN

Margret Boveri, 74. Dieser Journalistin war die Wirklichkeit als solche teuer. Sie war ihr Strapazen und Gefahren wert und auch — wie zu den Zeiten, als man Brandt und Bahr noch kalte Krieger nennen konnte — die politische Isolation. Als sich 1945 in Berlin schon jedermann, dem's möglich war, verkrochen hatte, auch natürlich jeder Journalist, gedruckt wurde ja doch nichts mehr, da wanderte Margret Boveri die Linden entlang, die Situation war unwiederholbar, sie mußte das mitkriegen. Und 1953, als für aufrechte und freie West-Berliner jeder Einkauf jenseits der Sektorengrenze eine sittliche Verfehlung darstellte, beschrieb sie ungeniert in einem Buch, wie sie die billigen Klobecken aus Ost-Berlin fürs neue Haus herangekarrt hatte. Sie hat die eigene „Kollaboration", das war ihr Wort, als bürgerliche Journalistin unter Hitler, im nachhinein nicht scheu versteckt, sondern trotzig ausgebreitet und sehr gründlich untersucht — auch hier ein Einzelfall. Sie ist am vorletzten Sonntag in Berlin an Krebs gestorben.

Otto Skorzeny, 67. Der Sohn eines Wiener Ingenieurs bestand 1931 sein Examen als Diplom-Ingenieur, und er wurde weltbekannt als eine Art 007 seines Landsmannes Hitler: Am 12. September 1943 landete Skorzeny, damals Hauptsturmführer der Waffen-SS (soviel wie Hauptmann) gemeinsam mit Fallschirmjägern und einigen SS-Männern auf einem Abruzzen-Plateau, wo der putschende Marschall Badoglio den italienischen „Duce" Mussolini unter scharfer Bewachung gefangenhielt. Die Befreiung glückte, aber Hitler ließ vertuschen, daß die Wehrmacht diesen Handstreich geplant und ausgeführt hatte. Mitbefreier Skorzeny sollte der Hauptheld sein. Der 1,96 Meter große Hüne vollbrachte ein eigenes Husarenstück erst im Oktober 1944: Er entführte den Sohn des angesichts der näher rückenden Roten Armee kapitulationswilligen ungarischen Reichsverwesers, Admiral von Horthy, aus der Budapester Burg. Er leitete schließlich auch den Einsatz der deutschen Soldaten, die während der Ardennen-Offensive in US-Uniformen hinter den feindlichen Linien Verwirrung stiften sollten und von denen sehr viele erschossen wurden; Skorzeny freilich war daheimgeblieben. 1947 sprachen ihn die Amerikaner in einem Kriegsverbrecherprozeß frei, und ehe sich noch deutsche Spruchkammern mit ihm befassen konnten, hatte er sich nach Spanien abgesetzt. Dort betrieb Skorzeny ein prosperierendes Geschäft mit Immobilien sowie gelegentlich auch Waffen, und er polierte emsig seinen Ruhm als Hitlers Haudegen, indem er Memoiren und Zeitungsartikel schrieb. Gelegentlich reiste er — stets unbehelligt — nach Deutschland. Noch im Mai dieses Jahres ließ er sich in Heidelberg bestrahlen, doch der Rückenmark-Krebs war längst unheilbar geworden. Otto Skorzeny starb am Sonnabend vorletzter Woche in Madrid.

Tim Buckley, 28. „Happy Sad" nannte er eine seiner Langspielplatten: Glücklich in der Depression. Kein Rock-Barde hat arrogante Trauer und sublime Schwermut so wortgewandt zum Stilprinzip erhoben wie dieser College-Absolvent aus Washington. Er ließ sich von Jazz-Gespinsten umgarnen und spann Gesangsfäden zwischen Rock'n'Roll und musique concrète. Beim Publikum hat es der eigenwillige Folksong- und Popmusik-Tenor nie leicht gehabt. „Kommunizieren", sagte er, „kann so schwerfallen wie das Sterben." Vorletzte Woche starb er in Santa Monica, Kalifornien, an einem Herzinfarkt nach dem Genuß von Alkohol und Drogen.

Konstantinos Apostolos Doxiadis, 62. Den drohenden Erstickungstod moderner Großstädte sah Doxiadis schon früh voraus. Der wendige, Phantasie und Kalkül effektvoll verbindende Grieche, der in Berlin Architektur studiert hatte und mit 24 Jahren zum Chef der Athener Stadtplanung avanciert war, begründete eine neue „Wissenschaft von den menschlichen Siedlungen", die „Ekistik". Seine Planungsfirma arbeitet für Entwicklungsländer in Asien und Afrika, analysierte aber auch die Entwicklung des Ballungszentrums zwischen Pittsburgh und Chicago („Great Lakes Megalopolis"), wo um das Jahr 2000 laut Prognose der Planer rund 45 Millionen Menschen leben werden. Doxiadis starb in Athen an multipler Sklerose.

11 Jahre alt.
In 5 Jahren wird sie Rauschgift angeboten bekommen.

Ihr Kind - unmöglich?

Irrtum!

Die Statistik zeigt, dass Ihre Elfjährige in fünf Jahren möglicher weise der Versuchung ausgesetzt wird, Narkotika und andere gefährliche Drogen zu nehmen.

Es sei denn, Sie tun etwas dagegen – jetzt. Unterstützen Sie den Vereinten Nationen Fonds zur Bekämpfung des Drogenmissbrauchs.

Eine weltweite Aktion zur Beseitigung eines weltweiten Problems.

Nur eine Organisation wie die Vereinten Nationen kann einen solchen Kampf auf allen Fronten aufnehmen. In den reichen Ländern, wo die Drogen konsumiert werden. Und in den armen, wo sie angebaut werden (und überall dort, wo sie gehandelt werden). Ein derart internationales Problem lässt sich nur schwer auf rein nationaler Ebene bekämpfen. Das ist eine Aufgabe für die Vereinten Nationen und dazu braucht man Geld.

Geld, um die Polizei- und Zollbeamten im Kampf gegen den Rauschgifthandel zu schulen. Geld, um auf der ganzen Welt Erfahrungen über Aufklärungs- und Vorbeugungsmethoden gegen den Drogenmissbrauch zu sammeln. Geld, um die sozialen Ursachen des Drogenmissbrauchs zu erforschen. Geld, um den Bauern beizubringen, was sie anstelle des Schlafmohns anbauen können. Und so weiter, und so weiter.

Sie können helfen. Stellen Sie den Vereinten Nationen ein wenig von diesem Geld zur Verfügung. Unterstützen Sie ein Programm, dessen Ziel es ist, Ihre Kinder vor den gefährlichen Auswirkungen der Drogen zu schützen. Und bitte: tun Sie es gleich. Wir haben nicht mehr viel Zeit.

Bitte legen Sie Ihren Geldschein oder Scheck dem Coupon bei. Danke.

DEUTSCHE GESELLSCHAFT FÜR DIE
VEREINTEN NATIONEN
Simrockstr. 23, 53 BONN, Tel. 22 47 66

Name _____

Adresse _____

_____

Spendenbetrag _____

Spendenbescheinigung erwünscht ☐

nicht erwünscht ☐

DER SPIEGEL weltweiter Urlaubs-Service

Wohin Sie auch reisen, wo auch immer Sie Ihren Urlaub verbringen, auf die aktuellen Informationen des SPIEGEL brauchen Sie nicht zu verzichten, denn den SPIEGEL kann man in fast allen Ländern der Welt bekommen:

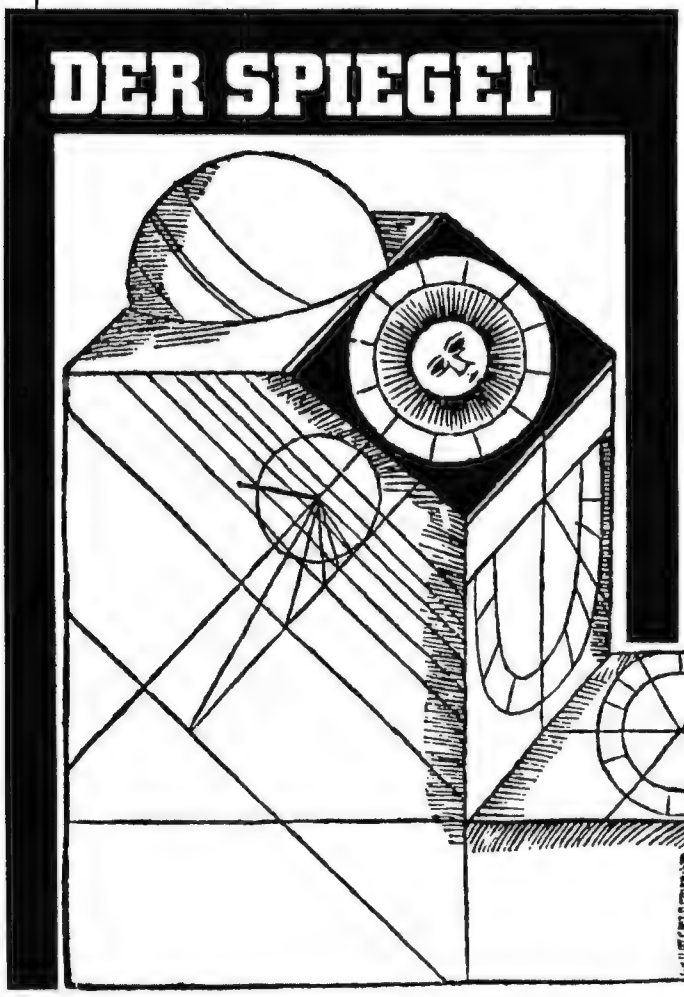
In diesen Ländern erhalten Sie den SPIEGEL überall dort, wo es deutsche Zeitschriften gibt. Wenn Sie aber ganz sichergehen wollen, dann lassen Sie sich den SPIEGEL nachsenden – direkt an Ihren Urlaubsort.

EUROPA
Andorra
Belgien
Dänemark
Finnland
Frankreich
Griechenland
Großbritannien
Irland
Island
Italien
Jugoslawien
Liechtenstein
Luxemburg
Malta
Monaco
Niederlande
Norwegen
Österreich
Polen
Portugal
Rumänien
San Marino
Schweden
Schweiz
Spanien
Türkei
Vatikanstadt
Zypern

AFRIKA
Äthiopien
Algerien
Angola
Dahome
Elfenbeinküste
Gabun
Kamerun
Kenia
Komoren
Kongo (R.P.C.)
Liberia
Libyen
Madagaskar
Mali
Marokko
Niger
Nigeria
Obervolta
Réunion
Rhodesien
Sambia
Senegal
Somalia
Südafrik. Republik
Tansania
Togo
Tschad
Tunesien
Uganda
Zentralafrik. Republik

ASIEN AUSTRALIEN OZEANIEN
Abu Dhabi
Afghanistan
Australien
Bahrein
Dubai
Hongkong
Indonesien
Iran
Israel
Japan
Jordanien
Kuwait
Libanon
Malaysia
Saudi Arabien
Singapur
Sri Lanka
Tahiti
Thailand

AMERIKA
Argentinien
Bahamas
Bolivien
Brasilien
Chile
El Salvador
Ecuador
Franz. Guayana
Guadeloupe
Guatemala
Kanada
Kolumbien
Martinique
Mexiko
Nicaragua
Panama
Paraguay
Peru
Puerto Rico
Uruguay
USA
Venezuela



Aktuelle Information für alle, die wissen wollen, woran sie sind.

Wo auch immer sie sind.

Teilen Sie dem SPIEGEL-Verlag, 2 Hamburg 11, Postfach 110420, 14 Tage vor Reisebeginn Ihre genaue Urlaubsanschrift, den An- und Abreisetermin sowie Ihre Heimatadresse mit. Beziehen Sie den SPIEGEL im Abonnement, so senden Sie Ihre Benachrichtigung bitte an die Abonnements-Abteilung, kaufen Sie ihn am Kiosk, dann wenden Sie sich bitte an den Urlaubs-Service.

DIESE WOCHE IM FERNSEHEN

Montag, 14. 7.

19.30 Uhr. ZDF. Grenzfall
Mit diesem halbdokumentarischen Film über neue Methoden der Verbrechensbekämpfung, dargestellt an der Fahndung nach einem internationalen Waffenschieberring, soll „das Vertrauen des Bürgers in die Polizei wieder etwas gestärkt werden". Erstmals durfte ein ZDF-Team in den Labors des Bundes-Kriminalamts drehen.

20.15 Uhr. ARD. Panorama
Leitung: Gerhard Bott. Kritisiert werden „die Sondergesetze gegen Terroristen und ihre Anwälte" und das deutsch-brasilianische Atomabkommen, „das Brasilien die Produktion von Atomwaffen ermöglicht". Außerdem der Film zweier Hamburger Feministinnen über die Welt-Frauenkonferenz in Mexiko und eine Analyse über Kindsmißhandlungen.

20.15 Uhr. ZDF. Aus Forschung und Technik
Einen Tag vor dem geplanten Countdown von Apollo/Sojus werden noch einmal technische Daten erläutert. Anschließend eine Bilanz von 14 Jahren bemannter Raumfahrt und ein Ausblick auf das Ende der „Wegwerf-Raketen".

21.15 Uhr. ZDF. Adelheid
Als „differenzierten und weitgehend unpropagandistischen Versuch tschechischer Vergangenheitsbewältigung" an „einem heiklen Thema, der Vertreibung der Sudetendeutschen", annonciert das ZDF diesen zweiten Spielfilm (1969) des Nachwuchsregisseurs František Vlácil. Thema: die Romanze zwischen einem jungen tschechischen Offizier und einer deutschen Fabrikantentochter, deren Vater nach 1945 als Kriegsverbrecher hingerichtet wird.

22.00 Uhr. ARD. Autostadt in der Krise
Feature von Thilo Koch und Peter Otto über die Stimmung in der 1,2-Millionenstadt Turin, wo die Hälfte aller Bürger — meist zugewanderte Süditaliener — vom Fiat-Konzern lebt. Zur Krise auf dem italienischen Automarkt ein Interview mit Fiat-Chef Agnelli.

Dienstag, 15. 7.

13.15 Uhr. ARD. Start des Sojus-Raumschiffes
Live-Sendung aus Baikonur.

20.49 Uhr. ARD. Start des Apollo-Raumschiffes
Live-Sendung von Cape Canaveral.

21.15 Uhr. ZDF. Blickpunkt
Nach dem Vorbild einer amerikanischen Arme-Leute-Studie wird die Situation von Wenigverdienern im Raum München untersucht. Resultat: „Arme leben teurer" — aus billigen Altbauwohnungen verdrängt, müssen sie in Trabantenstädten überhöhte Mieten zahlen, sind der Preiswillkür der wenigen Ladenzentren ausgeliefert, und „wer aus dem Tritt kommt, wird von der Amtsbürokratie abhängig." „In den neuen Wohnquartieren am Stadtrand", so der Münchner Soziologe und Stadtplaner Karolus Heil, „wird die Versorgungssituation der Einwohner bewußt am unteren Minimum gehalten."

22.00 Uhr. ZDF. Sing-Sing — Thanksgiving
Mitschnitt eines Wohltätigkeitskonzerts im amerikanischen Zuchthaus Sing-Sing, wo am Thanksgiving Day 1973

Joan Baez, B. B. King und eine Soul-Gruppe aus Harlem vor 1500 Häftlingen auftraten. Die spektakuläre Show, von Insassen selbst präsentiert und durch Workshop-Spiele über deren Probleme unterbrochen, wurde bei der Ausstrahlung im US-Fernsehen als bedrückendes TV-Dokument über den Strafvollzug bewertet.

Mittwoch, 16. 7.

20.15 Uhr. ARD. Im Namen des Fortschritts: Verarmungshilfe
„Die Erschließung der Dritten Welt", so Gordian Troller und Claude Deffarge, „kommt einer Plünderung gleich." Ihre Kritik am Prinzip der „internationalen Arbeitsteilung", bei der „die Erzeugerländer ihre Rohstoffe verschleudern, die Industrienationen meist ihre alten Kolonialherren-Rolle weiterspielen", wollen die TV-Reporter am Beispiel der afrikanischen Republik Gabun begründen.

20.15 Uhr. ZDF. Bilanz
Ein Studio-Gespräch mit dem DGB-Vorsitzenden Vetter, ein Bericht zur Konjunkturlage in den USA und eine Reportage aus Cabora Bassa über „das gute Verhältnis zwischen den deutschen Firmen und der Frelimo". Außerdem wird untersucht, „ob die deutschen Unternehmer in einem Investitionsstreik treten".

21.00 Uhr. ARD. Pierre und Jean
Über diese ORTF-Inszenierung des Maupassant-Romans gab es 1973 in

Frankreich konträre Urteile: Den „Figaro" beeindruckte dabei „der diskrete Charme der Klein-Bourgeoisie des Fin de siècle", den „Express" die „konsequente Beherzigung, daß Maupassant vor Freud gelebt hat", „Le Monde" sah nichts als „Krinolinen, Kaleschen und Kreissägen".

21.15 Uhr. ZDF. Aspekte
Moderation: Wiltrud Mannfeld. Geplant sind ein Report zu den Problemen der Jugendzentren und ein Porträt des belgischen Künstlers Panamarenko, dessen skurrile Flugapparate und Gummi-Autos in Köln ausgestellt sind.

22.00 Uhr. ZDF. Der Kulterer (sw)
Die Chronik eines „beschädigten Lebens" zeichnete Thomas Bernhard („Der Ignorant und der Wahnsinnige") in seiner Erzählung, die der Exil-Tscheche Vojtech Jasny letztes Jahr mit viel Kritiker-Lob fürs Fernsehen inszenierte: Ein alternder Häftling, als Verfasser kleiner Prosastücke im Gefängnis geachtet, fürchtet sich, „im wilden Ausgesetztsein des Entlassenseins nichts mehr zu sein". Nach seinem Abschied verschwindet er in eine Landschaft, die „hügelig, braun und

grau, vor Hoffnungslosigkeit dampft" (Bernhard). Wiederholung. Photo: Helmut Qualtinger in der Titelrolle.

Donnerstag, 17. 7.

17.10 Uhr. ZDF. Apollo-Sojus
Geplante Live-Übertragung vom Koppelmanöver in der Umlaufbahn.

20.15 Uhr. ARD. Bilder aus der Wissenschaft
Mit einer ausführlichen Reportage über die Begegnung der beiden Raumschiff-Besatzungen und Statements internationaler Wissenschaftler über neue Projekte auf Mond und Mars.

21.15 Uhr. ZDF. Kontrovers: Fairplay — das strapazierte Ideal
Diskussion zwischen dem Sozialethiker Arnold Plack, Jean Borotra, Vorsitzender der Fairplay-Kommission der Unesco, dem Journalisten Josef Müller-Marein („Die Zeit"), dem Generalsekretär des Nationalen Olympischen Komitees, Walther Tröger, und ZDF-Sportreporter Alfons Spiegel.

21.45 Uhr. ARD. Die Fernseh-Diskussion: Bildungsplanung in der Flaute
Streitgespräch mit Bildungsminister Rohde, dem bayrischen Kultusminister Hans Maier und dem Journalisten Heinz-Joachim Melder („Die Welt"). Leitung: Johannes Gross.

22.00 Uhr. ZDF. Schatzkammer der Kaiser
Die ersten TV-Bilder der legendären Kunstsammlung aus Tschiang Kaischeks Palastmuseum, die Experten als die wertvollsten Schätze der chinesischen Kaiser-Dynastien der letzten vier Jahrtausende bewerten. Die über 250 000 Einzelstücke wurden in den japanischen Kriegen über Nangking und Shanghai nach Formosa gebracht und später zum Schwerpunkt nationalchinesischer Kulturpolitik gemacht.

Freitag, 18. 7.

20.15 Uhr. ARD. Die Zürcher Verlobung
Deutsche Lustspiel-Klamotte (1957) aus der Helmut-Käutner-Reihe der ARD. Mit Liselotte Pulver, Paul Hubschmid und Bernhard Wicki.

21.30 Uhr. ZDF. Mach's gut, Nicolas
Yves Robert („Der große Blonde mit dem schwarzen Schuh") nennt seinen

1973 gedrehten Spielfilm „eine warme dankbare Geste der Liebe an meine Freunde", die Nebenrollen-Schauspieler. Marcello Mastroianni (Photo) spielt einen glücklosen Pariser Kleindarsteller, der sich durch seine albernen Rollen bei Frau, Geliebter und Kind lächerlich macht. Deutsche Erstaufführung.

Samstag, 19. 7.

22.05 Uhr. ARD. Der zweite Atem (sw)
Thriller (1966) von Jean-Pierre Melville, Frankreichs großem Krimi-Regis-

seur. Photo: Lino Ventura als alternder Gangster, der nach einem Zuchthaus-Ausbruch in eine Polizei-Falle geht.

23.05 Uhr. ZDF. Vom Dritten keine Spur (sw)
Amerikanischer Konfektions-Krimi (1959) von Sidney Salkow.

Sonntag, 20. 7.

10.30 Uhr. ZDF. China — der Drache erwacht
Dokumentaraufnahmen des französischen Fernsehens aus der Zeit vor und nach dem Siege Mao Tse-tungs. Anschließend Ausschnitte vom „Roten Frauenbataillon" (Photo). Das pathetische Propaganda-Ballett vom heldenhaften Kampf des Bauernmädchens Wu Ching-hua gegen einen blutrünstigen Großgrundbesitzer gehörte lange zum Standard-Programm für China-Besucher und kam als einer der ersten

Peking-Filme in europäische Kinos. Wiederholung.

16.00 Uhr. ZDF. Tour de France — Schlußetappe
Live-Übertragung von der Ankunft auf den Pariser Champs-Elysées.

19.10 Uhr. ZDF. Bonner Perspektiven
In der Sendung werden die Vorschläge zur Reform des öffentlichen Dienstes erläutert.

20.15 Uhr. ZDF. Guys and Dolls
Das Hollywood-Musical mit Marlon Brando, Frank Sinatra und Jean Simmons war erfolgreichster Film des Jahres 1956. Regie: Joseph L. Mankiewicz.

21.30 Uhr. ARD. Es gab nicht nur den 20. Juli
An Gesprächen mit vier ehemaligen Widerstandskämpfern aus München — einem kommunistischen Metzger, einem monarchistischen Pfarrer, einem sozialistischen Lebensmittelhändler und einem parteilosen Heizer — will BR-Autor Georg Friedel verdeutlichen, „daß die Volksopposition gegen Hitler weitaus größer war als man gedacht".

Mit dem Dach hat alles angefangen...

Und da können wir eine ganze Menge bieten. Zum Beispiel beim geneigten Dach: 4 Dachsteinmodelle, 5 Farben und verschiedene Oberflächenstrukturen – das sind 18 Möglichkeiten zur individuellen Dachgestaltung. Dazu ein detailreiches, maßgenau vorgefertigtes Zubehörprogramm – alles, was zu einem richtig schönen und funktionstüchtigen Dach gehört. Die Qualität der verwendeten Materialien ist die Garantie für eine lange Lebensdauer des Daches.

Die Garantie geben wir Ihnen. Schriftlich.
Aber auch um das Flachdach kümmern wir uns ebenso intensiv. Mit den Kunststoff-Dachbahnen Rhenofol und Rhepanol stellen wir 2 Systeme her, die bei allen vorkommenden Dachkonstruktionen den gestellten Anforderungen gerecht werden. Mit kunststoffgerechtem, einbaufertigem Zubehör. Ob es um das geneigte Dach oder um das Flachdach geht, um Tiefbau, Fassaden oder Kunststoff-Halbzeuge – Braas bietet Ihnen komplexe Lösungen. Jahrzehntelange Erfahrung, zukunftsorientierte Forschung auf internationaler Ebene, individuelle Beratung und ein vorbildlicher Service haben uns zu einem kompetenten, vielseitigen Gesprächspartner gemacht. Auch für Sie.

Ich interessiere mich für

- ○ das geneigte Dach
- ○ das Flachdach
- ○ Fassaden
- ○ Abdichtung/Tiefbau
- ○ Kunststoff-Halbzeuge

Name

Adresse

1 Sp 28-75

BRAAS

Braas & Co GmbH · Hauptverw. · 6 Frankfurt/Main 97 · Friedrich-Ebert-Anlage 56

HOHLSPIEGEL

Der „Kölner Stadt-Anzeiger" über das Training von Spezialeinheiten der Polizei: „Zu den Fertigkeiten, die sie trainieren, gehört das Pistolenschießen. Einer wendet das Gesäß der Zielscheibe zu, bückt sich und entleert sein Magazin durch die gespreizten Beine nach hinten. Die Notwendigkeit einer solchen Position mag im Einsatz verhältnismäßig selten gegeben sein, aber er beherrscht sie. Die Schüsse liegen im Ziel."

△

Aus dem Reichskanzlei-Report „Die Katakombe" von Uwe Bahnsen und James P. O'Donnell: „Nun konnte er durch den Tunnel von der Reichskanzlei her ungefähr zwölf uniformierte Russinnen auf sich zukommen sehen. Zu seiner Überraschung waren es nur Frauen."

△

Welche Gauner

haben am hellen Sonntagmorgen unsere rot-weiße hessische Landesfahne vom Mast geklaut? Wir bitten um entsprechende Hinweise, um mit dem Diebsgesindel mal persönlich zu verhandeln.

Box-Club Darmstadt,
Trainer Homann
Tel. 87 44, Ballumweg 7

Aus der „Sylter Rundschau".

△

1000,– DM Belohnung

zahlen wir für Hinweise, die zur Feststellung des anonymen Anrufers führen, der schon zweimal unseren Festzeltbetrieb durch eine Bombendrohung vorzeitig beendete.

Musikverein Blaubeuren e. V.

Aus der Ulmer „Südwest-Presse".

△

Die Kreissparkasse Calw (Baden-Württemberg) in einer Zeitungsanzeige: „Die vorstehend aufgeführten Sparkassenbücher sind in Verlust geraten. Es ergeht daher die Aufforderung an die Inhaber der Sparkassenbücher, binnen drei Monaten ihre Rechte unter Vorlage des Sparkassenbuches anzumelden."

△

Münchens Polizeipräsident Manfred Schreiber vor der Vollversammlung des Stadtrats: „Ein schönes Bordell mit Plüsch und Pleureusen, von einer anständigen Münchnerin geleitet, ist etwas Herrliches."

Schönes Wochenende

Für die kleinsten Feste der Welt.

HENKELL TROCKEN PIKKOLO

RÜCKSPIEGEL

Zitate

Herbert Wehner in einem Gespräch mit der Hamburger „Zeit":

Frage: Wenn Sie von Verteufelung sprechen: Haben Sie selbst nicht davon Gebrauch gemacht? War beispielsweise Ihr Wort, Sie brauchten die Opposition nicht, nicht auch ein Beitrag zur innenpolitischen Polarisierung, zur Verteufelung des Gegners?

Antwort: Sie nennen jetzt einen Punkt, um dessen Klärung ich mich vergeblich bemüht habe, alle die Jahre. Das ist genau ein Wort, mit dem man mich verteufelt. Ich habe ein einziges Mal — nicht im Deutschen Bundestag — gesagt*, daß ich die Opposition nicht brauche. Das war Teil einer Antwort auf eine Frage, bei der es nur darum ging, mit der Arbeitshypothese von zwei Staaten in Deutschland den Versuch zu machen, den Menschen in Deutschland zu helfen. Die Opposition wollte erreichen, daß ich durch das Zurückgehen auf eine Entschließung des Bundestages mit einer gegenteiligen Hypothese der Regierung in den Rükken falle. Für den so in Gang zu bringenden Versuch, den Menschen zu helfen, so meinte ich, brauche ich die Opposition nicht, weil sie ein Zurück zur alten Hypothese erlisten wollte.

△

Die „Schwäbische Zeitung" über die Verhandlungsführung des Richters Prinzing im Baader-Meinhof-Prozeß:

Den rauhen Ton, den die Wahlverteidiger, allen voran Otto Schily aus Berlin, vom ersten Tag an angeschlagen haben, hat sich Prinzing nicht aufzwingen lassen. Er hat stets versucht, ruhig, sachlich, höflich und gelassen zu bleiben, und nur selten hat er sich einmal gehenlassen. Aber er hat Schwächen gezeigt, und das hat ihm bereits eine schlechte Presse eingetragen: So stand im SPIEGEL, daß sich Prinzing „zusehends verunsichern läßt und sich immer weniger als Herr des Verfahrens erweist". Man kann sich tatsächlich darüber Gedanken machen, wer in Stammheim „Herr des Verfahrens" ist; schließlich war es bis jetzt nicht das Gericht, das den Fortgang der Verhandlung bestimmt hat.

* Herbert Wehner in einem SPIEGEL-Gespräch (Nr. 5/1970) auf die Frage, ob die Regierung bei einer Oder-Neiße-Regelung der Zustimmung der Opposition bedürfe: „Nein, ich brauche die Opposition nicht. Es hängt von der Opposition ab, wie sie sich in diesen Lebensfragen verhält. Sehen Sie, es gibt große Auseinandersetzungen, es wird auch staatliche Auseinandersetzungen geben, ob es um Menschen geht oder um Quadratkilometer. Aber da bin ich nicht dafür, daß die Regierung sämtliche Karten vorher auf den Tisch legen soll. Ich bin nicht für Geheimpolitik in jedem Falle, aber ich finde, daß eine Regierung machen können darf, was ihres Amtes ist, und daß da nicht jeder mitreizt."

Cointreau sucht noch mehr Ideen, wie Cointreau trinken schön ist.

Vielleicht kennen Sie eine besonders schöne Art, Cointreau zu trinken. Wenn ja, dann schreiben Sie uns doch. Die 1000 originellsten Trinkideen werden mit je einer Riesenflasche (1,5 Liter) Cointreau belohnt.

Allen, die Cointreau noch nicht kennen, sei gesagt, daß es Cointreau in der braunen Vierkantflasche mit dem roten Bändchen gibt.

Wir wünschen Ihnen viel Vergnügen.

2 c

Name: _____

Anschrift: _____

_____

Schicken Sie diesen Kupon an Schneider Import, 653 Bingen/ Rhein, Postfach. Teilnahmeberechtigt ist jeder ab 18 Jahren, ausgenommen Mitarbeiter des Herstellers. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Einsendeschluß ist der 15. 8. 1975.

COINTREAU-ORANGE
Eiswürfel ins Glas. Ein kräftiger Schuß Cointreau hinzu. Orangensaft nach Wunsch (am besten frisch ausgepreßt).

COINTREAU-TONIC
Kräftiger Schuß Cointreau. Mit eiskaltem Tonicwasser auffüllen. Zitronenscheibe zur Dekoration.

COINTREAU MIT SEKT
Cointreau in Sektschale, mit gut gekühltem Sekt auffüllen. Zur Abrundung eine frische Erdbeere dazu.

COINTREAU-SANGRIA
Flasche Rotwein oder Rosé in Karaffe. Großes Glas Orangensaft hinzu. Mit halbem Glas Cointreau auffüllen. Orangen- und Zitronenscheiben. Halbe Stunde ziehen lassen. In Gläsern mit Eiswürfeln servieren.

COINTREAU ON THE ROCKS
Eiswürfel ins Glas. Cointreau darüber. Nach Wunsch mit Früchten garnieren.

COINTREAU-TROPIC
Feuchtes Glas in Zucker tauchen. Cointreau ins Glas. Eiskalten Zitronensaft dazu.

Cointreau trinken ist schön.

Ein Mensch ist erst dann alt, wenn er am Ausprobieren keinen Geschmack mehr findet.

Die neue Atika hat eine neu abgestimmte Tabak-Komposition mit den wertvollsten Würz- und Leicht-Tabaken. Sie verbindet dadurch Würze und Leichtigkeit auf unverwechselbare Weise. Probieren Sie sie.

Von jetzt an
die neue Atika.

20 Cigaretten DM 2,40

ATIKA

Mit Würztabaken.
Im Rauch nikotinarm.